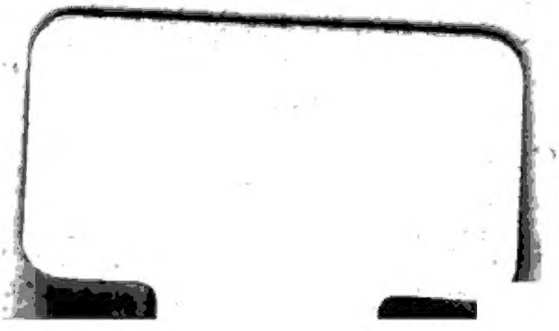
Lebensbeschreibungen berühmter und ...

Carl Nicolai, Johann Christian Ludwig Haeberlin, Johann Friedrich Klopfer

coll. 30/10 - 26 c 42



Digitized by Google

Lebensbeschreibung

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

AUGUST von KOTZEBUE.

Lebensbeschreibungen

berühmter und

merkwürdiger Personen

unserer Zeit.

Herausgegeben

von

C. Nicolai, Ch. Niemeyer, J. F. Krüger

u. a. m.

In fünf Bänden

mit Kupfern.

Fünfter Band.

Quedlinburg und Leipzig, 1823,

bei Gottfried Basse.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
312601A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

1. August v. Kotzebue. (Mit dessen Bildniß.) . . . . 1.

2. Anton v. Klein. . . . . 121.

3. Katharine Pawlowne, Königin von Würtemberg. . . 179.

4. August Ferdinand, Graf v. Veltheim. . . . . 241.

5. Gebhard Lebrecht, Fürst Blücher von Wahlstadt. (Mit dessen Bildniß.) . . . . . 275.

Digitized by Google

Seite

6. Cogniazo. . . . . 395.

7. Franz Moritz, Graf Lacy (oder Lascy). . . . . 451.

8. Immanuel Kant. . . . . 493.

Digitized by Google

August von Kotzebue.

Digitized by Google

August von Kotzebue.

In Europa leben viele, von der Natur mit großen geistigen Kräften ausgestattete Männer, welche von Kindheit an sich mit den ernsten Wissenschaften, oder mit den schönen Künsten beschäftigt, und darin nicht gemeine Kenntnisse und Fertigkeiten erworben haben. Aber von ihrem großen Fleiße, von ihren oft sehr mühseligen Anstrengungen hat die Menschheit keinen Vortheil. Nur für sich und zu ihrem Vergnügen sammlen sie Kenntnisse, und sind verschlossenen Bücher- und Kunstschätzen ähnlich, deren nützlichen Inhalt auch kein Mensch errathen kann. Gewöhnlich ist schon das Aeußere solcher Männer, die man häusliche Gelehrte nennen könnte, so wenig einladend, daß nicht leicht Jemand einen Versuch machen wird, die verborgenen Schätze zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft herauszuholen, und sie dem Vermodern im Grabe zu entziehen.

Andere, eben so gelehrt und vielwissend, begnügen sich, nur für den ihnen, oft sehr zufällig, vom Staat angewiesenen Wirkungskreis einen Theil ihrer Einsichten und

Fähigkeiten anzuwenden, und für das öffentliche Leben zu arbeiten. Es sind dieses die amtlichen Gelehrten. Auch aus dem größern Theile ihrer emsig sich erworbenen Kenntnisse zieht die Gesellschaft keinen Nutzen; kaum erfahren Hausgenossen und Freunde das Vorhandenseyn derselben. Gewöhnlich pflegen solche Menschen nach dem vierzigsten, höchstens funfzigsten Jahre ihres Lebens gegen das Eindringen neuentdeckter Wahrheiten und Entdeckungen fest verschlossen zu seyn. Leicht könnte ja dadurch eine Abänderung der Art zu denken, oder doch ein Widerstreit gegen alte, bis dahin für untauglich gehaltene Meinungen herbeigeführt, und so die Aufführung eines neuen Systems nothwendig gemacht werden. Ein solcher Neubau verursacht aber Mühe und Arbeit, und gewährt doch nicht die angenehme Bequemlichkeit des mit ihnen aufgewachsenen Fachwerks. Daher das Widerstreben gegen neue Ideen, das Ankämpfen gegen veränderte Einrichtungen. Solche Menschen gehören nicht dem gegenwärtigen Zeitalter an, sie sind übrig gebliebene gespensterartige Erscheinungen eines untergegangenen Menschengeschlechts.

Nur wenige dieser Gelehrten von Amtswegen beseelt eine solche Thätigkeit und Liebe für das allgemeine Wohl, daß sie ihre eingesammleten Schätze zum gemeinsamen Gebrauch für Mit- und Nachwelt öffnen und durch wichtige Entdeckungen nützlich zu werden suchen. Aber auch diese thätige Menschen können sich nicht über die Gebräuche und Ansichten des Vaterhauses, oder des Vaterlandes erheben; sie verweilen lebenslänglich in dem engen, ihnen bekannten staatsbürgerlichen Kreise. So nutzt ihr Thun und Treiben nur dem Volksstamme, höchstens dem Volke, dessen Sprache sie reden.

Selten tritt einer von ihnen auf, dessen Wort und That auf das Wohl oder Vergnügen der großen mensch-

lichen Gesellschaft Einfluß hat, und dadurch weltbürgerlich wird. Welches Land aber so glücklich ist, einen solchen allgemein nützlichen, einflußreichen Mann zu besitzen, das wird von Mit- und Nachwelt gepriesen, und sein Name geht nicht im Strome der Zeiten unter. Leichter wird es Königen, großen Heerführern und andern vom Glück auf eine erhabene Stufe gestellten Personen, einen weit verbreiteten Wirkungskreis sich zu bilden; schwieriger, aber dafür desto ehrenvoller, Personen aus den untern Ständen. Die letztern bedürfen dazu, bei sehr seltenen, ausgezeichneten Kenntnissen, oder höchst wichtigen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit und der Kunst, die höchste Liebe und den größten Schutz der Göttin des Glücks.

Dadurch, daß in einem Volke tiefe Denker und rüstige Schriftsteller wohnen, wird nicht die Literatur dieses Volks den Nachbarstaaten annehmlich gemacht. Fast alle europäische Nationen haben ja große und kleine Werke aufzuweisen, welche von Gelehrsamkeit starren; aber ihr Einfluß hört mit den Gränzen der Sprachtöne auf, in denen die gepriesenen Schriften niedergeschrieben wurden. Selten gelangen sie zur Kenntniß irgend eines Bücherfreundes in den Nachbarstaaten. Sollten mehrere Personen solche ausländische Werke lesen und benutzen, so müßte ja vorher eine fremde Sprache erlernt werden. Die darauf verwendete Mühe ist aber wenig lohnend, da in jeder Sprache gleich gelehrte Bücher vorhanden sind.

Auch Deutschlands Literatur hatte ein solches Schicksal. In den letzten Jahrhunderten lebten und lehrten deutsche Männer von großer Gelehrsamkeit, welche unbedenklich mit den besten Köpfen in andern Ländern sich in Wettkampf einlassen konnten. Ja verschiedene von ihnen übten einen noch jetzt fortdauernden Einfluß auf die ganze

Menschheit aus. Wem fallen hier nicht gleich die unsterblichen Namen, Luther, Melanchthon, Leibnitz, Wolf und andere mehr, ein? Aber nicht durch deutsche Schriften wirkten sie auf fremde Völker, sondern durch Werke in lateinischer oder französischer Sprache, welche allenthalben gelesen und verstanden werden konnten. Noch vor wenigen Jahrzehnten war die deutsche Literatur den Franzosen, Engländern und Italienern eben so unbekannt, wie uns Deutschen noch jetzt die ungarische, polnische und russische ist. Erst mußten Schriftsteller auftreten, deren Werke nicht bei den Deutschen allein, sondern bei allen Menschen in Europa, von Bildung und richtigem Geschmack, Aufmerksamkeit erregten. Den Anfang machten Gellert, Geßner, Klopstock, Wieland und andere deutsche Männer. Die größte Theilnahme aber an deutsche Literatur und Kunst erweckte unstreitig Kotzebue. Seine besten Schauspiele sind fast in alle europäische Sprachen übersetzt, und erwarben sich auf großen und kleinen Bühnen ungetheilten Beifall der schaulustigen Menge. Um Kotzebuesche Stücke zu übersetzen und zu lesen, erlernte der Fremde die deutsche Sprache, und nach Beseitigung dieses großen Hindernisses wurde es ihm leicht, andere Meisterwerke zu verstehen, und mit den großen literarischen Schätzen Deutschlands bekannt zu werden.

Wer von den andern beliebten Schauspieldichtern Deutschlands kann sich eines solchen glänzenden Erfolgs rühmen? Selbst der unübertroffene Göthe, der geistreiche Schiller, und der geschickte Charakterzeichner Iffland nicht. Sie besitzen nicht die Kunst, für die große gebildete Welt in ganz Europa zu schreiben. Ihre Werke enthalten zu viel Nationales in der Denkart und Handlungsweise. So hoch gefeiert sie deshalb in Deutschland werden, so unbekannt bleiben sie dem Nichtdeutschen.

So sind, um nur einige Beispiele anzuführen, Ifflands Charakterzeichnungen von deutschen Urbildern entlehnt; seine Jäger und Mündel können nur von Deutschen ganz verstanden werden. Für Schillers Darstellungen der Allmacht der Liebe haben nur Deutsche Sinn, dem Franzosen und Italiener scheinen sie unnatürlich zu seyn. Und so wird der Ausländer die meisten Werke unserer besten Dichter nicht nach seinem Geschmacke finden.

Ganz anders verhält es sich mit den Kotzebueschen Theaterstücken. In ihnen stößt man nicht auf menschliche Wesen, welche mit möglichster Genauigkeit in allen einzelnen Zügen ausgemalt, sich langsam und folgerecht in dem einmal angenommenen Charakter vom Anfange bis zu Ende des Stücks, als glücklich gelös'te psychologische Räthsel, bewegen, sondern Menschen, deren Eigenthümliches kräftige Pinselstriche andeuten, und deshalb noch die Beimischung des Nationalen aus jedem Volke zulassen, werden in lebendigem Einwirken auf einander dargestellt. Unbekümmert, ob die jetzige Handlung durch vorhergegangene Situationen gehörig vorbereitet sey, läßt der Dichter einzelne Bilder erscheinen, welche die Zuschauer bald aufs Innigste zu Thränen rühren, bald unwillkührlich zum Lachen zwingen. Vernachlässigt werden die Gesetze der Moral und der Schulweisheit. Ueberraschende theatralische Wirkungen und eine lebendige Sprache, gewürzt mit blendenden, witzigen Einfällen, ist das Ziel, wonach der Dichter strebt. Ihm sind nichts mehr verhaßt, als Verwickelungen, die sich mühsam und träge in langen Tiraden einherschleppen. — Dieses bunte Leben gefällt in den kalten Steppen Siberiens so gut, als in den brennenden Gefilden Siciliens und Spaniens; denn es bedarf nur geringer Abänderungen, um Kotzebuesche Stücke den Sitten und Gewohnheiten jedes Volkes, ja

jedes Stammes anzupassen. Deshalb griffen alle Völker begierig nach diesen Schauspielen, die unbemerkt den entferntesten Nationen Hochachtung und Liebe für deutsche Literatur einflößten. Der Glanz, den Voltaire der französischen Literatur verschaffte, erlangte die deutsche durch Kotzebue.

Und was war das Loos dieses um Deutschlands Ruhm so hochverdienten Mannes? — Bitterer Tadel seiner Fehler und grausamer Haß bis über das ihm gewaltsam geöffnete Grab hinaus! Nur auf die mannichfachen Verirrungen des Dichters, nur auf die vielen Schwächen des Mannes war der Spähерblick gerichtet. Vergessen wurden die unzähligen frohen Stunden, welche das Lesen seiner Schriften, die Darstellung seiner Theaterstücke, Millionen von Menschen verschafft hatte. Oft war Unbekanntschaft mit der Denk- und Handlungsweise des hart Verfolgten, wodurch die verdammenden Urtheile entstanden, und dann ungeprüft durch Nachsprechen sich weiter verbreiteten. Vielleicht trägt die nachfolgende skizzirte Lebensbeschreibung bei manchem Leser dazu bei, daß er sein Urtheil berichtige. Ihr Bestreben ist wenigstens, unpartheiisch und die menschlichen Schwächen berücksichtigend zu seyn.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue war von bürgerlichen Eltern am 3ten Mai 1761 zu Weimar geboren. Sein Vater, zuletzt herzoglicher Legationsrath, der wegen seiner Kenntnisse und Thätigkeit vom Herzoge geachtet, und wegen seiner Rechtschaffenheit und Gefälligkeit von Stadt und Land geliebt und geschätzt wurde, starb, als der Sohn erst 16 Wochen alt war. Hätte er die Erziehung und die wissenschaftliche Bildung seines Sohnes selbst leiten können: so würde wahrschein-

lich der moralische Charakter Kotzebue's im reifern Alter eine andere Richtung genommen haben, als ihm nachher junge Theologen gaben, denen die Mutter die Erziehung und den Unterricht der verwaif'ten Kinder übertragen mußte. Sind gleich die Schilderungen, die uns Kotzebue im 5ten Theile der jüngsten Kinder seiner Laune, von diesen Männern macht, nicht ganz der Wahrheit getreu; sondern haben, wie mehrere dergleichen Geschichtserzählungen aus dem Leben des Dichters, ein poetisches Gewand, um sich dem Leser gefällig zu machen; so geht doch so viel daraus hervor, daß sie zum Erziehungsgeschäft, am wenigsten bei einem lebhaften, reizbaren Knaben, keine große Talente besaßen. Der eine derselben war ein strenger Anbeter der damals neu entstandenen physiognomischen Schwärmerei des Schweizers Lavater; der zweite gehörte zu den verliebten Gecken; einer Menschenart, welche zur Erziehung am unfähigsten ist. Beide aber befolgten bei ihrem Unterricht die damals übliche ermüdende Methode, die lateinische Sprache aus Lange's Colloquien zu erlernen, die Hauptstücke aus Luthers großem und kleinen Katechismus mechanisch hersagen zu lassen, und in den biblischen Geschichten einige Bekanntschaft zu verschaffen. Dabei wurde dieser armselige Unterricht sehr pedantisch und ohne Berücksichtigung der Fähigkeiten und Neigungen des Kindes ertheilt, auch nicht verabsäumt, körperliche Züchtigungen auf jedes Aufwallen des kindlichen Frohsinns folgen zu lassen. Die Erzieher selbst erlaubten sich aber mancherlei Fehler und Nachlässigkeiten in ihrer eigenen Lebensweise, ohne sie dem Schüler zu verbergen.

Was solche Erzieher verdarben, das verbesserte reichlich die mütterliche Liebe. Durch die Mutter lernte der Knabe richtig lesen und das Gelesene verstehen; durch ihre Ermahnungen und durch ihr Vorlesen guter Bücher

wurde das sittliche Gefühl erweckt. Aber auch hier bestätigte sich der schon von Montagne, Locke und Rousseau aufgestellte Erfahrungssatz, daß in der frühesten Jugend der Grund zu dem künftigen moralischen Verhalten des Menschen gelegt, und daß der vorherrschende Hang zu einzelnen Tugenden oder Lastern in der zartesten Kindheit eingeimpft werde. Durch die mehr weibliche Erziehung wurde das beim weiblichen Geschlecht hervorragende Auffassungsvermögen der persönlichen Eigenheiten der Nebenmenschen, vorzugsweise bei dem jungen Kotzebue geübt, und durch ein tadelhaftes Betragen der Lehrer sein nachmaliger Hang zum Tadel und Spott geweckt. Dabei wurde seine natürliche Reizbarkeit nicht gemäßigt, sondern durch unwürdige Behandlung von Seiten seiner Lehrer noch mehr erhöhet. Alle diese Gewohnheiten verstärkten sich im Laufe der kommenden Jahre, und hatten großen Antheil an den spätern Ereignissen des Lebens im männlichen Alter.

Kotzebue besaß schon in seiner frühern Jugend unbegränzte Ehrliebe. Sich vor seinen Mitschülern und Gespielen auf irgend eine Art auszuzeichnen, war sein stetes Bestreben, wobei er keine Gefahr scheuete. So spielte er einst mit mehreren Knaben seines Alters im Schloßgarten zu Weimar. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob es wohl möglich sey, über das Scheitholz, womit der Ilmfluß, in der Gegend des Sterns, ganz bedeckt war, wegzugehen und an das jenseitige Ufer zu kommen. Alle hielten es für unmöglich, das Wagestück zu bestehen. Aber die Furcht seiner Gespielen, ihr ängstliches Warnen erweckten bei ihm eine unwiderstehliche Begierde, den gefährlichen Versuch zu machen. Anfänglich ging Alles gut, bald aber gaben die Holzstücke nach und der muthige Knabe versank. Durch das laute Jammergeschrei der Zuschauer

wurde ein in der Nähe befindlicher Holzflößer herbeigerufen, welcher mit einem Floßhaken den Verunglückten am emporgekommenen Rockschooße aus dem Wasser zog. Kotzebue zeigte jetzt nicht die mindeste Bestürzung oder Todesangst. Er schüttelte das Wasser von den Kleidern und rannte eiligst nach Hause.

War dieses eine glücklich überstandene Wasserprobe, so wurde er auch durch Feuer geprüft. Bei seiner vorherrschenden Liebhaberei zu Feuerwerken (wegen der schönen Knall-Effecte, denen er noch im Alter sehr zugethan war) hatte er beständig kleine Materialien dazu vorräthig. So trug er auch eines Tages mehrere Schwärmer in seiner Rocktasche, welche zufällig in Brand geriethen und den ganzen Rockschooß verbrannten, ohne weitern Schaden zu thun. Eben so glücklich überstand Kotzebue eine andere Gefahr, welche ihm das Leben kosten konnte. Zu Ullrichshalben war eine Feuersbrunst ausgebrochen. Der dortige Pfarrer war sein Freund, dem er schleunigst zu Hülfe eilen wollte. Dabei gerieth sein Sonntagsrock in ein Wagenrad und verwickelte sich darin. Zum Glück riß der Rockschooß ab und Kotzebue entkam ohne Schaden der Lebensgefahr.

Schon in diesen Beispielen tritt, außer der Ehrbegierde, auch noch große Beweglichkeit in den Neigungen des Knaben deutlich hervor. Schnell, oft nur durch geringen Zufall veranlaßt, wurden aufkeimende Fehler unterdrückt und gingen zu den gerade entgegengesetzten über. So hatte er, als Knabe von neun bis zehn Jahren, großen Hang zum Geiz, der in spätern Jahren sich nur durch strenge Sparsamkeit äußerte. Das wöchentliche Taschengeld wurde in einem grünseidenen Beutel gesammlet, der sein Abgott wurde. „Nie kam der Beutel aus meiner Tasche," so erzählt er selbst im 3ten Bändchen

seiner Schrift: die jüngsten Kinder meiner Laune, „nur des Abends nahm ich ihn heraus, um ihn unter meinem Kopfkissen zu verwahren. Am Tage war er mein einziges Spielwerk und besonders brauchte ich ihn zum Ballen; wo ich ging und stand, warf ich ihn in die Luft oder an die Wand, und fing ihn wieder. Als mein kleiner Schatz bereits zu einigen Thalern angewachsen war, stieg ich eines Tages die Treppe hinauf bis in die obere Etage. Die Treppe ist so im Viereck gebauet, daß wenn man ganz oben steht, man bis hinunter in den Keller sehen kann. Ich spielte, nach meiner Gewohnheit, Ball mit dem geliebten Beutel, er fiel durch alle drei Etagen hinab in den Keller. So kam es mir wenigstens vor; es kann aber auch seyn, daß er auf irgend einer Stufe liegen blieb und ein eben Vorübergehender ihn sogleich aufhob; denn trotz meines sorgfältigen Suchens fand ich ihn nie wieder. Von dem Augenblicke dieses Verlustes an — gute Nacht alles Sammlen und Sparen! Die Groschen wurden vernascht in der nämlichen Stunde, da ich sie erhielt. Der Hang zum Geiz war verschwunden und hat mich nie wieder gequält."

Sehr früh entwickelte sich bei ihm die Einbildungskraft, deshalb hatte auch nur das Lesen solcher Bücher Reiz für ihn, welche diese Kraft sehr erregten. So war ihm eine schlechte Uebersetzung von Don Quixote und späterhin Robinson Crusoe lieber, als alle Schul- und Religionsbücher. Zu der Einbildungskraft gesellten sich ein glückliches Gedächtniß, Anlagen zur richtigen Beurtheilung, das Vermögen, sich mit Leichtigkeit allen Formen anzuschmiegen und eine seltene Nachahmungsgabe. Deshalb wurde ihm nicht nur das Lernen ungewöhnlich leicht, sondern es entwickelte sich auch sehr zeitig das Dichtungsvermögen. Schon in seinem sechsten Jahre

machte er die ersten poetischen Versuche, welche freilich noch kindisch genug waren, aber damals die spätern Kräfte ahnen ließen. Bei solchen Anlagen läßt sich leicht erwarten, welchen starken Eindruck das Theater auf ihn machen mußte. Dieser Einfluß war so mächtig, daß er für das ganze künftige Leben und für den Beruf zur Schriftstellerei für die Bühne entschied. Er mag uns selbst erzählen, was mit ihm vorging, als er das erste Theaterstück von der herumziehenden und nach Weimar gekommenen Schauspielergesellschaft des Directors Abbt aufführen sah.

„Meine Neugier war ohne Gränzen. Mit einem heiligen Schauer betrat ich das Schauspielhaus. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das spannte meine Erwartung aufs höchste. Man gab den Tod Adams, von Klopstock. Der Vorhang rollte auf; ich war ganz Auge, ganz Ohr; mir entging kein Wort, keine Bewegung. Ich kam wie betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? Ach Gott! gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr, als das Glück, täglich einem solchen Schauspiele beizuwohnen. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute davon so ruhig sprechen und ihre Geschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Unbeschreiblich war meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie eine stehende Bühne errichtete, und unstreitig die beste, welche damals in ganz Deutschland zu finden war."

Die erste Gesellschaft, welche auf dem herzoglichen Schloßtheater Vorstellungen gab, stand unter der Direction des ältern Koch. Es wurden meistentheils in schwerfälligen, holperichten Alexandrinern angefertigte Uebersetzun-

gen von großen französischen Trauerspielen, selten deutsche Originalstücke, auf die Bühne gebracht. Sie gefielen, weil man nichts Besseres kannte. Mit ihnen bildeten die von dem jüngern Koch und von Schulze erfundenen leichten Ballette den lieblichsten Gegensatz, und bezauberten das Auge der frohen Jugend und des ernsten Geschäftsmannes. Indessen war der Genuß dieser Unterhaltung nicht für Geld feil. Die Herzogin ließ nur eine bestimmte Anzahl Einlaßkarten zu den zwei- oder dreimaligen Vorstellungen in der Woche vertheilen. Natürlich bekamen nur meist solche Personen, welche mit den Hofbedienten in Verbindung standen, Erlaubniß, das Schauspiel zu besuchen; selten aber erhielten Schüler Billette. Indessen Kotzebue wußte doch Rath. Mit einem oder zwei seiner Schüler schlich er sich durch den Gang unter dem Theater, ins Orchester nach dem Paukenwinkel, und von da auf die ersten, für die Geheimenräthe oder Minister bestimmten Plätze. Gewöhnlich war diese erste Bank leer und die Schüler fanden dort die bequemsten Plätze, ihre Schaulust zu befriedigen. Die hohen Landeshäupter warfen zwar manchen verwundernden Blick auf die dreiste Nachbarschaft, verstatteten aber doch den kecken Eindringlingen ein Plätzchen.

Nach der Kochschen Gesellschaft kam die Seilersche Gesellschaft nach Weimar, die sehr geachtete Mitglieder in ihrer Mitte hatte. Wer von den Theaterfreunden kennt nicht die Namen Eckhof, Brandes, Boeck und mehrere andere, welche damals die Zierde der deutschen Schauspielergesellschaften waren. Durch ihr vortreffliches kunstvolles Spiel wurde Kotzebue's Verstand gebildet, seine Phantasie bereichert und der Sinn für das wahre Schöne in ihm erweckt. Dankbar erkennt er auch dieses selbst an und gesteht, daß hauptsächlich durch Eckhof's

göttliches Spiel jede edle Empfindung geweckt, und Herz und Verstand gebildet wären. Deshalb wuchs auch seine Leidenschaft für die Bühne mit jedem Tage, und unter allen Zuschauern übertraf ihn keiner in der Aufmerksamkeit. Doch die Freude dauerte nicht lange. Bei dem unglücklichen Schloßbrande wurde auch das Theater und was dazu gehörte, in Asche verwandelt. Die Gesellschaft erhielt ihren Abschied und ging nach Gotha.

Eine ähnliche Schilderung, wie hier Kotzebue, macht Iffland in seiner Selbstbiographie von dem Eindruck, welchen auf ihn, den sechsjährigen Knaben, das erste Schauspiel: „der eingebildete Kranke" gemacht hat (Magazin der Biographien 1ster Bnd. 2tes Hft. S. 302. 303.). Sicher erinnert sich noch jeder Leser ähnlicher Empfindungen aus seiner Jugend, als zum ersten Mal der Vorhang aufrollte und die Bühnenwelt in aller Pracht und Herrlichkeit ihm sich darstellte. Man könnte das Schauspiel sehr gut das Thermometer für die Verstandes- und Gefühlskräfte des jungen Menschen machen. Der stumpfsinnige Kopf wird wenig oder gar nicht dadurch erschüttert werden. Der Eindruck ist aber um so stärker, je feiner die Denk- und Empfindungsorgane sind, mit denen die Natur den Jüngling ausstattete. Es ist deshalb sehr nothwendig, daß Eltern und Erzieher bei der Anwendung dieses stark wirkenden Reizmittels so behutsam, als möglich, verfahren, indem daraus sehr wohlthätige, aber auch weit nachtheiligere Folgen entstehen können, als beim Gebrauch des Opiums für den Körper.

Kotzebue war während dieser Zeit auf das Gymnasium zu Weimar zur weitern Ausbildung gegeben worden; denn seine Mutter hatte eingesehen, daß der verhaßte häusliche Unterricht den Knaben ganz verderben würde. Aber auch hier gaben mehrere Lehrer öfters Gelegenheit,

den jugendlichen Muthwillen und Leichtsinn zum Ausbruch kommen zu lassen. Der Director Heinze fand nur Gefallen an recht künstlich ergrübelten Wortableitungen, und der Conrector gefiel sich in einem unausstehlich trocknen, pedantischen Vortrage. Beides war Kotzebue'n im höchsten Grade zuwider. Dafür war ihm der muntere Vortrag des Professors Musäus, eines in der literarischen Welt so bekannten Mannes, der nachher sein Onkel wurde, angenehmer, zumal wenn dieser die Anfangsgründe der schönen Wissenschaften nach Rammler und Batteux vortrug. Dann mußten die guten Klassiker in den Hintergrund weichen. Bei allen Ausbrüchen des Muthwillens und des jugendlichen Leichtsinns zeigte aber Kotzebue nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude. Immer beschränkte er sich nur auf launigen Spott und witzige Neckereien, die ihm Schüler und Lehrer nicht hoch anrechneten, und aus Rücksicht auf die Mutter und deren Gesellschaftskreis manchen Streich ungeahndet hingehen ließen.

Im mütterlichen Hause hatte er auch Bekanntschaft mit Göthe und Klinger gemacht. Nach seinem eigenen Geständniß behandelte ihn Göthe mit vieler Freundschaft und Gefälligkeit. „Göthe besuchte damals oft unser Haus. Er hörte von einem meiner Lustspiele: Ende gut, Alles gut, und bat es sich zum Durchlesen aus. Er unterhielt sich öfters freundlich mit mir und munterte mich zum Fleiß auf."

„Das kleine Stück von Göthe: die Geschwister, wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt. Göthe spielte den Wilhelm, meine Schwester die Mariane, und mir — mir wurde die wichtige Rolle eines Postillons zu Theil. Man denke sich meine stolze Freude, als es mir zum ersten Mal erlaubt war, vor einem großen Publikum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Men-

schen, ob ich meine Rolle gut gespielt habe? Die Undankbaren! sie erinnerten sich des Postillions kaum!"

Kotzebue hatte wohl noch nicht das nöthige reife Alter, noch weniger die gehörigen Vorkenntnisse in den alten Sprachen, als er, 16 Jahr alt, auf die Universität Jena im Jahre 1777 ging. Mit ihm nahmen seine Mutter und sein Bruder gleichfalls ihren Wohnsitz in Jena. Hier studirte er die Rechtsgelehrsamkeit, anfänglich mit vielem Fleiß. Bald aber zogen ihn romanhafte Liebeleien und ein Liebhabertheater aus den Hörsälen seiner Lehrer. Statt der Göttin der Gerechtigkeit seine Zeit zu weihen, führte er ein vielseitiges, wildbewegtes Leben. Für das Theater schrieb er mehrere Stücke, die mit vielem Beifall aufgeführt wurden; da einige allgemein bekannte Personen mit unverkennbaren Zügen darin dargestellt und mit ihren Thorheiten, Schwächen und Lächerlichkeiten der schaulustigen Menge Preis gegeben wurden. Vorzüglich ist das kleine Lustspiel: die Weiber nach der Mode, reich an solchen spottenden, beißenden Zügen, welche zwar die Zuschauer höchlichst belustigten, aber dem Verfasser eine Menge Feinde erweckten. Der fröhliche, muthwillige Jüngling achtete ihrer nicht, wenn nur seine Stücke gefielen. Je mehr bei der Darstellung die Zuschauer lachen mußten, um desto glänzender achtete er seinen Triumph und vergaß, daß dieses Lachen den Stachel der bittern Wehmuth noch tiefer in das Herz der schuldlos Verspotteten drückte, und zur unversöhnlichsten Rache auffoderte. Vergebens warnten ihn seine Freunde, sein Hang zur Verspottung und Rechthaberei überwog schon damals allen freundschaftlichen Rath. Selbst die hohe Achtung, welche er stets seiner Mutter bezeigte, konnte wohl den brausenden Jüngling bewahren, daß sein besseres, geistiges Wesen nicht in den Sümpfen der Wollust und des Lasters

unterging, aber ihm Behutsamkeit in Beurtheilung der Nebenmenschen und weise Mäßigung in der Darstellung lächerlicher Züge einzuflößen, das vermochte sie nicht.

Es hat sich noch ein kleines Gedicht erhalten *), das ein schönes Denkmahl der kindlichen Liebe ist, zugleich aber auch deutliche Anspielungen auf seine eigenen, nicht ganz regelmäßigen Verhältnisse enthält. Kotzebue wohnte nämlich bei Jena in einem angenehmen Garten. Die darin sorgfältig gezogenen schönen Kirschen übersandte er nicht — der zärtlich Geliebten, sondern der verehrten Mutter, mit folgenden Versen:

Ein kleiner Baum wuchs wild herauf,
Die Blätter hingen verworren
Und drohten zu verdorren,
Doch wuchsen Kirschen drauf.

Auch ich wachs' oft gar wild empor,
Mein Sinn ist oft verwirrt,
Allein wer weiß, — ich bin kein Thor —
Wer weiß, was aus mir wird!

Drum nimm, Du wirst mich nicht verschmäh'n,
Nimm's als ein Sinnbild an.
Die Kirschen sind ja groß und schön
Und wuchsen wild heran.

Die mancherlei Verirrungen in seinem Wandel, die vielen Anfechtungen seiner muthwillig sich zugezogenen Feinde, veranlaßten ihn, auf den Rath seiner Verwandten und Freunde, eine Zeitlang Jena zu verlassen. Es fand sich dazu eine schöne Gelegenheit, indem eine von ihm sehr geliebte Schwester sich nach Duisburg verheirathete. Er wählte die dort befindliche Universität, um seine juristischen Studien fortzusetzen. Allein der kleine stille

*) Literarisches Wochenblatt 1819, 4ter Bnd. 1stes Stck.

Ort konnte den lebelustigen Jüngling nicht fesseln, der bald wieder (im Jahre 1779) nach dem geliebten Jena zurückkehrte. Indessen hatte die kleine Unterbrechung seines gewohnten Lebenswandels doch den Vortheil gehabt, daß er zwar noch immer Verse machte und für das Theater schrieb, denn ohne solche Beschäftigungen vermochte er nicht zu leben; aber doch darüber die juristischen Vorlesungen nicht vergaß und sie mit allem Eifer besuchte. Diesen Fleiß auf die Brodtwissenschaften hatten die Vorstellungen seiner Mutter und Verwandten, in Verbindung mit dem freundschaftlichen Zureden des über ihn so viel vermögenden Professors Musäus, erweckt. Und wie in allen Zweigen des menschlichen Wissens, deren Erlernung Kotzebue mit Eifer betrieb, brachte er es auch in der Rechtswissenschaft bald dahin, daß er sich konnte öffentlich prüfen lassen und Advokat werden. Ein Beweis, daß natürliche gute Anlagen es möglich machen, das Versäumte nachzuholen, wofern nur auf Schulen ein guter Grund gelegt wurde.

Der Schritt aus dem freien Leben der Universitätsjahre in die ernsten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ist für jeden Studirenden sehr wichtig, und verlangt die tiefste Beachtung. Gewöhnlich ist er für das ganze künftige Leben entscheidend. Wer hier mit Leichtsinn verfährt, und die erste Gelegenheit zum Brodterwerb ergreift, verkrüppelt meist an Leib und Seele. Unschätzbar ist hier für den jungen Mann der väterliche Rath eines erfahrenen, geprüften Freundes. Die wichtigsten Folgen haben in diesem Zeitpunkt die Empfehlungen vielvermögender Familien; denn jetzt erst wird die Scheidewand sichtbar, welche die obern Stände von den untern trennt. Leicht wird es dem Jüngling aus den privilegirten Klassen, selbst bei geringen Kenntnissen, von Stufe zu Stufe zu steigen und den

höchsten Posten des Gesellschaftsvereins an sich zu reißen. Nicht so dem armen Bürgers- und Bauerssohn. Zeichnet er sich nicht durch außerordentliche Talente aus, begünstigt ihn nicht das Glück durch unerwartete Verhältnisse, so treibt er sich lebenslänglich auf den untersten Stufen des Staatsdienstes herum, und kann bei dem emsigsten Fleiß und mit ununterbrochener mühseliger Arbeit nur nothdürftig sich und seine Familie ernähren.

Kotzebue betrieb die Advokaturgeschäfte in seiner Vaterstadt Weimar. Bald aber fand er, daß diese Art der Beschäftigung seinen Neigungen gar zu sehr widersprach. Mochte er in den Vertheidigungsschriften den glänzendsten Witz, die glühendsten Darstellungen der Einbildungskraft darlegen, der kalte, strenge Priester der Gesetze achtete nicht darauf, hielt sie für schädliches Machwerk und entschied den Rechtsstreit zum Nachtheil der Parthei, für welche Kotzebue nicht mit den gebräuchlichen Waffen der Gerechtigkeit, sondern mit leichten Fechterkünsten der Schöngeisterei gestritten hatte. Jeder verlorene Prozeß entfernte immer mehr die Menschen, welche den stets unglücklichen Advokaten nicht mehr zum Rechtsbeistand verlangten. Bald wurde er gewahr, daß auf diesem Wege die in ihm wohnende brennende Ehrbegierde keine Befriedigung erwerben könne, und daß der beste Kopf hier ohne glänzenden Erfolg arbeite. Er verließ daher die Spitzfindigkeiten und krummen Wege der Gerechtigkeit, und beschäftigte sich ganz mit Schriftstellerei. Hier fand er einen treuen Freund, einen verständigen Rathgeber in seinem Onkel Musäus, der ihm seine ganze Freundschaft schenkte und mit ihm täglich in seinem Garten, an einem Tisch arbeitete und aus einem Tintefaß schrieb.

Kotzebue besaß eine bewundernswürdige Leichtigkeit, sich die Manier seines jedesmaligen Lieblingsschriftstellers

eigen zu machen. Man kann aus seinen frühern, vielleicht auch aus seinen spätern Schriften leicht gewahr werden, welches Buch vorher den meisten Eindruck auf ihn gemacht habe. Bei seinen ersten Arbeiten waren Wieland, Göthe, Hermes und Brandes die Muster, deren eigenthümliche Schreibart sich auf einander folgend in seinen Schriften abspiegelt. Jetzt in Weimar wurde es Musäus, der Verfasser der allgemein geschätzten deutschen Volksmährchen, dessen Art zu erzählen, Kotzebue in dem Aufsatz: Ich, eine Geschichte in Fragmenten, nachzuahmen suchte. Diese Erzählung steht in einer, unter dem Titel: der Ganymed, damals herausgekommenen Zeitschrift, und läßt schon die künftige leichte, witzige Schreibart des Verfassers mit Sicherheit voraussagen. Noch mehr tritt sie in dem Bändchen: Erzählungen, heraus, welches in Leipzig gedruckt wurde.

Es giebt einzelne Menschen, deren Hang zur Veränderung so überwiegend ist, daß auch die glücklichste äußere Umgebung bald anfängt, langweilig und widrig zu werden, so wie sich der Reiz der Neuheit verloren hat. Sie reißen sich aus den Armen innigst geliebter Freunde, verlassen Gegenden, mit allen Schönheiten der Natur üppig ausgeschmückt, und verschmähen die glänzendsten Aussichten in die Zukunft, wenn sie nur an fremden Oertern unter unbekannten Menschen leben und sich in neue Verhältnisse versetzen können, die ihnen eine ungezügelte Einbildungskraft als das höchste Gut vorspiegelt. Aber kaum dort angelangt, wohin sie der innere Hang trieb, wird das heiß Ersehnte langweilig und unerträglich. Und so jagt sie ihre Neigung von Ort zu Ort, ohne zu rasten, aus einer verwickelten Lage in die andere, bis endlich der Tod kommt und den Knoten ihres Lust- und Trauerspiels löset. Auch Kotzebue gehörte zu solchen stets unruhigen,

beweglichen Menschen. Hier in dem schönen Weimar, dem damaligen Athen Deutschlands, unabhängig und ohne große Nahrungssorgen zu leben, hier den Umgang eines Göthe, Wieland und anderer großen Heroen der deutschen Literatur, genießen zu können, wäre für Tausende der höchste Lebensgenuß gewesen. Ganz anders dachte Kotzebue, dem die Advokaturgeschäfte zur unerträglichen drückenden Last wurden. Um sich von ihnen los zu machen und zugleich sich den verdrießlichen Folgen zu entziehen, welche ihm mehrere seiner zwar witzigen, aber doch sehr beißenden Epigramme bereitet hatten *), wünschte er eine Anstellung in einem, weit von seinem Vaterlande entfernten Ort. Durch seine und seines sel. Vaters Freunde wurden mehrere Versuche gemacht, welche aber alle mißlangen. Endlich machte ihm der preußische Gesandte, Graf von Goerz in Petersburg, welcher den Legationsrath Kotzebue in frühern Geschäften kennen gelernt und sehr geachtet hatte, und bei dem jetzt gleichfalls dringend um einen diplomatischen Posten nachgesucht war, den Antrag, die Stelle eines Privatsecretairs bei dem General-Gouverneur von Bawr, oder Baur, anzunehmen.

So wenig ein solches abhängiges Verhältniß, wie das eines Privatschreibers, sich mit den Wünschen und Neigungen des gern fesselosen Kotzebue's vertrug, so drängten die vielen Verdrießlichkeiten so heftig auf ihn ein, daß er froh war, sich aus diesem Wirrwarr ziehen und nach einem sehr weit entfernten Ort begeben zu können, wo kein Mensch von den Epigrammen und satyri-

*) Aus eigener Erfahrung hat später Kotzebue in seinem Schauspiel: das Epigramm, die verderblichen Folgen solcher kleinen witzigen Verse lebendig darzustellen gesucht.

schen Lustspielen etwas gehört oder gelesen hatte. Er ging also im Herbste des Jahres 1781 nach Petersburg, und gab dadurch seinem Schicksal eine Wendung, die für immer entschied.

Sein Vorgesetzter, der selbst viel Neigung zur Theaterwelt besaß, entdeckte bald, daß sein Secretair noch von einem weit größern, unbezähmbaren Hange dazu beseelt und hier am besten zu gebrauchen sey. Er übernahm deshalb die ihm angetragene Direction des in tiefen Verfall gerathenen deutschen Theaters in Petersburg, wenigstens dem Namen nach; denn die damit verbundenen Arbeiten besorgte der Secretair. Durch den Eifer und die Liebe, womit letzterer sein Lieblingsgeschäft betrieb, kam das Theater in einen so auffallend verbesserten Zustand, daß ihn selbst die Kaiserin Katharina bemerkte. Baur war ehrlich genug, was wohl nicht immer ein gewöhnlicher Höfling gethan hätte, den großen Antheil des Kotzebue an dieser Vervollkommnung des Theaters zu gestehen. Ja in seinem Testamente vor seinem Tode 1783 empfahl er ihn nochmals der Gnade der Kaiserin.

Für diese Bühne hatte Kotzebue das Schauspiel: Demetrius Iwanowitsch, Czar von Rußland, geschrieben, das im Jahre 1782 mit großem Beifall aufgeführt wurde. In dem Hamburger Correspondenten vom Jahre 1782, Nro. 120, wird diese Vorstellung erwähnt, und dabei das Stück selbst für kein Meisterstück erklärt. Indessen sey es an vielen Stellen vortrefflich bearbeitet und der zwei und zwanzigjährige Verfasser könne mit der Zeit ein großer Mann für das Theater und die Kunst werden. Eine Voraussagung, die bald in Erfüllung ging.

Nach dem Tode seines Herrn wurde Kotzebue Hofmeister bei der Familie Roosen, welche in Petersburg da-

mals vielen Einfluß hatte. Bei dem häuslichen Unterricht tritt öfters der Fall ein, daß ein gewandter, einschmeichelnder Lehrer erwachsener Töchter, sein ihm übertragenes Amt vergißt, und sich, nicht immer zur Freude der Eltern, in einen zärtlichen Liebhaber umwandelt. Auch Kotzebue's erste Gattin war aus der Familie Roosen, und vorher seine Schülerin gewesen. Die Verwandten derselben suchten dem jungen Ehepaar ein anständiges bürgerliches Verhältniß zu verschaffen, und durch ihre Bemühungen erinnerte sich die Kaiserin Katharina der Empfehlung des verstorbenen General-Gouverneurs Baur und der Verdienste, welche sich Kotzebue um die Vervollkommnung des deutschen Theaters erworben hatte. Sie unterzeichnete deshalb einen Ukas, worin er zum Titularrath erhoben wurde. Zugleich erhielt der Senat den Befehl, ihn in der neu errichteten revalschen Statthalterschaft anzustellen. Dadurch wurde Kotzebue im Jahre 1783 Assessor des Oberappellations-Tribunals in Reval. Auf diesem Posten zeichnete er sich durch Thätigkeit, Arbeitsliebe und unpartheiische Gerechtigkeit so aus, daß ihn der Senat auf Empfehlung des General-Gouverneurs, Grafen Browne, zum Präsidenten des Gouvernements-Magistrats für die Provinz Esthland ernannte. Zugleich wurde er in den Adelstand erhoben.

Die Standeserhöhung wandelte seine Denkungsart ganz um. Bis dahin hatte er die Anmaßungen und den Stolz des Adels bei jeder schicklichen Gelegenheit verspottet, bürgerliche Personen, welche sich für Geld den Adelsbrief erkauft hatten, als Thoren ausgelacht, und gegen seine Bekannte behauptet, ein vom Landesherrn angebotenes Adelsdiplom dürfe nicht angenommen werden, weil jedes durch hervorstechende Auszeichnung erworbene Verdienst in dem Augenblick verschwände, wo der neue Edel-

mann in die Reihen der obern Stände einträte. Statt diese Declamationen durch sein eigenes Beispiel als richtig darzustellen, nahm Kotzebue ohne Widerstreben und mit dem größten Vergnügen den ihm dargebotenen Adelsbrief an, der für seine Ehrbegierde ein köstliches Gut war. Gegen seine Freunde entschuldigte er das nicht Folgerechte seiner Handlung dadurch, daß es doch die höchste Unschicklichkeit verriethe, wenn er hätte wollen das Geschenk einer großen Kaiserin ausschlagen, und daß Familienverbindungen die Nothwendigkeit herbeiführten, sich in einem Lande der scharf abgesonderten Menschenklassen, den standesmäßigen Einrichtungen geduldig zu fügen.

Um sich, wie jeder Neubekehrte, als eifriger Anhänger seines neuen Standes öffentlich zu zeigen, vertheidigte er im Jahre 1792 den Adel in einer Schrift, die den Titel führt: über den Adel. Später erklärte er wieder, dieses Buch tauge nichts, und zur Anfertigung desselben sey er nur durch ausdrückliche Insinuation eines sehr bedeutenden Mannes und mit Vorwissen seiner Monarchin gezwungen worden *). An einem andern Ort **) entschuldigt er seine Autorschaft mit folgenden Worten: „Ich erwähnte, daß ich nur einmal in meinem Leben, andern Leuten zu gefallen, ein Buch geschrieben habe; es war das Werk vom Adel. Ich könnte vieles darüber sagen, aber ich darf nicht. Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einst erfahren — in welchem zweideutigen Ruf einer gewissen Gattung meine vor- und nachher geäußerten, aber mißgedeuteten

*) Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Berlin 1801. 1ster Thl. S. 300.

**) Die jüngsten Kinder meiner Laune. 1796. 3ter Thl. S. 236.

Gesinnungen, mich gesetzt hatten; wenn man wüßte, wie selbst meine vertraulichste Privatkorrespondenz mir gefährlich wurde, wenn man wüßte, welche Aufmunterungen und von wem ich sie erhielt, wahrlich, man würde dieses Produkt aus einem andern Gesichtspunkte beurtheilen; man würde nicht bloß den Schriftsteller, sondern auch den Bürger und Vater dabei im Auge behalten. Indessen gestehe ich gern, daß ich mir eine übelverstandene Gefälligkeit zu Schulden kommen lassen, und der Kritik manche Blöße gegeben habe."

Dieses Buches wegen ist Kotzebue zu allen Zeiten hart beurtheilt worden. Die Nichtadelichen sahen darin Verachtung eines Standes, welchem der Verfasser Daseyn, Erziehung und Bildung, die Grundpfeiler seines jetzigen Glücks, zu verdanken habe. Der Adeliche von Einsicht lächelte über die Eitelkeit und den Wahn eines Bürgerlichen, der sich einbilden könne, durch ein Stückchen beschriebenes Pergament die erblichen Vorzüge und Rechte einer höhern Klasse an sich zu reißen. — Wenn es auch für den Verfasser vortheilhafter gewesen wäre, diese Schrift gar nicht aufgesetzt zu haben: so läßt sich doch zu seiner Entschuldigung manches anführen, sobald man sich nur die damaligen Zeitumstände ganz vergegenwärtiget. Das Buch erschien zu einer Zeit, als durch die französische Revolution ein heftiger Kampf zwischen neuen vernunftgemäßen Meinungen und alten verjährten Vorurtheilen sich erhoben hatte. Beide Partheien gingen über alle Schranken der Billigkeit weit hinaus, und machten eine ruhige, besonnene Prüfung der Gründe und Gegengründe ganz unmöglich. In Frankreich selbst waren von grausamen blutgierigen Tyrannen, unter dem Vorwande der Vertheidigung der unveräußerlichen Menschenrechte, die schändlichsten Ausschweifungen begangen, und dadurch

die menschliche Gesellschaft nahe an gänzliche Auflösung gebracht worden. — Um dieses blutige Ungeheuer niederzutreten, schlossen die Herrscher des übrigen Europa's einen Bund, und führten ihre Heere auf französischen Boden. Rußlands Kaiserin bezeugte öffentlich den tiefsten Haß gegen alles, was mit Staatsumwälzungen, vorzüglich mit der französischen Revolution in entferntem Bezug stand. Jeder geborne Franzose, mochte er noch so lange in Rußland ruhig und gehorsam gelebt haben, mußte sogleich das Reich verlassen, oder, wenn er wegen seiner Familie und um seines Vermögens willen nicht auswandern konnte, jede Anhänglichkeit an die neue Verfassung seines Vaterlandes und die darin gepredigten Menschenrechte feierlich abschwören. Bei solchen strengen Maaßregeln konnten leicht Kotzebue's frühere Spöttereien und Ausfälle gegen Ahnenstolz und Adelsdruck den Verdacht erwecken, als sey auch ihr Urheber ein versteckter Neuerungssüchtiger, der bei seiner Anwesenheit in Paris von verderblichen Grundsätzen angesteckt wurde.

Um sich gegen einen solchen Vorwurf zu rechtfertigen, und um Ehre und Brodt zu erhalten, trat Kotzebue öffentlich als Vertheidiger des Adelstandes auf. Seine natürliche Reizbarkeit, seine glühende Phantasie führte ihn aber auf Behauptungen, die Freund und Feind für übertrieben und unrichtig halten mußten. Indessen würde man den Verfasser zwar, als zu sehr den äußern Umständen nachgebend, getadelt, aber die Schrift selbst, als ein Produkt des damaligen Zeitgeistes, bald vergessen haben, wenn Kotzebue nur späterhin geschwiegen und sein Verfahren nicht hätte rechtfertigen wollen. In diesen Vertheidigungen aber gab er so viele Blößen, und machte solche schielende Andeutungen, daß er nunmehr auf's heftigste ange-

griffen und sein Benehmen in einem sehr nachtheiligen Lichte dargestellt wurde.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß uns Kotzebue in dieser Schrift seine wahre Herzensmeinung nicht geoffenbaret habe. Mochte er noch so sehr seinem neuen Stande anhängen, und bei jeder Gelegenheit eine große Vorliebe für ihn und seine alten verjährten Rechte sichtbar werden lassen; alles dieses hielt ihn nicht ab, die lächerlichen Seiten, die übergroße Anmaßung und den widrigen Stolz einiger Mitglieder des Adelstandes mit den kräftigsten Farben, zur großen Belustigung des schau- und leselustigen Publikums, recht lebendig auszumalen. Wer kennt nicht sein großes Schauspiel: Don Ranudo de Colibrados? in welchem der Ahnenstolz lieber hungert, als sich bürgerlich beschäftigt, lieber die ärgsten Leiden erdulden, als seiner Würde etwas vergeben will. Aehnliche Geißelhiebe, bald stärker, bald schwächer, werden in mehreren Schauspielen ausgetheilt, z. B. in den Indianern in England. Denn bei aller Unbeständigkeit des Charakters bewies Kotzebue doch eine seltene Festigkeit, gegen jede Thorheit oder Anmaßung mit allen Kräften anzukämpfen. Mochte Etwas in den Augen des großen Haufens noch so heilig und ehrwürdig erscheinen, verspottet und verhöhnt wurde es, sobald es mit seinen unstatthaften Ansprüchen Stoff zum Lachen darbot.

In Reval war Kotzebue auf eine Stufe der bürgerlichen Gesellschaft gestellt worden, welche er beim Anfange seiner politischen Laufbahn, ungeachtet seiner brennenden Ehrbegierde, nicht erwartet hatte. Als Präsident machte er ein glänzendes Haus, und Jedermann ließ seiner Liebe zur Unpartheilichkeit in der Geschäftsführung und seiner Dienstfertigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Nur der Schriftsteller wurde gefürchtet und gehaßt. Bei seiner

großen Thätigkeit und bei seiner Leichtigkeit im Arbeiten, blieb ihm noch Zeit genug übrig, die er dem Bücherschreiben und einem durch seine Bemühung entstandenen Liebhaber-Theater schenkte. Letzteres war hauptsächlich der Gegenstand seiner väterlichen Sorgfalt und seiner zärtlichsten Liebe. Die Präsidentenwürde hielt ihn nicht ab, selbst Rollen zu übernehmen, und durch sein Beispiel darzuthun, auf welche Art die den Mitspielern gegebenen Lehren zur richtigen Darstellung eines Dichterwerks befolgt werden müssen.

Als Schriftsteller wurde er jetzt der Liebling des deutschen Volks und nach einem Jahrzehend auch von ganz Europa. Im Jahre 1785 erschien sein erster Roman: Die Leiden der Ortenbergischen Familie. Er weihete das Buch seiner Mutter. In der Zueignungsschrift stehen folgende Worte, die seine große kindliche Liebe beweisen, und zugleich, daß diese durch die Präsidentenwürde und den Adelstand keinen Abbruch erlitten hatte. „Sie waren meine erste Freundin! und gewiß! Sie werden auch meine letzte seyn. — Mütterliche Liebe! einziges unauflösliches Band, das nur die Scheere der Parze zu trennen vermag. — Ich verdanke Ihnen mein Leben — das ist wenig! ich verdanke Ihnen meine Bildung, das ist viel! das ist mehr, als ich Ihnen verdanken kann." Dieser Roman war die erste öffentliche Probe von seiner Leichtigkeit, im gesellschaftlichen Leben die so mannichfaltigen Verhältnisse aufzufassen, und dem Leser anschaulich darzustellen. Auch sammlete er seine kleinen Schriften, ergänzte und vermehrte die einzelnen Aufsätze und gab sie vom Jahre 1787 an, in mehreren Bänden heraus.

Alle diese Werke machten ihn zwar in Deutschland bekannt; einen überall ausgebreiteten Ruf aber verschaffte ihm das Schauspiel: Menschenhaß und Reue, das

auf allen deutschen Bühnen aufgeführt, nachher in viele Sprachen Europens übersetzt und mit wenigen Abänderungen von allen Völkern gern gesehen wurde. Dieses und die folgenden Schauspiele: die Indianer in England, Bruder Moritz und das Kind der Liebe, bewirkten eine große Umwälzung in dem ganzen Theaterwesen, so viel auch die Kritik der damaligen Wortführer, besonders des bekannten Schriftstellers, Freiherrn von Knigge, daran zu tadeln fand. Unbeachtet verhallten die warnenden Stimmen, daß durch diese Schauspiele Ehebruch, Unzucht, Lüge und andere Laster vertheidigt und als glänzende Muster aufgestellt würden. Man fand diese Urtheile nicht ganz ungegründet, machte aber doch die artigen Kotzebueschen Kinder zu Lieblingen, lachte und weinte mit ihnen und war unbekümmert, ob sie auch stets den Anstand beobachteten, oder sich wohl Unschicklichkeiten zu Schulden kommen ließen. — Menschenhaß und Reue hat sicher den schönen Augen mehr Thränen gekostet, als die meisten andern Stücke vorher und nachher. Seltsam genug begann mit diesem Schauspiel die große Thränenperiode Europens, welche die französische Revolution herbeiführte, und erst kurz vor dem Tode des Verfassers ihr Ende erreichte. Auch war Menschenhaß und Reue wieder sein letztes, ganz umgearbeitetes und verändertes Schauspiel, das er vollendet bei seinem Tode in der Handschrift zurückgelassen hat.

Unstreitig sind die vorgenannten Stücke seine gelungensten Arbeiten für die Bühne. Er hat nachher wohl an 500 größere und kleinere Theaterstücke aller Art, von dem erhabenen Trauerspiel an bis zur niedrigsten Posse, geschrieben, aber nur wenige kommen den frühern gleich. Sie konnten nur den Ruf des Verfassers auf der errungenen hohen Stufe erhalten, ihn aber nicht weiter vermeh-

ren. Die meisten spätern trugen dazu gar nichts bei; ja verschiedene von ihnen waren offenbar demselben nachtheilig. Keines aber, mochte es noch so leicht hingeworfen seyn, kann man ganz verfehlt nennen. Alle sind mit Witz und Laune geschrieben und mit theatralischer Wirkung ausgestattet. Jeder Schauspieler übernahm gern die Hauptrolle darin, weil ihre Darstellung kein vorhergegangenes tiefes Studium erfoderte, um dem großen Haufen der Schaulustigen zu gefallen. Schon das Stück selbst, mit seiner schalkhaften Laune, mit seinen schnell abwechselnden, anziehenden Situationen gefiel, die handelnden Personen traten so kräftig hervor, daß auch ein mittelmäßiger Schauspieler keine groben Mißgriffe machen konnte, sondern von dem Stücke selbst zum richtigen Spiele hingerissen wurde.

Mannichfaltig ist, wie sich leicht erwarten läßt, der Inhalt dieser Bühnenstücke; beinahe eben so verschieden ist ihre äußere Form; denn Kotzebue verstand, sich jede Manier eigen zu machen, welche ein anderer Dichter versucht hatte. Kaum waren durch Schiller und Klein die Jamben zum Don Carlos und zum Kaiser Rudolf von Habsburg gebraucht worden, so dichtete Kotzebue seine Octavia in Jamben. Bald darauf erschienen Lustspiele in gereimten Versen, und Kotzebue schrieb: die barmherzigen Brüder, den Hahnenschlag und andere Lustspiele und Possen in Reimen. Keine Form, kein Stoff verursachte ihm Schwierigkeit, über Alles wurde er leicht Herr, und was aus seiner Feder kam, wurde mit Vergnügen gesehen und mit Begierde gelesen. Dabei suchte er keinen großen Schauspieldichter, aus Neid über dessen größere Talente, herabzusetzen oder gar zu verspotten, vielmehr wurde er dadurch gereizt, so lange seine Kräfte zu üben, bis er sich stark genug fühlte, in die

Schranken zu treten und den Kampf um den Preis für die beste Arbeit zu eröffnen. Desto mehr Empfindlichkeit zeigte er aber für jede ungünstige Beurtheilung, und hielt sie für einen Angriff auf seine eigene Person. Vorzüglich brachten ihn beißender Spott oder höhnendes Urtheil in große Hitze, und dann vergaß seine gekränkte Ehrbegierde jede Regel der Lebensklugheit.

In Reval hatte seine Gesundheit durch die vielen Geschäftsarbeiten, durch die literarischen und theatralischen Beschäftigungen und durch verschiedene Irrungen und häusliche Unannehmlichkeiten so sehr gelitten, daß er sich entschloß, zu ihrer Wiederherstellung den Sommer des Jahres 1790 im Bade zu Pyrmont zuzubringen. An diesem Orte erfuhr er die Urtheile des Freiherrn von Knigge über die bis dahin erschienenen Schriften, besonders über Menschenhaß und Reue. Kotzebue hielt sich dadurch sehr beleidigt und wartete auf Gelegenheit, um sich für diese Kränkung empfindlich zu rächen.

Um diese Zeit hatte sich der bekannte Leipziger Theologe, Dr. Bahrdt, durch seine Schriften und Vorträge gegen den herrschenden Religions-Cultus, um Amt und Brodt gebracht, und mußte sich und seine Familie auf einem Weinberge bei Halle, als Gast- und Kaffeewirth, ernähren. Mehrere Auftritte in Bahrdt's Lebenswandel waren wohl nicht eines großen Theologen würdig gewesen. Kotzebue, der alle Thorheiten, wo er sie auch fand, schonungslos geißelte, verfertigte aus übergroßem Muthwillen, mit Beihülfe des Leibarztes Marcard, ein arges Libell: Bahrdt mit der eisernen Stirn, und ließ es unter Knigge's Namen drucken. Hatte Bahrdt schon gegen gute Sitten verstoßen, so wurden jetzt in diesem Pasquill alle Regeln der Anständigkeit bei Seite gesetzt; denn ein falscher Name sollte diese Frechheit decken und

die nothwendig daraus entstehende Schande auf das Haupt eines Beleidigers leiten. Der neun und zwanzigjährige muthwillige Präsident von Kotzebue hatte sich, bei dieser verunglückten Nachahmung des Aristophanes, die ernsten Folgen der groben, schmutzigen Schmähschrift nicht so nachtheilig gedacht, als sie wirklich nachher eintraten. Knigge rechtfertigte sich vollkommen von der ihm aufgebürdeten Autorschaft, in den Jahrbüchern für die Menschheit, herausgegeben von Friedrich Burchard Beneken. Da der Ritter Zimmermann in Hannover, auf Marcards Veranlassung, in der Schmähschrift sehr gelobt wurde, so hielten Viele ihn für den wirklichen Verfasser. Daraus entstand zwischen ihm und dem gleichfalls darin gemißhandelten Obersten von Mauvillon in Braunschweig, ein heftiger Rechtsstreit und eine Erbitterung, welche sich nur mit dem Tode des Obersten endete.

Durch sorgfältiges Nachforschen kam man endlich dem wahren Verfasser auf die Spur. Dieser versuchte jetzt, für eine bedeutende Geldsumme einen Gelehrten zu finden, der vor Gericht die Autorschaft auf sich nehmen sollte. Mehrere Personen, denen anlockende Anerbietungen gemacht waren, wollten sich dazu nicht hergeben. Endlich verstand sich dazu der unglückliche Kloggenbring in Hannover, der als Schriftsteller, Geschäftsmann und Mensch sehr geachtet war. Doch bald bereuete er den ihn schändenden Schritt, verlor darüber seinen Verstand und wurde einige Jahre nachher seiner unglücklichen Frau und seinen unmündigen Kindern durch den Tod entrissen. — Alles dieses wurde öffentlich bekannt, wodurch Kotzebue einen großen Theil der Achtung verlor, die er sich durch seine Schriften schon erworben hatte. Noch in spätern Zeiten hielten ihm seine Widersacher die

Schmähschrift und Kloggenbring's Tod vor, wenn sie ihn aufs empfindlichste zu kränken gedachten.

Kotzebue hat willig und gern eingestanden, daß er über die unsittlichen Sprünge seines losgelassenen Satyrs die bitterste Reue empfände. Er hätte gern die That ungeschehen gemacht, um sich die vielen Leiden und trüben Stunden zu ersparen, welche ihm dieser Muthwille verursachte.

Von Pyrmont ging Kotzebue nach Weimar, wo seine schwangere Gattin, die ihn auf der Reise aus Rußland begleitet hatte, geblieben war. Unglaublich ist die von seinen Widersachern verbreitete Sage, als sey die Frau das Opfer einer unglücklichen, traurigen Ehe geworden. Nach seinem eigenen, in der Schrift: Meine Flucht nach Paris, abgelegten Zeugniß, liebte er seine Friederike auf das zärtlichste, wartete und pflegte sie in der schweren Krankheit nach einer unglücklichen Niederkunft, welche, wie er zu verstehen giebt, vielleicht bei einer andern ärztlichen Behandlung vermieden werden konnte *).

*) Bei dieser Gelegenheit erwähnt Kotzebue einen Zug von Zartgefühl und Aufmerksamkeit der jungen Studirenden in Jena, mit folgenden Worten: „An diesem Tage" (der unglücklichen Entbindung) „wurde Menschenhaß und Reue gegeben. Natürlich verließ ich das Bette meiner Frau nicht, aber ich kann nicht umhin, eines Zuges zu erwähnen, der mir Freude gemacht hat. Es waren nämlich wohl achtzig Studenten aus Jena herüber gekommen, um das Stück zu sehen. Sie pflegen dann gewöhnlich nach dem Schauspiel sich noch einige Stunden lustig zu machen und sodann gegen Mitternacht, nicht ohne Lärmen, Schreien und Klatschen, wieder abzuziehen. Ihr Rückweg führt sie durch die Straße, welche ich bewohnte; aber in dieser Nacht zogen sie alle einen andern Weg, durch entfernte Straßen, kein einziger Wagen oder Pferd passirte meine Wohnung, um die Ruhe meiner kranken

Für das reizbare Gefühl Kotzebue's hatte der Anblick einer geliebten Sterbenden zu viel Widriges und Abschreckendes. Um sich einen solchen schmerzhaften Eindruck zu ersparen, und den herben Kummer des Verlustes zu mildern, hatte er schon seit mehreren Tagen Postpferde bestellt. Da nun ein neuer heftiger Blutsturz den baldigen Tod der Gattin mit Gewißheit erwarten ließ, so warf sich Kotzebue mit seinem Freunde in den Reisewagen und fuhr nach Paris. Diese ängstliche Sorgfalt, den erschütternden Augenblick des Dahinscheidens eines heiß geliebten Gegenstandes von sich abzuhalten, ist von der Art, wie sich gewöhnlich tiefe Trauer äußert, gar zu abweichend und konnte deshalb unmöglich Beifall erhalten. Wir ehren den Mann, der, versunken in schwerem Kummer, sich nur mit Widerstreben von der Leiche seiner Gattin trennen kann; wir billigen seine Aeußerungen eines herben Schmerzes über den unersetzlichen Verlust der treuen Lebensgefährtin, und schließen gern uns an, wenn er nach Jahren an der Hand seiner Kinder zum Grabe der Mutter wallt und den Todestag der Verklärten feiert.

Frau nicht zu stören. Ich erzählte es meiner Friederike am andern Morgen, sie schien sich darüber zu freuen, und ich danke diesen Herren hier öffentlich für ihre schonende Gefälligkeit."

Wie ganz davon verschieden war doch beinahe dreißig Jahre später das Urtheil der Staatsräthe Kotzebue und Stourdza, über die Mitbürger derselben Universität? ungeachtet Letztere in dem langen Zeitraum an Bildung und Fleiß weit vorgerückt waren und Studenten auf andern Akademien durchaus nicht nachstanden. Aber das Verbrennen einiger Bücher auf der Wartburg und das Einwerfen einiger Fensterscheiben hatten das Ehrgefühl Kotzebue's zu sehr gekränkt.

Hinterläßt die sterbende Gattin ein kaum gebornes Kind, so wird es als ein theueres, von der Entschlafenen zurückgelassenes Andenken, der Liebling des Vaters und der Gegenstand seiner zärtlichsten Sorge. Selten wird man eine Aeußerung hören, wie sie Kotzebue über sein jüngstes Kind drucken ließ: „Ich gestehe gern, daß der Anblick desselben eine Qual mehr für mich seyn würde. Ach! es hat meiner Friederike das Leben gekostet! Es wird lange währen, ehe es mir möglich seyn wird, es zu lieben.“ —

Die schöne Zukunft, welche der Anfang der französischen Revolution erwarten ließ, hatte mehrere deutsche Gelehrte nach Paris gelockt, um die ersten Bewegungen eines frei gewordenen Volkes, damals in Europa ein ganz neues Schauspiel, mit eigenen Augen beobachten zu können. Darüber sehr erfreuet, konnten sie nicht Worte genug finden, um ihre hohe Bewunderung und ihr Entzücken der Welt mitzutheilen. Man lese z. B. die Briefe, welche der berühmte Verfasser vieler Kinderschriften, Heinrich Campe in Braunschweig, bei seinem Aufenthalte zu Paris, im Jahre 1789 schrieb, und in dem braunschweigischen Journal abdrucken ließ, und man sollte glauben, das goldene Zeitalter erscheine wieder auf Erden. Bald aber verwandelte sich der vielversprechende Anfang in ein gräßliches Trauerspiel, das jedem gefühlvollen Menschen Abscheu gegen solche Volksbewegungen und die dabei vorgefallenen Scenen der Grausamkeit und der schändlichsten Mordsucht einflößen mußte. Obgleich Kotzebue bei seinem Aufenthalt in Paris (im Jahre 1790) noch nicht die Volkswuth und Zügellosigkeit in dem hohen Grade antraf, der bald nachher Statt fand, so war doch schon Vieles in Frankreich vorhanden, was ihm einen langen Aufenthalt verleidete. Der Schneider, welcher dem Präsidenten von Kotzebue ein Kleid brachte, setzte in der

Stube den Hut auf und sprach als guter Kamerad; der Lohnbediente verlangte bei schlechtem Wetter mit in dem Wagen zu sitzen, und so erinnerte Alles an eine Freiheit und Gleichheit, welche mit den aus Rußland und Deutschland mitgebrachten Begriffen von der strengsten Unterordnung der verschiedenen Menschenklassen in dem grellsten Widerspruche standen.

Die vielen Ausschweifungen, welche die französischen Revolutionshelden begingen, hat Kotzebue in einem schon im Jahre 1790 gefertigten Lustspiele: der weibliche Jakobiner-Klubb, treffend dargestellt. Seine eigenen Reiseabenteuer beschrieb er in seinem Werke: Meine Flucht nach Paris. Er hielt sich hierauf noch eine Zeitlang in Mainz auf und widmete daselbst seine Zeit den literarischen Arbeiten.

Alle diese Zerstreuungen vertilgten bei ihm seinen frühern Eifer für die Amtsgeschäfte, und verstärkten den durch mehrere persönliche Unannehmlichkeiten entstandenen Wunsch, ihrer ganz überhoben zu seyn. Er suchte deshalb bei dem Senat zu Petersburg um seinen Abschied nach, und erhielt ihn mit der Erlaubniß, künftig auf seinem zu Jewa bei Dorpat in Esthland neu erbaueten Landgute Friedenthal, 48 Werste (etwa 7 deutsche Meilen) von Narwa entfernt, wohnen zu dürfen, wohin er auch im Jahre 1795 ging. Eines seiner letzten Amtsgeschäfte, vor der Abdankung, war der Entwurf zur Errichtung einer Universität in Dorpat, um die russische studirende Jugend besser in Aufsicht zu haben und von ihr die Gefahr abzuhalten, im Auslande ruhestörende Grundsätze einzusaugen.

Auf seinem Friedenthal beschäftigte er sich meistentheils mit literarischen Arbeiten. Hier arbeitete er an den beliebten kleinen Erzählungen, welche er unter dem Titel:

Die jüngsten Kinder meiner Laune, in 5 Bändchen herausgab; hier erhielten etliche zwanzig Bühnenstücke ihr Daseyn. Allein diese schöne Muße, die er hier genoß, wurde ihm doch zuletzt sehr lästig. Erwünscht kam ihm der Antrag, an der Direction des Hoftheaters in Wien Theil zu nehmen und an die Stelle des verstorbenen Alxinger's, als Hoftheater-Dichter angestellt zu werden. Sogleich suchte er bei der Regierung um Erlaubniß zu dieser Versetzung nach, und daß seine Söhne im Kadettenhause zu Petersburg bleiben und daselbst erzogen werden dürften. Kaum war die Erlaubniß in seinen Händen, so eilte er noch in dem Herbste des Jahres 1797 nach Wien. Seine Schicksale in dieser Kaiserstadt hat er der Welt in der Schrift: Ueber meinen Aufenthalt in Wien, erzählt. Darin erklärt er feierlich, „daß er die monarchische Verfassung jeder andern vorziehe, und daß er nie die Hand zu einer Revolution bieten werde, ohne vorher ein Narr oder Schurke geworden zu seyn." Dieses Versprechen hat er unverbrüchlich gehalten, und seine erbittersten Feinde haben ihm nie mit Wahrheit die kleinste Handlung vorwerfen können, welche auf Wortbrüchigkeit hingedeutet hätte.

Um diese Zeit wurde sein Schauspiel, Menschenhaß und Reue, außerhalb Deutschland bekannt. In England, wo man verächtlich auf deutsche Bühnenstücke herabsah, war zufällig eine Uebersetzung davon dem Vorsteher des Schauspielhauses in Drurylane in London, dem berühmten Parlamentsredner Sheridan, in die Hände gefallen. Er änderte darin Mehreres ab und brachte es unter dem Namen: the Stranger (der Fremde) auf die Bühne. Außerordentlich war der Beifall, den das Stück erhielt. Die Engländer konnten sich nicht satt daran sehen. Es wurde einige vierzig Mal hinter einander verlangt und immer

bei vollem Hause gegeben. Vergebens schrien die Theaterrichter in den Tagesblättern, daß es mit diesem ausländischen Machwerke auf den Umsturz aller Sittlichkeit abgesehen sey, vergebens hielten strenge Väter und Ehemänner ihre Töchter und Weiber von dem Besuche des Theaters zurück; alles dieß blieb ohne Wirkung. Der Ruf des Stücks trieb Jedermann ins Schauspielhaus. An solchen Tagen, wo das Lieblingsstück gegeben wurde, bezahlte man für das deutsche Original den doppelten und dreifachen Preis. Wer auf Bildung Anspruch machte, erlernte die deutsche Sprache, um Kotzebuesche Schauspiele in der Ursprache lesen zu können. Aus Deutschland ließ man große Ballen von allen Kotzebueschen Schriften kommen, und mit ihnen schifften sich Sprachlehrer über, die dem Engländer für schweres Geld die deutsche Sprache lehrten, und durch diesen Unterricht sich große Reichthümer erwarben.

Sobald in London die Theaterzeit vorüber war, wollte man sich auch in den Provinzen an dem Leckerbissen laben, den die verwöhnten Gaumen der Londner mehr als vierzig Abende hinter einander schmackhaft gefunden hatten. Die beiden Hauptspieler in diesem Stück, Kemble und seine Schwester Siddons, wurden nach allen Hauptörtern eingeladen, und wo sie auftraten, erweckten sie für dieses Schauspiel einen gleichen Enthusiasmus, wie in London. Ueberall drängte man sich nach dem Schauspielhause, überall zerflossen bei der Darstellung die Zuschauer in Thränen. Die Schauspieler selbst wurden beim Spiel aufs heftigste erschüttert. Der beliebte Schauspieler, John Palmer, den häuslicher Kummer drückte, gab auf der Bühne zu Liverpool die Rolle des Unbekannten, und sein Spiel wirkte auf ihn selbst mit solcher Kraft, daß er in dem dritten Akt nach den Worten: „Gott! Gott!

es giebt noch ein anderes und besseres Leben!" todt auf der Bühne niederfiel.

Eine gleiche günstige Aufnahme hatte dieses Schauspiel in Frankreich, wo es mit wenigen Abänderungen unter dem Namen: Misanthropie et Repentir, gegeben wurde. Auf dem Theater des Odeon in Paris mußte es eben so oft, wie in London, wiederholt werden. Aus den entferntesten Theilen der großen Stadt eilte man hin, um sich recht satt weinen zu können. Unglaublich waren, nach dem Journal de Paris, die Folgen dieses Schauspiels in seinen ersten Vorstellungen. Alte Sünder schlugen reuig an die Brust; junge Frauen, die eben den Apfelbiß versuchen wollten, schauderten noch zu rechter Zeit zurück; mehrere verließ der Bräutigam. — Durch dieses Stück wurden auch die übrigen Kotzebueschen Schriften in Frankreich in Umlauf gesetzt. Von den damals schon vorhandenen Bühnenstücken kam eine vollständige Sammlung unter dem Titel heraus: Théatre complet de Kotzebue, auteur de Misanthropie et repentir. Die Uebersetzer suchten sich den Vorrang abzulaufen, und ihr oft sehr schlechtes und verstümmeltes Machwerk auf Kosten anderer Uebersetzungen zu erheben.

So ging es in Italien, Dänemark, Rußland u. s. w. Selbst in Spanien, dem Lande der finstern Frömmelei, wurde Menschenhaß und Reue ein Lieblingsstück und verdrängte die trefflichen Arbeiten des Calderon. — Der König Gustav von Schweden ertheilte dem Gabriel Curen ein Privilegium auf 10 Jahre, Kotzebue's neue Schauspiele in schwedischer Sprache herauszugeben. — Ueberall im ganzen Europa wurde Kotzebue genannt, überall erlernte man die deutsche Sprache, um Kotzebue's Werke lesen zu können."

Durch diese seltene Auszeichnung fand sich Kotzebue

sehr geschmeichelt. Je mehr sich aber sein großer Ruf verbreitete, um desto empfindlicher wurde sein schon sehr zartes Ehrgefühl. Er, der über Alles rasch, oft richtig, aber auch nicht selten irrend, absprach, konnte von dieser Zeit an nur ungern Widerspruch ertragen, den er gewöhnlich durch Spott und beißenden Witz zu widerlegen suchte. Für ein solches Benehmen erklärten ihn seine Feinde und Neider für ein verwöhntes Schooßkind des Glücks, und konnten nicht begreifen, wie er der Liebling von dem ganzen Europa hatte werden können, da doch jeder von ihnen, wo nicht bessere und regelmäßigere, gewiß aber gleich vortreffliche Bühnenstücke, Erzählungen und Gedichte geschrieben habe. Und doch konnten diese nur eine kurze Zeit hindurch ihr kränkelndes Daseyn erhalten und versanken hierauf ins Reich der Vergessenheit. Mehrere Personen versuchten zwar die leichte witzige Manier Kotzebue's nachzuahmen, aber ihr Bemühen war vergeblich; denn es fehlte ihnen das seltene Zusammentreffen dazu erforderlicher Geisteskräfte. Wer nun den beliebten Schauspieldichter nicht in schriftstellerischen Arbeiten erreichen konnte, der suchte aus Neid und Eifersucht ihm gelegentlich Kränkungen zu bereiten und seinem Wirken Hindernisse in den Weg zu legen. Gelang dieses nicht immer, so wurde wenigstens in so weit der Zweck erreicht, daß dem unruhigen, leicht gereizten Kotzebue der jedesmalige Aufenthaltsort unangenehm und eine Veränderung der Umgebung sehr wünschenswerth gemacht wurde.

Auch in Wien verursachten ihm die hier eben so, wie an andern Orten, gewöhnlichen Theater-Kabalen der Schauspieler vielen Verdruß. Er hielt sich für sehr beleidigt, daß seine Vorschläge nicht genug beachtet wurden, und suchte deshalb nach einem zweijährigen Aufenthalt um seinen Abschied nach. Der edelmüthige Kaiser Franz wil-

ligte zwar ein, daß ihm der Antheil an der Theater-Direction abgenommen wurde, ließ ihm aber die Stelle des Hoftheater-Dichters, und ertheilte ihm die Erlaubniß, den damit verbundenen lebenslänglichen Gehalt von jährlich 1000 Gulden an jedem Orte verzehren zu dürfen, der ihm am angenehmsten wäre. Kotzebue wählte hierauf seine Vaterstadt Weimar zu seinem künftigen Wohnort, kaufte sich daselbst Haus und Garten, und lebte geachtet vom Hofe und von der großen Lesewelt. So wie in Rußland, so auch in Oesterreich, hatte Kotzebue einen seiner Söhne zurückgelassen, welcher im Ingenieur-Cadettencorps zu Wien erzogen wurde.

Dieselbe Unruhe, welche vor zwanzig Jahren Kotzebue aus dem schönen Weimar getrieben hatte, ließ ihn auch jetzt nicht bei seinen Jugendfreunden und Mitbürgern das Glück eines ungestörten Privatlebens genießen. Immer drängte ihn sein Geschick nach Rußland und von hier wieder, mit größern Glücksgütern ausgestattet, nach dem Vaterlande zurück. Jetzt waren es seine Kinder in Petersburg, sein Landgut Friedenthal und die Sehnsucht seiner Gattin nach den Verwandten und nach Liefland, ihrem Geburtslande, welche ihn zu dem festen Entschluß brachten, mit seiner Familie eine Reise nach Rußland zu machen.

In diesem Lande herrschte seit dem 9ten November 1796 Kaiser Paul, ein Fürst, der durch die lange Entfernung von Staatsgeschäften und durch die ängstliche Aufsicht seiner Mutter, sehr reizbar und mißtrauisch geworden war, Eigenschaften, welche bei großen Herrschertalenten und bei der aufrichtigsten Liebe für das Wohl seines Staats, nicht selten Handlungen hervorbrachten, die sowohl für einzelne Personen, als auch für das ganze Land nachtheilige Folgen hatten. Sein Mißtrauen fand

in den damaligen unruhigen Zeiten der französischen Revolution sehr viele Nahrung. Es waren mehrere Schriften erschienen, in denen man die europäischen Regenten auf das schändlichste verleumdete, ihnen alle guten Eigenschaften zum Regieren nahm, dagegen ihnen alles Böse, mochte es auch nur in der Einbildung bestehen, aufbürdete und daraus Gründe herzuleiten suchte, die Völker zum ungerechten Aufstande zu bewegen. Mehrere Regenten fanden deshalb für nöthig, Anstalten zu treffen, daß diese gefährlichen, aufrührischen Schriften und Grundsätze von den Gränzen ihrer Reiche abgehalten wurden.

Unglücklicher Weise hatte Kotzebue sich einiger Spöttereien über den biedern und rechtlichen Kaiser Paul erlaubt, welche gehörig ausgeschmückt und vergrößert dem Letztern hinterbracht und damit die Reise Kotzebue's nach Frankreich, dessen Aufenthalt in Mainz und seine gedruckten Aeußerungen über den Adel in Verbindung gesetzt wurden. Dadurch wußte man künstlich den Schein hervorzubringen, als sey Kotzebue ein geheimer Anhänger der verderblichen französischen Revolution.

Diesem waren die geheimen Anschwärzungen nicht ganz unbekannt geblieben; indessen glaubte er durch weise getroffene Maaßregeln sich gegen jede daraus erwachsenen Folgen in Sicherheit setzen zu können. Er nahm, um noch österreichischer Staatsdiener zu seyn, in Wien auf vier Monat Urlaub und verlangte von dem russischen Gesandten in Berlin, dem Geheimen-Rath Baron von Krüdener, einen Reisepaß. In der darauf erfolgten Antwort wurde ihm zwar der Paß nicht verweigert, jedoch angerathen, bei dem Kaiser Paul selbst um die Erlaubniß nachzusuchen, auf vier Monate nach Rußland kommen zu dürfen. Kotzebue befolgte den Rath, aber seine Ungeduld ließ ihn nicht die Antwort ruhig abwarten. Schon

im Monat April 1800 verließ er Weimar und reiſete nach Berlin. Hier fand er mehrere Briefe von Freunden in Liefland und Petersburg, die ihm riethen, ja vorher ſorgfältig zu bedenken, ob auch das Klima ſeiner Geſundheit zuträglich ſey. Deutlicher durften ſie ſich nicht ausdrücken. Auch der ruſſiſche Geſandte gab ihm einen verſteckten Wink. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre," ſagte er, „ſo würde ich noch ein Mal nach Petersburg ſchreiben, um mich meines Wunſches (nach Ablauf von vier Monaten Rußland wieder verlaſſen zu dürfen) vorher zu vergewiſſern. Sie können ja indeſſen die Reiſe bis Königsberg fortſetzen und dort die Antwort abwarten." Kotzebue, ſich zu ſehr auf das Bewußtſeyn, der Nichtanhänglichkeit an revolutionären Grundſätzen, ſtützend, verachtete den Rath ſeiner Freunde, überhörte die warnende Stimme des Geſchäftsmannes und beſtand auf die Ausfertigung eines Reiſepaſſes, welcher ihm hierauf im Namen und auf Befehl des Kaiſers aller Reuſſen ausgefertiget wurde.

Dieſe ſtürmiſche Eile mußte in Petersburg ſehr auffallen und dem gegen ihn und ſeine Reiſe erweckten Argwohn neue Nahrung geben. Die Folge davon war, daß Kotzebue, ſo wie er in Polangen, dem erſten Flecken auf der ruſſiſchen Gränze, ankam, im Namen des Kaiſers verhaftet, ihm alle Papiere abgenommen, und mit ſeiner ſchwangern Frau und ſeinen drei Kindern nach Mitau zum Gouverneur geſendet wurde. Hier erfuhr er, daß ſeine Papiere in Petersburg unterſucht, er ſelbſt aber als Gefangener dahin geſchickt werden ſollte. Leicht läßt ſich der Schreck denken, den ihm und ſeiner Familie dieſe Nachricht verurſachte. „Meine arme Frau hing bald mit heißen Thränen an meinem Halſe, bald lag ſie halb ohnmächtig und weinend auf dem Bette. Meine älteſte Tochter, ein Mädchen von fünf Jahren, meine gute Emmy,

die sehr an mir hängt, kam jeden Augenblick zu mir und schlug ihre kleinen Hände um meinen Nacken. Meine zweite, dreijährige Tochter wußte nicht, was vorging, und weinte darüber, daß man nicht, wie sonst, auf sie Acht gab. Mein jüngster Sohn von eilf Monaten lächelte unbefangen auf dem Arm seiner Wärterin. — — Ich war in einer dumpfen Betäubung, aus der ich mich nur ruckweise mit Gewalt aufraffte. Ich bekümmerte mich um nichts, was im Zimmer vorging, sondern setzte mich auf das Bett zu meiner wimmernden Frau, schloß sie mit dem Feuer der innigsten Liebe in meine Arme und beschwor sie, sich zu fassen, auf meine Unschuld und des Kaisers Gerechtigkeit zu vertrauen. — — Ich drückte meine Kinder wechselsweise an die Brust und segnete sie mit Inbrunst." — —

Weil Kotzebue glaubte, die Reise ginge nur nach Petersburg, wo er Freunde und Bekannte hatte, so nahm er nur wenig Geld, noch wenigere Wäsche und gar keine Betten mit, so dringend man ihm auch zu einer größern Fürsorge rieth. In einem leichten, in Mitau gekauften Wagen trat er die Reise an. Seine Begleiter waren der Hofrath Schtschekatichin, ein zu solchen Transporten oft gebrauchter Mann, und der Senats-Kurier Alexander Schulkins, von denen er hinter Riga erfuhr, daß die Reise nicht nach Petersburg, sondern nach Tobolsk in Sibirien ginge. Um diesem harten Schicksal auszuweichen, machte er auf der liefländischen und witepskischen Gränze den Versuch, in der Nacht zu entwischen. Er entkam auch glücklich, irrte einen Tag in Sümpfen und Gebüschen umher, und suchte in der darauf folgenden Nacht Lebensmittel auf einem ihm bekannten Landgute sich zu verschaffen, wurde aber daselbst wieder verhaftet und auf einem unbedeckten Karren nach dem Reisewagen

zurückgebracht. Schärfer bewacht ging nun die Reise durch Polozk, Smolenzk, Moskau, Kasan, Perm, Ekaterinenburg nach Tobolsk. Die auf dieser Reise durch ausgetretene Flüsse und brennende Wälder ausgestandenen Wasser- und Feuersgefahren beschreibt Kotzebue sehr romantisch in seinem Buche: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens*).

Sehr gern wäre er in Tobolsk geblieben. Der menschenfreundliche Gouverneur von Kuscheleff verstattete ihm viele Freiheit, ließ ihn fast täglich an seinem Tisch essen, und erlaubte ihm, daß er mit den gebildeten Einwohnern der Stadt und den Staatsgefangenen ungehindert umgehen, auch das Schauspiel besuchen durfte. Hier wohnte Kotzebue den Vorstellungen von Menschenhaß und Reue, dem Kinde der Liebe und andern seiner Schauspiele bei, und ergetzte sich an dem großen Beifall, womit diese Stücke aufgenommen wurden. Aus Furcht vor Verantwortung bei Hofe mußte er Tobolsk nach einem vierzehntägigen Aufenthalt verlassen und nach dem 427 Werste, oder 64 deutsche Meilen davon entfernten kleinen Städtchen Kurgan**) ziehen. Er miethete sich hier ein kleines Haus und Garten mit dem nöthigen Hausgeräth, und lebte frei und unbewacht nach seiner Laune. Seine Be-

*) Diese Schrift brachte dem Verfasser, bei der Theilnahme aller Gebildeten in ganz Europa an dem unverschuldeten Unglück, den meisten Geldgewinn. Nur allein eine einzige deutsche Buchhandlung, die Hoffmannsche in Hamburg, setzte davon 300 Exemplare ab.

**) Kurgan hat eine mehr südliche Lage und ein milderes Klima, deshalb wachsen hier schon wilde Kirschen und andere Gewächse, welche um Tobolsk der rauhen Witterung wegen nicht gedeihen.

schäftigung war sehr einförmig. Des Morgens um sechs Uhr stand er auf, lernte russische Wörter, frühstückte, schrieb mehrere Stunden an seiner Leidensgeschichte, ging eine Stunde am Tobolflusse spatzieren und studirte dann im Seneka. Nach dem Mittagsessen und dem Erwachen aus dem Mittagsschlaf wurde so lange in Pallas oder Gmelins Reisen gelesen, bis ihn ein Mitgefangener, der polnische Gutsbesitzer Iwan Sokoloff, zur Jagd abholte, und nach Beendigung derselben mit ihm Thee trank. Den Abend brachte Kotzebue meist ohne Gesellschaft zu, und vertrieb sich durch das Orakelspiel mit Karten, grande patience genannt, die Zeit. — Zu seiner Bedienung war ihm ein Verwiesener, der Italiener Rossi (gewöhnlich Ruß ausgesprochen) gegeben, ein gebildeter, sehr brauchbarer Mensch, welcher das Land durch seinen zwanzigjährigen Aufenthalt kannte, französisch und russisch geläufig sprach und zu kochen und backen verstand. Mit den vornehmsten Einwohnern der Stadt kam Kotzebue öfters in Gesellschaften zusammen. Sein Loos war also, im Vergleich mit vielen andern unglücklichen Verwiesenen, sehr erträglich zu nennen. Aber die heiße Sehnsucht nach seiner Frau und seinen Kindern erweckte in ihm den Gedanken, sich aus dieser Gefangenschaft zu befreien, selbst mit Gefahr seines Lebens. Schon hatte er sich einen Plan gemacht, mit Beihülfe seiner Frau, die er nach Kurgan eingeladen hatte, dem Kerker zu entrinnen: ein Plan, der im fünfstündigen Schauspiel glücklich auszuführen seyn mochte, auf einer halbjährigen Reise aber wahrscheinlich mißlungen wäre. Sein ihm stets holder Schutzgeist aber bereitete auf einem andern Wege ihm eine ehrenvollere Befreiung. Kotzebue hatte bei der Thronbesteigung Pauls ein kleines, höchst mittelmäßiges Drama: Der Leibkutscher Peters des Dritten,

geschrieben, in welchem Pauls hoher Edelsinn und kindliche Ehrfurcht sehr gelobt wurden, und ein junger Russe, Krasnopolsky, hatte das Stück ins Russische übersetzt. Durch die Freunde und Anhänger Kotzebue's kam die Handschrift von der Uebersetzung in die Hände des Kaisers, der sich darin sehr geschmeichelt fühlte und für den Verfasser so eingenommen wurde, daß er ihn mit Courierpferden aus Sibirien zurückholen ließ, zum Hofrath ernannte, ihm das schöne Krongut Worrokülll in Liesland schenkte, und die Direction des deutschen Theaters in Petersburg übertrug. — Die Erinnerung an die Verbannung nach Sibirien und ihre unverhofft eingetretenen glücklichen Folgen blieben für Kotzebue stets sehr lebhaft, unterdrückten in ihm jeden Tadel der Regierung und machten ihn zum steten Lobredner aller öffentlichen Handlungen des russischen Hofes.

Die Theater-Direction hatte Kotzebue ungern übernommen, er kannte schon aus Erfahrung das viele Unangenehme, was mit diesem Posten unausbleiblich verknüpft ist. So lange indessen Paul lebte, war an eine Entfernung nicht zu denken. Kaum aber war dieser am 24sten März 1801 gestorben, so suchte Kotzebue um seine Entlassung nach, welche ihm mit dem Titel eines Kollegienraths und mit der Zusicherung seines bisherigen Gehalts auf Lebenszeit von dem großmüthigen Kaiser Alexander ertheilt wurde. Anfänglich ging er wieder nach Weimar zurück. Wegen der entstandenen unangenehmen Verhältnisse zwischen ihm und Göthe, nebst dessen vielen Anhängern, verließ er bald darauf Weimar und wählte Jena zu seinem Aufenthalt. Hier glaubte er lange verweilen zu können, kaufte sich einen Platz an und machte darauf sehr schöne Gartenanlagen. Allein die beiden Städte, Weimar und Jena, liegen zu nahe. Die Irrun-

gen fanden sich auch bald in Jena ein, wobei Göthe's Anhänger die Person des Kollegienraths von Kotzebue nicht schonten. Dazu kam, daß die Ansprüche, welche der in ganz Europa gefeierte Dichter mit Recht an die menschliche Gesellschaft machen zu dürfen glaubte, hier sehr wenig berücksichtiget wurden. Alles dieses verleidete ihm den längern Aufenthalt an diesem Orte so sehr, daß er ihn schon im Jahre 1802 verließ und in Berlin seinen Wohnsitz nahm.

Noch in demselben Jahre gab er anfänglich allein, hernach in Verbindung mit dem bekannten Schriftsteller Garlieb Merkel, den Freimüthigen heraus, eine Nachahmung der Zeitung für die elegante Welt. Beide Tagesblätter führten bald einen heftigen Krieg mit einander. Kotzebue hatte das seinige zum literarischen Tummelplatz gemacht, um Göthe, Fichte, die Gebrüder Schlegel und ihre zahlreichen Anhänger aufs eifrigste zu bekämpfen. In seinen Augen waren die Fichtesche und Schellingsche Philosophie, so wie die Schlegelsche Poesie Modethorheiten und Verirrungen des menschlichen Geistes, die ausgerottet werden müßten. Vorzüglich ärgerte er sich über die Schreibart der Gebrüder Schlegel und ihrer Schüler im Athenäum, in der Lucinde und in andern Schriften. In der Absicht, sie lächerlich zu machen, hatte er schon im Jahre 1799 eine Posse: Der hyperboreische Esel, oder die heutige Bildung, drastisches Drama in einem Akt, zusammengesetzt. Die Hauptperson darin, Karl v. Berg, spricht in einzelnen Schlegelschen Ausdrücken und Sätzen, welche aus dem Zusammenhang gerissen und in der witzigen Kotzebueschen Manier zusammengestellt, natürlich Lachen erregen mußten. — Von ähnlicher Art sind die Possen: Kotzebue im Schlafrock; die Ehrenpforte u. a. m.

Der feinfühlende Göthe hat nie öffentlich ein Wort gegen seinen Jugendfreund Kotzebue ausgesprochen; desto lauter aber waren die übrigen Gegner. Mit ihnen machte der Herausgeber der eleganten Zeitung, Spazier, ein Bündniß, weil er sich durch die Herausgabe des Freimüthigen beeinträchtigt hielt. So wurden zwei beliebte Zeitungsblätter der Kampfplatz für heftig gegen einander ergrimmte Gegner. In dieser Fehde hatte Kotzebue die Lacher auf seiner Seite, und alle diejenigen, welche die unverständliche Schulsprache mit ihrem gesunden Menschenverstande nicht verstehen konnten. Noch mehr erweiterte sich der Kriegesschauplatz, als ein Theil der unter sich uneins gewordenen Herausgeber der allgemeinen Literatur-Zeitung Jena verließ und mit dieser Zeitung und ihrem Zubehör nach Halle auswanderte. In Jena entstand hierauf eine neue Literatur-Zeitung, welche sich gegen die hallesche erhob. Hatte letztere in frühern Zeiten Kants Philosophie gegen die in der allgemeinen deutschen Bibliothek beschützte Leibnitz-Wolfische Philosophie in Schutz genommen, und das Aufblühen der erstern befördert; so bediente sich jetzt die neue jenaische Zeitung derselben Waffen, und ward eifrige Beschützerin der Fichteschen Philosophie und ihrer Töchter. Beide kritische Institute, hauptsächlich das jenaische, konnten aber nicht den Glanz und eine so weit verbreitete Theilnahme erlangen, als vor der Trennung die ältere Zeitung genossen hatte. Nur das Publikum gewann, weil beide Institute wetteiferten, jede Nachlässigkeit und Schwäche zu vermeiden, und gründliche, meisterhaft ausgearbeitete Beurtheilungen zu liefern. —

Auch auf die Universität Jena hatte der heftige Streit großen Einfluß, indem Kotzebue's vielgelesene spottende Angriffe auf mehrere dortige Lehrer, viele Väter

und Erzieher abhielt, ihre Söhne und Zöglinge einer Universität anzuvertrauen, welche nach der Aussage des Freimüthigen eine bedenkliche Philosophie hege, und gefahrbringende Irrthümer verbreite. Dieser nachtheilige Einfluß auf die Universität hat mit Kotzebue's Tode nicht aufgehört, sondern ist noch weit empfindlicher geworden.

In Berlin genoß Kotzebue viel Auszeichnung und Ehre. Seine Schriften müssen doch wohl die Sittlichkeit nicht so arg verletzen, als seine in Irrthum und Feindschaft befangenen Gegner wollen glaubend machen; denn sonst möchte damals ihm nicht das Glück zu Theil geworden seyn, von dem preußischen Könige und dessen Gemahlin, bei dem feinen Gefühle derselben für Anstand und Ehre, mit Auszeichnung behandelt zu werden. Er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und erhielt ein Kanonikat zum Geschenk. Auch bekam er den Auftrag, zur Einweihung des neu erbauten Schauspielhauses (das im Jahre 1818 wieder abbrannte) ein neues Schauspiel zu schreiben. Es waren dieß: Die Kreuzfahrer. Außer diesem Schauspiel schuf in Berlin seine fruchtbare Feder noch mehrere große und kleine Theaterstücke.

So viel Thränen auch die Zuschauer bei den Vorstellungen der Kotzebueschen Stücke vergießen müssen, so läuft doch eines derselben: Die Hussiten vor Naumburg, ein vaterländisches Schauspiel mit Chören, in fünf Akten, welches im Jahr 1803 zu Leipzig erschien, allen übrigen den Rang ab. Wo es nur aufgeführt wurde, da war die Thränenfluth stärker, als selbst in Menschenhaß und Reue. Dieses veranlaßte eine sehr witzige Parodie: „Herodes von Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister, ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel." Ungeachtet der Verfasser, der beliebte

Schriftsteller August Mahlmann, in diesem Stück überall Kotzebue, in der Rolle des Viertelsmeisters Wolf, persifflirte, so wurde dieser doch deshalb nicht gegen ihn aufgebracht, sondern lobte ihn bei jeder Gelegenheit als einen talentvollen Kopf. Noch kurz vor seinem Tode erklärt er in dem literarischen Wochenblatt diesen Herodes als ein ächt launiges Stück, dessen Verfasser man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse. — Ueberhaupt war Kotzebue nichts weniger als rachsüchtig. Nur Spott, mit Bitterkeit und offenbarer Schadenfreude vermischt, empörten ihn sehr und konnten ihn zum unversöhnlichen Feinde machen. Dagegen Angriffe auf seine Person oder Schriften ihn durchaus nicht erbitterten, wenn sie nur wirklich witzig und ohne offenbare Beleidigungen niedergeschrieben waren.

Um diese Zeit fing er auch an, seinen Almanach dramatischer Spiele herauszugeben, welcher ununterbrochen bis zum Tode des Verfassers fortgesetzt wurde, und viele, vorzüglich auf Liebhabertheatern brauchbare kleine Stücke enthält. Der letzte Jahrgang, der 17te für das Jahr 1819, schließt mit dem in Jamben geschriebenen Drama: Die Selbstmörder, in einem Akt. Es hat einen sehr religiösen Ausgang, welchen man bei den übrigen Stücken des Verfassers nicht gewohnt ist.

Wer hätte nicht geglaubt, daß der in Berlin so geachtete Kotzebue endlich einmal sich der bis jetzt nicht genossenen Ruhe erfreuen würde? Solches aber war ganz wider seinen Charakter. Fand er keine Veranlassung, seinen jetzigen Wohnsitz zu verändern, so mußte er wenigstens reisen. Kleine Reisen nach seinen Gütern in Rußland genügten ihm nicht; er dachte auf größere. Zuerst machte er eine Reise nach Paris, wo damals große auswärtige Gelehrte mit vieler Auszeichnung aufgenommen

wurden. Sollte er, der in Frankreich und ganz Europa bekannte und beliebte Dichter, nicht ebenfalls eine sehr ehrenvolle Aufnahme mit Recht erwarten können? Allein in diesen seinen Erwartungen betrog er sich sehr. Der damalige Machthaber Buonaparte und sein consularischer Hof behandelten ihn mit auffallender Kälte, und diesem Beispiele mußten die gelehrten Institute und Gesellschaften folgen. Verdrießlich über diesen tiefgekränkten Ehrgeiz, verließ er bald wieder das ihm so verhaßt gewordene Frankreich, und kehrte nach seinem Landsitz in Liefland zurück, das Herz voll Groll und Haß gegen Buonaparte und seine Entwürfe. So wie dieser immer deutlicher Nichtachtung aller Rechte und Verpflichtungen gegen unabhängige Völker und Regierungen offenbarte, um so lauter rügte Kotzebue die despotischen Handlungen von Europens Tyrannen, und gab unverhohlen Abscheu gegen ihn und Verachtung seiner Gewaltstreiche zu erkennen. Anfänglich nahm der damals so gefürchtete allmächtige Napoleon die Miene an, als verachte er die Angriffe des ihm so verhaßten Schriftstellers. Bald aber wurde er gewahr, daß die überall gelesenen Schriften die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlten, und nun erhob er sich, um ihn gewaltsam zu zermalmen. Gern hätte er ihn in seine Gewalt gehabt und ihm des Buchhändler Palms unglückliches Schicksal bereitet; mehrere Versuche wurden deshalb, oft heimlich und listig genug, gemacht; immer aber wurden sie vereitelt. Er hatte außer Pitt keinen Feind, der seinem Ruhm so großen Abbruch that und seinen Uebermuth und seine Menschenverachtung mit so lebendigen Farben darstellte, als diesen Kotzebue.

Gegen Ende des Sommers 1804 machte Kotzebue mit seiner Frau von seinem Landgute aus eine Reise nach Rom und Neapel, und kehrte im folgenden Frühjahre nach

Berlin zurück. Die auf dieser und der Reise nach Frankreich geführten Tagebücher wurden anfänglich in dem Freimüthigen bekannt gemacht, nachher aber als Reisebeschreibungen mit den Titeln: Erinnerungen aus Paris, und Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, der Lesewelt mitgetheilt. Die letzte, 3 Bände starke Schrift, die im Jahre 1805 herauskam, enthielt mehrere sehr schätzbare Nachrichten von Volkssitten, Alterthümern und geschichtlichen Urkunden, aber auch sehr viele gewagte und halbwahre Urtheile über Gegenstände der bildenden Kunst, die nur als Spiele des Witzes und Gestalten einer ungezügelten Einbildungskraft dem Leser gefallen konnten. Es ist schwer zu begreifen, für wen diese Kunstansichten, welche den größern Theil der Reisebeschreibung einnehmen, geschrieben seyn mögen? Den Kenner langweilen sie, und dem Kunstliebhaber und Sammler können sie leicht nachtheilig werden und ihn zu falschen Urtheilen verleiten. — Zu diesen witzigen Spielereien gehört auch die am Schlusse der Reisebeschreibung befindliche Vergleichung Italiens mit Rußland, in welcher die Vorzüge des letztern weit über die Reize des schönen Italiens hinaus gestellt werden. In welchem Geiste diese Vergleichung niedergeschrieben sey, lernt man aus einer einzigen Stelle kennen: „Die crasseste Ignoranz hat ihren Filzschleier über Italien gebreitet; die einzige Wissenschaft der Vornehmen ist — Kartenspiel; sie lesen — in Farobüchern; sie schreiben — mit Kreide auf den Spieltisch. In Rußland ist ein schöner Morgen für Kunst und Wissenschaft angebrochen.“ — Wie konnte der Verfasser sich verbürgen, daß seine Parallele wahr sey, wie er öffentlich in dieser Reisebeschreibung gethan hat?

In der königlichen Bibliothek zu Neapel hatte Kotze-

bue mehrere Urkunden durchgesehen und daraus Auszüge gemacht, welche in der Reisebeschreibung abgedruckt wurden; auch hatte er einen Almanach der Chroniken für 1804 herausgegeben, zu welchem freilich die Chronicken nur wenige Beiträge, desto mehr aber die Einbildungskraft geliefert hatten. Alles dieses brachte ihn auf den Gedanken, eine große Landes-Geschichte zu bearbeiten. Seine Wahl fiel auf das Königreich Preußen, dessen König ihm bereitwillig die Erlaubniß gab, die Staatsarchive benutzen zu können. Da dasjenige zu Königsberg noch sehr viele unbenutzte Urkunden enthielt; so beschäftigte sich Kotzebue im Jahr 1806 damit, sie an Ort und Stelle abzuschreiben und Auszüge daraus zu machen. Erst im Jahre 1809 erschien zu Riga Preußens ältere Geschichte in vier Theilen, die zwar kein historisches klassisches Werk genannt werden kann, aber doch wegen der lichtvollen Darstellung und hauptsächlich wegen der vielen darin abgedruckten unbekannten Urkunden Aufmerksamkeit erregte.

In dieser Arbeit war er durch den Krieg Preußens mit Frankreich gestört, und durch die unglückliche Wendung, welche dieser Krieg nahm, aus Preußen nach Rußland vertrieben worden. Damals wurde allgemein behauptet, daß die feindliche Stimmung der Preußen gegen Frankreich und ihr Unwille wegen des verspäteten Ausbruchs der ersten Feindseligkeiten, durch den Einfluß Kotzebue's auf bedeutende Personen in Berlin und durch seine Spöttereien über den französischen kaiserlichen Hof wo nicht angefacht, doch sehr vermehrt wären.

Von seinem Gut Schwarze in Liefland, nahm Kotzebue den lebhaftesten Antheil an diesem preußisch-russischen Kriege. Jetzt durfte er rücksichtslos seinen bittersten Haß gegen Europens Unterdrücker äußern und dessen Härte,

Raubsucht und Verachtung aller gesellschaftlichen Gesetze und Rechte mit den grellsten Farben darstellen. Er that es in Flugblättern, die anfänglich den Namen: die Biene, und späterhin, nach dem Frieden von Tilsit, die Ameise, führten. Vielleicht hätten diese Tageblätter nicht die Aufmerksamkeit erregt, wenn nicht Napoleon aus Verdruß über die darin enthaltenen gehässigen Darstellungen, sie mit der größten Heftigkeit verfolgen und wo er ihrer habhaft werden konnte, vertilgen ließ. Wie gewöhnlich erhielten sie dadurch einen Lesekreis, den sie ohne dieses Verbot wohl nicht erlangt hätten; jetzt durchlasen es mehrere Personen mit Aufmerksamkeit, welche sie beim ungestörten freien Verkauf kaum angesehen, höchstens über die darin enthaltenen drolligen Bemerkungen gelächelt hätten. Noch größer wurde die Neugierde durch die Behauptung der französischen Staatsblätter, daß der Verfasser von England besoldet würde, um dem französischen Hofe die empfindlichsten Bitterkeiten zu sagen. Diese Beschuldigung gab den Tageblättern eine politische Wichtigkeit. Wahr ist, daß Kotzebue für einige seiner Schauspiele ansehnliche Geschenke von England aus erhalten hatte; allein diese und die ehrenvolle Auszeichnung seiner Stücke auf den englischen Bühnen, konnten doch nicht seine Abneigung gegen dieses Land der Kaufleute, wie er es gewöhnlich nannte, bei denen nur der Besitz großer Reichthümer dem Menschen Werth giebt, mindern. Die dringendsten Einladungen, nach England zu kommen, machten auf ihn keinen Eindruck; ja er hatte stets seinem ältesten Sohn, der nachher als russischer Oberst in der Schlacht bei Mosaisk (im Jahr 1812) getödtet wurde, die Erlaubniß verweigert, in englische Dienste zu gehen, welches derselbe sehr wünschte.

Merkwürdig, in Beziehung auf Kotzebue's eigene

Todesart, ist in dieser Biene eine Fabel, die höflichen Meuchelmörder überschrieben. In derselben kommen, auf Buonaparte's Gewaltthätigkeit anspielend, folgende Worte vor: „In einem sehr alten Buche über die Vortrefflichkeit der französischen Sprache, von einem gewissen Henri Etienne (es ist Carl dem Neunten dedicirt), wird erzählt, daß im 16ten Jahrhundert der allgemeine Gebrauch herrschte, diejenigen, die man nicht leiden konnte, ermorden zu lassen." Der hier gegebene Wink kam nicht an dem französischen Machthaber, für den er bestimmt war, zur Ausführung, denn ein zu Dresden gemachter Versuch verunglückte; wohl aber später an dem, welcher ihn gegeben hatte.

Die durch den Krieg verursachte Entfernung Kotzebue's von Berlin machte auch eine Veränderung mit der Herausgabe des Freimüthigen nothwendig. Schon vor der Reise nach Paris hatte er seinem Mitarbeiter, dem Schriftsteller Merkel jetzt in Riga die Redaction allein überlassen. Nachher geriethen beide Herausgeber in unversöhnliche Feindschaft und in heftige Fehde, welche mit beständiger wechselseitiger Herabwürdigung beider Personen, ihrer selbst unwürdig, öffentlich und zum Aergerniß der Lesewelt geführt wurde. Nach der Ankunft der Franzosen in Berlin wurde die Herausgabe des Freimüthigen durch Merkels plötzliches Verschwinden im Jahre 1806 unterbrochen. Kotzebue verband sich im folgenden Jahre mit dem jetzigen Herausgeber Dr. August Kuhn, die Zeitung wieder aufleben zu lassen, entzog sich aber schon im folgenden Jahre ganz der Redaction, und versprach, nie wieder eine Zeitschrift unter dieser Benennung drucken zu lassen.

Der Friede von Tilsit (im Jahr 1807) und die darauf erfolgte engere Verbindung zwischen Rußland und

Frankreich, nöthigten Kotzebue, in seinen Schriften einen mildern Ton gegen den ihm verhaßten französischen Hof anzunehmen. Er benutzte seine jetzige Muße in Rußland zur Herausgabe sehr vieler Bühnenstücke. Auch sammelte er die Materialien zu einer Geschichte des deutschen Reichs, von welcher im Jahre 1814 der erste Band erschien. Zu einer solchen schwierigen Arbeit reichten die historischen Kenntnisse des Verfassers, seine Leichtigkeit im Arbeiten und sein lichtvoller, witziger Vortrag nicht aus. Dazu gehörten vielleicht größere Talente, als selbst der große Geschichtschreiber Johannes von Müller auf die Ausarbeitung der Schweizer-Geschichte verwendete. Die Folge war, daß der Verfasser der sehr einseitig geschriebenen Geschichte Deutschlands sehr bitter, aber nicht ohne Grund zurecht gewiesen wurde.

In dem großen Befreiungskriege kam Kotzebue mit den russischen Heeren zu Anfange des Jahres 1813 nach Berlin zurück, und suchte durch das deutsche Volksblatt, worin er zu leichtgläubig und aus überspanntem Eifer für die gute Sache, viele ganz ungegründete Gerüchte aufnahm, die Deutschen aus ihrer schimpflichen Erstarrung zu rütteln, und sie zur muthigen Bekämpfung des Unterdrückers der Menschheit zu begeistern. Die Mittel aber, welche er empfahl, waren viel zu herbe, als daß Fürsten und Völker daran Geschmack finden konnten. Nach seinem Willen sollten alle deutschen Gefilde, in die der Feind einzubrechen drohete, eben so verheert werden, wie es die Engländer in Portugal und die Russen auf dem Rückzuge im Jahr 1812, von der polnischen Gränze an bis Moskau, gemacht hätten. Der Erfolg hat gezeigt, daß Europa doch frei werden konnte, ohne vorher den Wohlstand von Millionen Bewohner auf mehrere Menschenalter zu zerstören. Gewaltsame Maaßregeln, in

großer Noth gegen einen übermächtigen, weit überlegenen Feind mit Recht angewendet, können aufhören, sobald die Streitkräfte anfangen, ins Gleichgewicht überzugehen.

Damals traten mehrere geachtete Männer auf, welche für die heilige Sache der Vaterlandsbefreiung männlich und kräftig sprachen, und den furchtbaren Völkerkampf gegen die trugvollen Anlockungen und Beschuldigungen in den Proklamationen des Weltenstürmers, mit Ernst und Würde vertheidigten. Es waren dies ein Schlegel, Arndt, Görres und andere deutsche Männer. Seltsam genug wurden die beiden größten Widersacher v. Schlegel und v. Kotzebue, als die enge verbundesten Freunde in den französischen Staatsblättern zusammengestellt, und über sie gemeinschaftlich das Wort der Verdammniß ausgesprochen.

Sobald die Franzosen wieder an die Elbe vordrangen, verließ Kotzebue Berlin und kehrte nach Rußland zurück, um seine Person ihren geheimen Verfolgungen, oder gewaltsamen Einbrüchen zu entziehen. Durch die Entfernung vom Kriegsschauplatz aber hörte sein stetes Einwirken auf die feierliche Zeitstimmung nicht auf. Es erschienen mehrere zum Theil sehr geistvolle und der großen Sache angemessene, zum Theil aber auch sehr platte Tageblätter und Theaterstücke. Zu den letztern gehören: der Flußgott Niemen, Noch Jemand, und mehrere solche Sachen, welche indessen ihre Wirkung auf diejenigen Volksklassen nicht verfehlten, die solche Sachen gern lesen. Und so kämpfte Kotzebue so lange in seinen Schriften, bis der finstere Geist aus Europa verjagt und in weite Ferne gebannt wurde.

Für die bewiesene große Thätigkeit und treue Anhänglichkeit an Rußlands großen Kaiser erhielt Kotzebue im Jahr 1814 die ehrenvolle Anstellung als russischer

General-Consul im Königreich Preußen, und nahm seinen Wohnsitz in Königsberg. Hier hat er mehrere politische Flugschriften, auch größere und kleinere Lustspiele geschrieben. Die vielen literarischen Arbeiten verhinderten, daß er den oft verwickelten Amtsgeschäften nicht die erforderliche Zeit schenken konnte. Auch waren solche Beschäftigungen wohl nicht seinem Geschmack angemessen. Deshalb gab er schon im Jahr 1816 sein einträgliches Amt wieder ab und ging nach Rußland zurück. Seine vielen Widersacher benutzten diesen Schritt, um auszusprengen, er habe abdanken müssen und sey in Ungnade entlassen worden. Wie grundlos dieses Gerücht war, beweist wohl am besten, daß er bald darauf zum Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Auch Kotzebue hatte das allgemein verbreitete Gerücht seiner Verabschiedung erfahren, und drückt sich in einem Schreiben aus Reval, vom 13ten Septbr. 1816, an seine Mutter so aus. „Nach einer glücklichen Reise von 10 Tagen kamen wir wohlbehalten hier in Reval an, wo wir Alles, was uns lieb und theuer ist, gesund vorfanden, und wo die Freude über unsere Ankunft um so größer war, da man seit mehrern Wochen die abgeschmacktesten Gerüchte ausgesprengt hatte, nämlich der Kaiser habe mich in Ungnade verabschiedet, und ich dürfe wegen der Briefe des General Bertrand, weder die russischen, noch preußischen, noch österreichischen Staaten jemals wieder betreten. Nun, Sie wissen ja schon, wie meine Neider seit dreißig Jahren mit mir umgehen. Gott sey Dank, daß ich noch immer und auch dieses Mal über sie triumphirt habe. — Am 3ten September kamen wir glücklich in Petersburg an. Der Kaiser ist schon seit einiger Zeit abwesend;" (er durchreisete mehrere russische Provinzen) „allein der Chef meines Departements

empfing mich sehr freundlich, und fing damit an, mich officiell zu versichern, daß man mit der Führung meines Amtes in Königsberg vollkommen zufrieden sey, und mir sehr wohl wolle. — Ich kann Ihnen so viel sagen, daß wenn ich denjenigen Platz erhalte, zu welchem man mir Hoffnung macht, auch Sie sich recht sehr darüber freuen werden, weil er mich Ihnen näher bringen würde." —

Kaiser Alexander, aufmerksam auf alles, was National-Wohlstand und Aufklärung befördert, hatte in verschiedenen Ländern, unter andern in England, mehreren Männern Aufträge ertheilt, von Zeit zu Zeit über den Zustand der Literatur, den Geist und Inhalt der neu erschienenen Schriften und den dadurch bewirkten Fortschritten im Reiche der Wissenschaften und über gelehrte Gesellschaften und Lehranstalten unmittelbar Nachrichten an ihn einzusenden. Jetzt erhielt auch Kotzebue einen ähnlichen Auftrag für Deutschland und ein jährliches Gehalt von 15,000 Rubel. Der in ganz Europa beliebte Schriftsteller, ausgestattet mit einer Menge Kenntnisse und richtiger Beurtheilung, der gegen alle Vorurtheile und Geistesverirrungen stets schonungslos angekämpft hatte, schien ganz der Mann zu seyn, dem ein solches ehrenvolles Geschäft übertragen werden konnte. Allein der sechs und funfzigjährige Mann hatte die feine Empfänglichkeit der Jugend für neue Begriffe und Ansichten verloren. Schon war er zu dem Punkte des menschlichen Lebens gekommen, wo es schwer hält, den gewohnten und durch tägliche Uebung vertraut gewordenen Kreis der eingesammleten Kenntnisse zu öffnen und darin neuentdeckte Wahrheiten aufzunehmen, die vielleicht dem ältern, bis jetzt für untrüglich gehaltenen Einsichten geradezu widersprechen. Nun war in Deutschland eine große Umwälzung in der Art zu denken und zu sprechen erfolgt, und durch

den Befreiungskrieg noch abstechender gegen die kurz vorher üblich gewesenen geworden. Diese Richtung des Zeitgeistes hatte den Kotzebue nicht berührt. Derselbe kam mit allen Begriffen und Ansichten wieder zurück, welche er im Jahre 1806 aus Deutschland mitgenommen, und worin ihn sein langer Aufenthalt in Rußland noch mehr bestärkt hatte.

Dadurch wird es erklärbar, daß die jetzige Lehr- und Schreibart in Deutschland so widrig auf ihn einwirkte, daß er darin nicht ein Fortschreiten des menschlichen Geistes, sondern wahre Verirrungen und unnöthige Abweichungen von den frühern, für ihn und tausend Andere so angenehm gewesenen Einrichtungen erblickte. Nach seinen Grundsätzen mußte er gegen diese in seinen Augen irrige Richtung des Zeitgeistes, mit allen Kräften kämpfen. Und er that es mit den gewohnten Waffen als folgerechter Mann, aus wahrer inniger Ueberzeugung, nicht aus eitler Ruhmbegierde, oder aus Hang zum Widerspruch. Nur darin fehlte er, daß er seine Ansichten für die einzig richtigen hielt, die keiner weitern Prüfung und Berichtigung mehr bedurften, und daß er in seinem Eifer die dem menschlichen Geiste gesteckten Schranken übersah, welche nicht können ungestraft überschritten werden. Sich zu sehr auf seine vielseitige Bildung, auf seine sehr geübten Kräfte verlassend, urtheilte er in seinem literarischen Wochenblatt über alle Zweige des menschlichen Wissens, ohne dazu die erforderlichen Vorkenntnisse zu besitzen.

Dieses Wochenblatt ist eine merkwürdige Erscheinung in der literarischen Welt, und beweiset, wie richtig Kotzebue die Lesewelt zu nehmen wußte. Bei der großen Menge von kritischen Zeitschriften, welche sich einander selbst bekämpfen, und den Handel verderben, hat ein

neues Institut, selbst wenn daran ausgezeichnete Männer arbeiten, viele Schwierigkeiten zu beseitigen, ehe es ordentlich gedeihen und mehr als ein kümmerliches Leben führen kann. Kotzebue aber wußte seinem Wochenblatte gleich bei dem ersten Anfange eine solche Einrichtung zu geben, daß sich bald davon mehrere starke Auflagen vergriffen. Mochten die Widersacher es immer einseitig und absprechend schelten, mochten selbst in einigen Städten sich Menschen verbinden, daß sie es nicht lesen, ja nicht einmal ansehen wollten; alles dieses half nichts, es fand überall Leser. Den meisten von ihnen war es ein munterer, launigter Gast, mit dem man sich gern ein Paar Stunden angenehm, oft nützlich unterhalten konnte. Billige Beurtheiler verkannten nicht, daß ein solches Blatt, welches größtentheils von einem einzigen, noch anderweitig sehr beschäftigten Manne geschrieben, wöchentlich in zwei eng bedruckten Bogen Auszüge aus einer bunten Menge Schriften lieferte, nur für die große Lesewelt berechnet seyn, und unmöglich Alles umfassen und auf gründliche Beurtheilungen Anspruch machen konnte. Welcher auch noch so talentvolle Mensch wäre wohl im Stande, neben vielen andern Arbeiten alle Woche zwei Bogen voll Tiefdurchdachtes und in hoher Begeisterung Niedergeschriebenes zu liefern?

In diesem Wochenblatt kämpfte Kotzebue mit seiner natürlichen Heftigkeit und Bitterkeit gegen die allgemein verbreiteten Ideen von Völkerglück, gegen das Verlangen nach ständischen Verfassungen und Preßfreiheit und gegen neu entstandene Anstalten, wie das Turnen. Diesen Kampf führte er nicht nach richtigen Grundsätzen, sondern mehr mit französischer Leichtigkeit, indem er dabei gesetzgebende und vollziehende Gewalten vermischte, und stets von dem Grundsatz des Hobbes ausging, daß diejenige

Verfassung die beste sey, welche am besten verwaltet werde. Immer berief er sich auf den Erfahrungssatz, daß vor 1806 die Nationen nicht unglücklich, ja glücklicher, als jetzt, gewesen wären, ohne solche Einrichtungen gehabt zu haben. Er konnte die Nothwendigkeit nicht einsehen, von der guten alten Zeit abzugehen und den Staaten ganz veränderte und durch keine Erfahrung als heilsam erprobte Gestalten zu geben. Daß aber dadurch beabsichtigt werde, dem Adel noch manche alte, bisher gelassene Gerechtsame zu nehmen, das begriff er sehr gut, und deshalb wurde er ein hitziger Verfechter eines Standes, dem er erst in reifern Jahren beigesellt war.

In demselben Geiste waren die an seinen Kaiser in französischer Sprache eingesandten literarischen Berichte abgefaßt. Auch wurde darin über mehrere deutsche Schriftsteller und akademische Lehrer nicht immer schonend genug geurtheilt. Eines dieser Bülletins, die er zu Weimar schrieb, fiel durch die Unvorsichtigkeit des Abschreibers in die Hände des Doctor Lindner, welcher mit Kotzebue in einem Hause wohnte. Schnell machte dieser einen Auszug von allen den Stellen, worin geachtete Gelehrte, Luden, Oken und ihre Zeitblätter, die Nemesis und Isis, als gefährlich und zu Revolutionen hinneigend dargestellt wurden. Luden ließ diesen Auszug in der Nemesis abdrucken. Es war natürlich, daß eine solche öffentliche Bekanntmachung geheimer, nicht für den Druck bestimmter Beurtheilungen dem Verfasser sehr unangenehm seyn mußten. Der Aerger darüber verleitete ihn zu Schritten, welche wohl nicht dazu geeignet waren, sich auf die vortheilhafteste Art und ohne Jemanden in ein nachtheiliges Licht zu setzen, aus diesem Handel zu ziehen. Wurde das Bülletin als die Arbeit eines Privatmannes angesehen, dem es eben so gut, wie den kritischen

Instituten frei stehen muß, für wahr gehaltene Meinungen über Schriften offen und ohne Rückhalt darzulegen; so theilt der Verfasser das gewöhnliche Schicksal der Recensenten, welche sich durch ungünstige Beurtheilungen den Zorn und heftigen Tadel von den sich gekränkt und beleidigt geglaubten Schriftstellern zuziehen. Ganz verändert aber wird die Ansicht, wenn er seine schriftlichen Aufsätze zu amtlichen Aktenstücken macht, und als auswärtiger Geschäftsträger auftritt. Dann kann er zwar auf die allgemein angenommenen Völkerrechte der Gesandten Anspruch machen, aber arge Mißdeutungen und grundlose Muthmaßungen wird er nicht von sich abwehren können. Dann erscheinen Charakterschilderungen und Folgerungen, aus der Handlungsweise einzelner Personen abgezogen, nicht so gefahrlos, und können, wenn sie unrichtig seyn sollten, nicht auf dem gewöhnlichen Wege zurückgenommen und unschädlich gemacht werden. Daß Kotzebue den letztern Weg wählte, hatte für ihn die Folge, daß er in der Leuchte und andern deutschen Zeitschriften: der russische Kundschafter, und in dem Morning Chronicle: the russian Spy genannt wurde.

Sobald er den Abdruck des Auszugs aus seinem Bülletin erfuhr, beschwerte er sich bei der Regierung zu Weimar, daß man ihm seine Berichte an den Kaiser Alexander entwendet habe, und bewirkte die Beschlagnahme der Nemesis. Doch dieses Mittel zur Unterdrückung des Abdrucks kam zu spät. Schon hatten Oken und Wieland Aushängebogen erhalten und den Auszug in der Isis und im Patrioten abdrucken lassen. Bevor diese in Beschlag genommen werden konnten, durchliefen neue Abdrücke ganz Deutschland.

Jetzt wurde die Sache vor Gericht gebracht. Der Leipziger Schöppenstuhl verdammte Luden, Oken und

Wieland zu harten Strafen, später die Juristen-Facultät der Universität Würzburg den kaiserlich russischen Staatsrath v. Kotzebue zur Zurücknahme seiner in dem Bülletin gemachten Beschuldigungen gegen den Geheimen Hofrath und Professor Luden, und zur Uebernahme sämmtlicher Gerichtskosten. Aber nicht bloß vor Gerichten, sondern auch in Zeitschriften vor dem ganzen deutschen Publikum wurde von beiden Seiten mit der größten Heftigkeit und Erbitterung der Streit geführt, und dadurch der Sache eine Wichtigkeit beigelegt, die sie nicht hatte. Ja verschiedene Personen ließen sich durch eine kindische Furcht verleiten, bei diesem Bülletin-Streit und bei dem Urtheil des russischen Staatsraths v. Stourdza über Deutschlands Universitäten *), an die Umtriebe in Polen, vor dessen Theilung, zu erinnern, und daraus das künftige Schicksal Deutschlands weissagen zu wollen. Bei der Sendung Kotzebue's nach seinem Vaterlande hatte man am russischen Hofe keine politischen Absichten; nur den Zustand der Wissenschaften und Künste zu erfahren und das für Rußland Nützliche und Brauchbare aus Kotzebue's Berichten zu entnehmen, das war der Zweck **).

*) In der auf dem Congreß zu Aachen 1818 ausgetheilten und nachher mehrmals abgedruckten Schrift: Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne.

**) Die amtlichen Berichte Kotzebue's konnten für Deutschland gar nicht nachtheilig seyn. Monarchen wissen solche Berichte recht gut zu würdigen. Kotzebue selbst erzählt uns davon in seinen „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel," 2r Thl. S. 246. ein treffendes Beispiel. „Es ist auch ein schöner Zug im Charakter der Königin," (der im Jahr 1814 verstorbenen Marie Caroline von Oesterreich) „daß sie noch immer mit so vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihre Vorzimmer tritt, hört man

Dafür sprechen Kotzebue's eigene Worte. Am 29sten November 1816 schrieb er an seine Mutter folgenden Brief:

„Ich hoffe, daß dieser Brief ohngefähr am Neujahrstage in Weimar ankommen werde, folglich gratulire ich Ihnen vor allen Dingen recht herzlich zum neuen Jahre. Aber an einer kahlen Gratulation wird Ihnen wenig gelegen seyn; ich will Ihnen daher eine Neuigkeit mittheilen, von der ich mir schmeichle, daß sie Ihnen ein recht fröhliches neues Jahr machen werde. Seine Majestät der Kaiser hat mir die Bestimmung angewiesen, Ihm monatlich Bericht zu erstatten von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht u. s. w. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kommen, und aus diesen monatlichen Rapporten sollen sodann die verschiedenen Ministerien Auszüge erhalten, ein jedes von der Materie, die in dessen Fach schlägt. Dieser Antrag ist mir in so ehrenvollen, schmeichelhaften Ausdrücken geschehen, daß die Bescheidenheit verbietet, sie zu wiederholen. Ferner scheint es mir ein Geschäft, welches nicht

---

nichts als Deutsch reden, und überall lachen ehrliche deutsche Gesichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geschriebenen Bericht von allem, was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt; sie nennt es ihren Lügenbericht, läßt ihn aber doch seit dreißig Jahren unausgesetzt kommen.“ — —

Auch für die deutschen Universitäten entstand aus diesem Bülletinswesen kein Nachtheil. Dieses lehrt die Erfahrung. Die preußische neue Universität in Bonn wurde ganz nach dem Muster der bisher bestandenen eingerichtet. Der Kaiser Alexander hat noch im Jahre 1818 seiner Universität Abo in Finnland die alte akademische Freiheit wieder zugesichert.

allein ganz mit meiner Neigung übereinstimmt, sondern in welchem ich auch für das russische Reich unendlich viel Gutes stiften kann; wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiser selbst und dessen Ministern bekannt werden, was ohne diese Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre. Ich habe folglich schon aus dieser Ursache den Antrag dankbar angenommen. Allein wenn das Geschäft auch weit weniger meinen Neigungen zusagte, so hat doch diese Anstellung noch einen andern Reiz für mich, dem ich nimmermehr widerstanden hätte. Denn als nun die Frage entstand, welcher Ort der bequemste sey, um dasjenige zu sammeln, was zu meinen Berichten nöthig ist, da fand es sich, daß Weimar so schön in der Mitte zwischen Frankfurt und Leipzig liegt, daß die Buchhändler dieser beiden Städte mir sehr leicht alles liefern können, was Frankreich und Deutschland neues Merkwürdiges hervorbringen. Ich schlug also Weimar vor, und erhielt die gnädige Antwort, daß ich mir meinen Aufenthalt wählen könnte, wo ich wollte."

„Ich halte es für Pflicht des Wohlstandes, Seine Königliche Hoheit Ihren Großherzog davon zu unterrichten, daß und auf welche Art ich nach Weimar kommen werde, und seine Erlaubniß zu meinem dortigen Aufenthalte zu erbitten; darum lege ich einen Brief bei, und bitte Sie, Niemanden eher etwas zu sagen, bis der Großherzog diesen Brief erhalten hat." — —

Noch deutlicher drückt sich Kotzebue in einem andern Schreiben aus Reval an seine Mutter, vom 10ten Januar 1817 aus, daß seine Sendung durchaus keinen politischen Zweck beabsichtige.

„Es wird Sie interessiren, liebe Mutter, einige Stellen aus dem Schreiben des Ministers zu lesen, durch

welches mir der Antrag geschah. Ich habe, schreibt er, bei dieser Gelegenheit das Vergnügen gehabt, neue Beweise von der Achtung zu erhalten, welche Seine Majestät für Ihr Verdienst hegen. — — Der Kaiser will, daß Ihr Auftrag bloß wissenschaftlich sey, und daß man Sie betrachte als einen Reisenden. — — — Mit Vergnügen wird er Sie ganz den Wissenschaften sich widmen sehen." — —

Diese Briefe sind erst nach Kotzebue's Tode durch das literarische Wochenblatt bekannt gemacht. Geschahe dieses früher, und hätte man sich entschließen können, von der gewohnten Art, alle Staatsgeschäfte, auch die allerunschuldigsten, tief zu verschleiern, hier in diesem Fall abzugehen und den Zweck der Sendung offen darzulegen; so würde dem Kotzebue manche trübe Stunde erspart, der heftige Zank vermieden und wahrscheinlich ein gräßlicher Mord verhütet worden seyn.

Vorzüglich war man auf Universitäten gegen den Bülletinschreiber aufgebracht, da der Angriff und die Anschuldigungen von verderblichen Grundsätzen, mehrere akademische Lehrer getroffen hatte. Der einmal erwachte Unwille vermehrte sich, als Kotzebue fortfuhr, die uralte akademische Freiheit als gefährlich darzustellen und ihre Beschränkungen anzurathen. Eine passende Veranlassung, dieses recht nachdrücklich zu thun, gab eine bei der Feier des 18ten Octobers im Jahr 1817 auf der Wartburg von den dort versammelten Studirenden mehrerer Universitäten vorgenommene Handlung, verschiedene gedruckte Sachen, darunter auch einiges von Kotzebue, öffentlich zu verbrennen. Statt diesen jugendlichen Uebermuth *),

*) Vor Hölty's Gedichten in der Ausgabe von 1814 S. XXXIV. wird in dessen Geschichte seines Lebens von Joh. Heinr. Voß

offenbar eine unpassende Nachahmung von Luthers Beispiel, zu belächeln, machte Kotzebue ihn zu einer bedeutenden politischen That, und warnte vor Gefahren, wo keine vorhanden waren. Denn daß die Fenster in der Kotzebueschen Wohnung eingeworfen wurden, daß auf einigen Universitäten polizeiwidrige und unruhige Bewegungen Statt fanden, lassen sich doch wohl nicht als Beweise von herrschenden revolutionairen Gesinnungen der Studirenden anführen? Solche jugendliche Handlungen sind schon Jahrhunderte lang auf Universitäten begangen worden, ohne daß daraus üble Folgen für die Sicherheit der Staaten entstanden wären. Höchstens könnte man daraus folgern, daß entweder die akademischen Gesetze noch Lücken haben, oder daß auf ihre Befolgung nicht kräftig genug gehalten werde.

Durch diese Anfeindung der Studirenden, durch die damit enge verbundene heftige Fehde gegen alle Turngesellschaften wurde die Erbitterung gegen Kotzebue immer größer. Unglücklicher Weise fand sich ein durch Schwärmerei aufgelockerter Boden, welcher der verderblichen Pflanze überflüssige Kräfte zum üppigen Wachsthum verlieh. Und doch war es Kotzebue's Absicht nicht, Jemanden Schaden zuzufügen. Bei seinen vielen Streitigkei-

---

ein ähnlicher Jugendstreich von Studenten in Göttingen erzählt. Klopstock's Geburtstag feierten im Sommer 1773 Hölty, Bürger, Voß, die Grafen Stollberg, Boie, Hahn, Miller. Mit edlem Unwillen erblickte man in mehrern damals erschienenen Schriften Leichtsinn, der Ernst und Gefühl für Großes und Edles hinweg tändelte. Vorzüglich ärgerte man sich an Wielands komischen Erzählungen. Dieses Buch und ein aus dem Taschenbuche gerissenes Bild des Verfassers wurde unter lautem Jubel verbrannt. — Und Wieland? — — schwieg!

ten vermied er sorgfältig Angriffe auf bürgerliche Lebensverhältnisse, so unbarmherzig er auch öfters mit den öffentlichen und schriftstellerischen Arbeiten seiner Gegner umging. Seine vielen Widersacher haben nie ein Beispiel anführen können, daß durch seinen nicht unbedeutenden Einfluß Jemand um Ehre und Brodt gebracht wäre, oder er sich heimliche Anschwärzungen bei den höchsten Staatsgewalten erlaubt habe. Wohl aber könnten viele Beispiele angeführt werden, daß auf sein Verwenden Verlassene und Unglückliche Beförderung und Unterstützung erhalten haben. Selbst in der bekannten Bülletinsache wollte er nur seine Privatansicht mittheilen, nicht aber den dort genannten Personen nachtheilig werden, was auch bei einem gerechten Herrscher einer großen fremden Nation gar nicht möglich gewesen wäre. Kotzebue selbst schreibt von Mannheim aus, unterm 12ten November 1818, an einen schon in der Jugendzeit mit ihm durch Freundschaft verbundenen Mann: „Du alter Freund wirst mir wenigstens glauben, wenn ich Dir bei Ehre und Seligkeit versichere, daß ich bei Anfertigung meiner Bülletins nie den entferntesten Gedanken gehabt habe, durch Verdrehungen Jemanden zu schaden.

Der empfindliche Verdruß, den ihm die vielen Zänkereien veranlaßten, wirkten sehr nachtheilig auf seine Gesundheit. Er beschloß daher, im Sommer 1818 mit seiner Familie Weimar zu verlassen. Er machte eine Reise durch einen Theil von Deutschland, besuchte mehrere Badeörter, Frankfurt am Main und seine in Bremen an ein Rathsmitglied verheirathete Schwester. Endlich wählte er Mannheim zu seinem Aufenthaltsort. Nicht selten vermißte er jetzt auf dieser Reise den freundlichen Empfang und das zutrauliche Entgegenkommen der Gebildeten.

Weit öfterer wie sonst, stieß er auf kalte Höflichkeit und besonnenes Zurückhalten, was ihm sehr auffiel, und eine dunkle Vorahnung seines nahe bevorstehenden Schicksals stieg bisweilen in seiner Seele auf. Zwar war er nie unversöhnlich gewesen, aber um diese Zeit zeigten sich doch mehrere Anwandlungen von sanften Empfindungen gegen seine Widersacher. So bot er im 2ten Bande, Nro. 44. seines Wochenblatts, seinem heftigsten Gegner, dem Geheimen Hofrath Luden, öffentlich und aus freien Stücken die Hand zur Versöhnung, indem er eine Entscheidung durch gewählte Schiedsrichter vorschlug. Um diese Zeit schrieb er ein Gedicht von Pfeffel ab, das auf seinen Tod Bezug hatte, und verschloß es in einer großen Brieftasche, welche keiner von seiner Familie öffnen durfte *). Erst nach seinem Tode fand es sich als ein Abschiedsgruß von dem Verstorbenen.

*) Es ist nachstehendes Gedicht:

O! hütet Euch um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden seyn.
Auch, wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müßtet Ihr durch keine Zähre
Des Freigelass'nen Grab entweih'n.
Doch, gleich dem goldnen Morgensterne,
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Dann meiner Freistatt Widerschein.

Nach ihr erhebet Eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft. — Ein sanfter Druck
Der Hand, die oft ans Herz Euch preßte,
Liebkose meine kalten Reste;
Und wollt Ihr meinen Tod begeh'n,

Auf der Reise sowohl, als in Mannheim, arbeitete er an seinem Wochenblatt und an seinen übrigen Arbeiten ohne Unterbrechung fort; denn Ruhe kannte er nicht. In diesem Wochenblatt wurde der einmal eröffnete Kampf gegen Turnwesen, Preßfreiheit, Stände-Versammlung mit Heftigkeit bis zum Ueberdruß fortgeführt, auch andere wahre Verirrungen des jetzigen Zeitalters angegriffen, z. B. Magnetismus, Hellseherei, Pfaffenherrschsucht, religiöse Schwärmerei u. s. w. Selbst Kleinigkeiten, sobald er glaubte, daß sie der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig werden konnten, würden von ihm gerügt. So machte er die herzoglich nassauische Brunnenverwaltung zu Selters auf die schlechten Stöpsel aufmerksam, womit die Selterkruken verschlossen wurden.

Ein solches Verfahren war nicht dazu geeignet, die Zahl der Feinde zu vermindern. Vergrößert aber wurde die Erbitterung gegen ihn durch folgenden Umstand. Man war zwar schon gewohnt, daß Kotzebue alles, was Rußland betraf, immer löblich fand und durchaus keinen Fehler zugestehen wollte, wenn er auch noch so helle da lag. Indessen verzieh man ihm dieß und entschuldigte

---

So weiht den Tag zum Freudenfeste
Und widmet so dem Wiedersehn!

Nur sucht mich nicht in meinem Grabe;
Nein, mein Gedächtnißtempel sey
Die Halle, wo ich sorgenfrei
Mich oft mit Euch gefreuet habe.
Hier feiert den Agapen gleich
Ein heitres Bundesmahl im Stillen,
Und les't des Vaters letzten Willen:
„Seyd tugendhaft und liebet Euch!"

Pfeffels poetische Versuche, 3r Theil.

es aus seiner großen Anhänglichkeit an den allgemein geehrten Kaiser, und aus dem wahren und aufrichtigen Dankgefühl, da er Rußland sein ganzes bürgerliches Glück zu verdanken habe. Daß er aber des russischen Staatsraths Stourdza, eines Wallachen, auf dem Kongreß vertheilte Schrift, über Deutschlands gegenwärtigen Zustand, worin die deutschen Universitäten sehr mißhandelt werden, für eine officielle Arbeit erklärte, über welche durchaus nicht geurtheilt werden dürfte, war zu auffallend und wurde selbst von den ruhigern Zuschauern gemißbilligt. Denn er, der jeden Irrthum und Fehler auf deutschem Boden öffentlich rügte, er, dem die Fehler, aber auch das viele hervorstechende Gute auf den Universitäten Deutschlands so genau bekannt waren, war am ersten dazu verbunden, die vielen falschen Angaben und offenbaren Unwahrheiten in dieser Schrift des Griechen öffentlich zu zeigen. Daß er es nicht that, daß er sogar das Buch als ein heiliges Werk, erhaben über alle Beurtheilung, öffentlich erklärte, erweckte den Verdacht, als sey hier, wie bei Bahrdt mit der eisernen Stirne, eine versteckte Autorschaft vorhanden, wenigstens müsse er, wenn nicht Verfasser, doch gewiß der Sammler und Mittheiler der in der Schrift befindlichen Nachrichten und Beurtheilungen über Deutschland seyn. Kotzebue hatte mehrmals unter fremden Namen einzelne Schriften herausgegeben. — Noch kurz vor seinem Tode erklärte er im literarischen Wochenblatt, daß von ihm die angeblichen Briefe des General Bertrand von St. Helena, aus Scherz geschrieben wären *). —

*) Die kleine Schrift führt den Titel: „Manuscrit de l'Ile d'Elbe des Bourbons en 1815. Publié par le Comte Bertrand à Londres 1818.“ Kotzebue hatte sich so gut verhüllt,

Durch die Stourdzasche Schrift *) mußten sich die auf Deutschlands Universitäten studirenden Jünglinge sehr beleidigt fühlen, da ihnen aufrührerische Gesinnungen, Unordnungen, Mangel an Fleiß, rohe Sitten und andere grobe Fehler beigelegt werden. Der dadurch erweckte große Haß gegen den Verfasser vereinigte sich mit der schon vorhandenen Erbitterung gegen Kotzebue, den die jungen Studirenden, bei ihrem befangenen und beschränkten Blick, für den Urheber aller illiberalen Grundsätze und den Repräsentanten des höchsten Despotismus ansahen.

Kotzebue, der beständigen Zänkereien und Verunglimpfungen höchst überdrüssig, wollte Deutschland wieder verlassen und nach Rußland zurückkehren; denn nur in diesem Lande ward ihm Ehre, Glück und ein ruhiger Aufenthalt. Er suchte um eine Anstellung in Reval nach, die Stelle war aber schon vergeben. Um aber ruhig den literarischen Arbeiten leben zu können, wurde ihm die Rückkehr nach Reval erlaubt und ihm sein ganzer jetziger Gehalt von 15,000 Rubel gelassen. Zugleich erhielt er für einige seiner Kinder vortheilhafte, jetzt schon erfüllte

daß im Oppositions-Blatt 1818, Beil. Nro. 95. behauptet werden konnte, daß diese Broschüre, deren kurzer Vorbericht aus Paris vom 4ten Januar 1818 datirt, in London herausgekommen und in einer deutschen Handlung zu haben ist, auf alle Fälle das Werk eines freuen Anhängers des Exkaisers sey, und durch einige Ansichten und Aufklärungen zur Epoche jener Zeit gehöre.

*) Sie war nicht für das große Publikum bestimmt, sondern wurde nur zu Aachen auf dem Congreß (im November 1818) an diplomatische Personen vertheilt. Von einem Exemplar wurden, man weiß nicht ob absichtlich, oder verstohlner Weise, neue Abdrücke genommen und ins große Publikum verbreitet.

Zusicherungen. Diese Rückreise mußte so lange ausgesetzt bleiben, bis die nachgesuchte Befreiung von der langwierigen Untersuchung aller eingehenden Schriften ihm ertheilt war, weil ohne eine solche Befreiung sein literarisches Wochenblatt gar nicht fortgesetzt werden konnte. — Ueberdieß erwartete er in Mannheim noch seinen berühmten Sohn, den Erdumschiffer Otto von Kotzebue, welcher jetzt eine Reise durch Deutschland machen und seine Eltern und Geschwister nach Rußland abholen wollte. Diesen Plan, der Ausführung nahe, vereitelte ein Dolch, schon vor mehreren Monaten zum Morde geschliffen.

Als im großen Befreiungskriege Deutschlands Jugend die Waffen ergriff, um das fremde Sklavenjoch abzuwerfen, da eilten auch von den Universitäten Lehrer und Studirende zu den Fahnen ihrer Fürsten, boten ihr Blut und Leben zur Errettung des Vaterlandes dar, und zogen aus in den blutigen Kampf. Ein solches freiwilliges Opfer, dem Vaterlande und Fürstenhause gern dargebracht, wurde durch hohen Enthusiasmus erzeugt, der in der ernsten Stunde der Entscheidung, wo in blutigen Schlachten um den Sieg gerungen wird, noch mehr Nahrung erhielt. Das Vaterland war bald vom Feinde gereinigt, Deutsche gehorchten wieder ihren angestammten Fürsten, nicht einem wilden fremden Eroberer. Alles kehrte wieder zum häuslichen Heerd, zu den Beschäftigungen des Friedens zurück. Auch die Studirenden setzten ihre auf kurze Zeit unterbrochenen wissenschaftlichen Beschäftigungen wieder fort. Aber aus dem bestandenen männlichen Kampf brachten sie eine hohe Selbstschätzung, eine Verachtung alles Niedrigen und Gemeinen und einen Feuereifer für Fürst und Vaterland zurück. Jeder Enthusiasmus, mag seine Quelle Religion, Freiheit, Vaterlandsliebe, oder eine andere Tugend seyn, ist sehr reiz-

bar. Wird er zufällig in starke Bewegung gesetzt, so opfert er alles Irdische, selbst das Leben, um nur das geliebte, in der Einbildung schön ausgeschmückte Kleinod rein zu bewahren. Das haben in alten und neuen Zeiten alle diejenigen erfahren, welche gegen Begeisterung ankämpfen wollten, z. B. bei Religionsverfolgungen, beim Freiheitstaumel. Nur im allerersten Anfange können die ersten Keime der Schwärmerei erstickt werden. Ist diese aber zur vollkommen ausgebildeten Pflanze aufgewachsen, dann reichen menschliche Kräfte selten zu, sie auszurotten. Dann muß jeder neue Reiz vermieden und es der Zeit überlassen bleiben, den glühenden Eifer allmählich abkühlen zu lassen. Gewöhnlich geschieht dieß, sich selbst überlassen, eben so schnell, als er entstand.

Zu allen Zeiten gab es auf Universitäten geheime Verbindungen, bald Orden, bald Landsmannschaft genannt, die dem wahren Zweck des akademischen Lebens ganz zuwider waren und nicht geduldet werden konnten. Auch die in dem Feldlager gereifte Jugend sahe dergleichen Verbindungen als kindische Spielereien an; ein höheres Bild begeisterte sie, das war die Einheit aller Studirenden, als Söhne eines Vaterlandes, zum Dienst der heiligen Teutonia. Diese Teutonia, ein Gebilde der glühenden Einbildungskraft, übte über die jungen, für jeden Eindruck empfänglichen Seelen eine Tyrannei aus, und leitete sie auf Irrwege der gefährlichen Schwärmerei mit einer gleichen unwiderstehlichen Kraft, als es zu andern Zeiten Liebe, Ehrgeiz, Religionshaß und andere stark aufgeregte Leidenschaften gethan haben. Doch die Schwärmerei würde ohne Nahrung von außen bald verschwunden seyn. Schon hatten die meisten der aus dem Kampf fürs Vaterland zurückgekommenen Jünglinge die Universität verlassen und waren in bürgerliche

Verhältnisse übergegangen, wo sie nicht mehr enge verbunden, sondern einzeln selbstständig handeln mußten und keine Gelegenheit vorfanden, ihren kühnen, aufbrausenden Muth zu zeigen. Ihre Stellen hatten Jünglinge eingenommen, die von den Schulen entlassen, nicht den Trieb zur hohen Begeisterung in sich trugen. Denn nur denjenigen, der im mörderischen Kampf mit dem Tode vertraut geworden und an den Anblick von Leichen und Verstümmelten gewöhnt ist, schreckt keine Gefahr; er zittert nicht vor dem Verlust des Lebens. Deshalb erlosch allmählig die wahre Begeisterung und statt ihrer erschien eine durch die Phantasie künstlich erzeugte, die zwar noch den Namen der Teutonia führte, sich aber schon zu den ältern Verbindungen hinneigte und an einigen Orten als Burschenschaft erschien. In dieser glaubten Viele für die Teutonia zu erglühen, aber nur Wenigen gelang es, und diese Wenigen hatten im Freiheitskampfe mit gefochten. Es bedurfte noch einiger Jahre Zeit und die Burschenschaft sank zum gewöhnlichen Studenten-Orden hinab.

Unglücklicher Weise fachten die heftigen öffentlichen Zänkereien mit Kotzebue die Flamme der Schwärmerei wieder an. Nicht mehr ein äußerer Feind sollte Deutschlands Freiheit bedrohen, sondern selbst Deutsche handelten feindlich gegen ihr eigenes Vaterland. So verstanden unerfahrne Jünglinge, deren ungeübter Blick in dem bunten Gewirre des Lebens nicht den Schein von der Wahrheit trennen konnte, manche Worte aus dem Munde geachteter Lehrer, welche Theil an diesem öffentlichen Hader genommen hatten. Durch diese falsche Deutung schien der Abgott Teutonia wieder geschmähet zu werden; und von neuem loderte die Flamme der Begeisterung und Schwärmerei auf und verleitete einen bis dahin guten,

fleißigen Jüngling, welcher der Stolz seiner Eltern und Geschwister und die Liebe seiner Bekannten war, zu einer schändlichen, ihn und das ihm so theure Vaterland höchst entehrenden That, zum Morde eines freien Mannes *).

*) Der Mörder Kotzebue's erscheint nicht zuerst in der Geschichte Deutschlands als ein Schwärmer, der im Irrwahn zur Beförderung eines guten Zwecks, einen angesehenen rechtlichen Mann mit kaltem Blute ermordet hat. Im Magazin der Erfahrungsseelenkunde, herausgegeben von Prof. Moritz. 1785. 3ter Bnd. 2tes Stck. wird ein ganz ähnlicher Mord von Jacob Barmeier erzählt, welcher zur Zeit des dreißigjährigen Krieges als Advokat zu Rostock lebte, juristische Vorlesungen gehalten hatte, und zum Doctor der Rechte ernannt werden sollte. Er war ein Freund der Religion, von frommem und stillem Wandel, und konnte keinen Menschen beleidigen. Auch war er verheirathet.

Im Jahr 1631 erwachte bei ihm der Gedanke, daß der im Hause seiner Schwiegermutter zu Rostock einquartirte kaiserliche Oberst v. Hazfeld, dessen Zutrauen er sich erworben hatte und zu dem er unangemeldet gehen konnte, durch einen schleunigen Tod aus dieser Welt von Gott verlangt werde. Hazfeld war ein christlicher, frommer Mann, der die Stadt nicht im mindesten drückte, vielmehr ihr jede nur mögliche Erleichterung verschaffte. — Barmeier konnte den Mordgedanken durch vieles Beten, Fasten und Bibellesen nicht unterdrücken, vielmehr wurde derselbe immer unwiderstehlicher. Er setzte eine Gebetsformel zum Ablesen von der Kanzel auf, um den Beistand Gottes zum Gelingen einer That anzuflehen, welche zur Ehre Gottes und des ganzen Landes Wohlfahrt ausgeführt werden solle. Das Ablesen dieser Formel unterließ aber der Prediger Deutsch. Mit einem neuen Beil, das er im Gebet gefunden hatte, ging er zum Obersten, bat denselben, den gegenwärtigen Schreiber zu entfernen, redete von Pässen für Wittwen und Waisen, und schlug ihm, da dieser zufällig nach dem Fenster sah, von hinten zu den Kopf ab. Dabei hatte er beständig zu Gott geseufzt, daß die That unterbleiben möchte. Nach der That legte er sich

Karl Ludwig Sand, der dritte Sohn eines sehr geachteten Mannes, des ehemals königlich preußischen, jetzt baierschen Justizraths Sand in Wunsiedel im Fürstenthum Baireuth, das jetzt zum Ober-Mainkreise gehört, im October 1795 geboren, war ein schöner, starker Mann, braunen Angesichts, mit schwarzen feurigen Augen, von ruhiger, friedfertiger Gemüthsart, kühner und kalter Besonnenheit und von inniger und glühender Vaterlandsliebe. Keusch, rein und fleckenlos hatte er seinen Wandel und seine Phantasie bewahrt. Seine große Liebe zur Wahrheit erlaubte ihm auch im Scherz keine Lüge. „Wahr und treu wie Sand!" wurde zum Sprichwort seiner Freunde und Bekannten. Leicht erglühte er für Jemand, ihn aber gegen einen Menschen einzunehmen, hielt sehr schwer. In seiner Jugend wurde ihm schon durch seine geistreiche, hochgebildete Mutter eine eigene Ideenwelt eröffnet und Liebe zum Vaterland erweckt. Schon als Kind lallte er die Worte: „Ich bin ein deutscher Mann!" So sehr auch die früheste Erziehung auf Ausbildung der Phantasie hinstrebte, so hatte sie doch

in ein Bett und betete fleißig fort. Bei den nachmaligen peinlichen Verhören und unter den gräßlichsten Qualen der Folter, während deren er zuletzt starb, blieb er beständig bei der Aussage, daß er diesen Mord aus göttlicher Eingebung und Antrieb begangen habe, welches durch das öftere Beten sich nicht hätte abwenden lassen. Die theologische Facultät, der Superintendent und sämmtliche Prediger zu Rostock, erklärten in ihrem ausgestellten Gutachten: „der Antrieb zur That sey nicht von Gott, sondern vom Teufel gekommen, welcher an dem Inquisiten, ungeachtet derselbe das Zeugniß eines frommen und christlichen Verhaltens für sich hätte, doch wegen seiner Neigung zur Melancholie, — mit Zulassung Gottes ein bequemes Subject zur Ausführung dieser That gefunden und ihn dazu getrieben hätte."

aus ihm keinen versteckten Träumer gemacht, im Gegentheil war er stets heiter und fröhlich im Spiel und Lernen, offen und zutrauungsvoll gegen Eltern und Lehrer.

Seine Studien begann er zu Regensburg, wo er sich mehrere Jahre aufhielt, und vorzüglich durch die philosophischen Vorträge des Professor Klein (jetzt in Würzburg) angezogen wurde. Den Weisungen seiner Mutter zufolge ging er nach Tübingen, um daselbst Theologie zu studiren. Des Professor Eschenmeyer's Vorträge hatten für ihn den meisten Reiz. Jetzt erschien die merkwürdige Zeit in Deutschland, in der alle Kräfte in Bewegung kamen, um Deutschlands Unterdrücker zu vertilgen. Die streitbare Jugend versammelte sich um die Fahnen der vaterländischen Fürsten zu dem blutigen Kampf. Wie hätte Sand hier ruhig bleiben können? Auf den Aufruf seiner Mutter und mit Mißbilligung seines Vaters schloß er sich im Jahre 1815, nach der Wiedererscheinung Napoleons, den Reihen der Freiwilligen im baierschen Heere an *). Er wurde zwar einige Mal verwundet, doch fand

*) An seine Eltern schrieb er, ehe er in die Reihen der Freiwilligen trat, Folgendes: „Mit innerm Kampfe hielt ich mich das letzte Mal, als es Deutschlands Befreiung galt, zurück, und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tausende für Deutschlands Wohl kampf- und siegbegierig stunden, daß ich noch meinem nähern Berufe zu leben hätte, konnte mich abhalten. Jetzt gilt es, die damals wieder begründete Freiheit, die schon hie und da in unserm Vaterlande so schöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten. Der allweise und allgütige Gott hat für uns noch diese große Prüfung, aber gewiß auch die letzte aufbewahrt, — wir sollen nun zeigen, ob wir dieses hohen Gutes würdig seyen, ob wir sie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und sichern können. Die Gefahr Deutschlands war vielleicht noch nie so groß, als jetzt, wo die französischen Banden so wüthend an ihrem Abgotte

sich keine Gelegenheit, seinen sehnlichsten Wunsch zu befriedigen, daß er einen Franzosen mit eigener Hand tödten konnte. Bei dem Anfange dieses erneuerten Krieges hatte sich Sand zu Mannheim mit siebenzehn Jünglingen durch einen feierlichen Eid verbunden, nie wieder den deutschen Boden zu betreten, wenn die Freiheit des Vaterlandes untergehen sollte. Jeder der Verbündeten trug auf der Brust ein weiß und grün gestreiftes seidenes

---

hängen, wo sich die schändlichste Verschwörung vielleicht über halb Europa verbreitet hat. Daher erhebe sich wiederum Deutschlands Jugend und bewähre an den Leichtsinnigen ihren Muth! daher ist es nöthig, daß von allen Seiten die Edelsten zusammen eilen! auch von hier aus eilen die braven Norddeutschen zu ihren Bannern. Auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für aller Theuern, die mich lieben, Freiheit mit zu kämpfen und, sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, vorne an den Gränzen im Tode über jenen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen, würde ich Ihnen nicht solche Gesinnungen kund thun, so weiß ich wohl, daß ich deutsche Eltern habe, die mich für einen feigen, ihrer unwürdigen Sohn halten würden. Ich nehme nun auf einige Zeit Abschied von Ihnen, theuerste Eltern, von meinen lieben Geschwistern und von allen, die mir theuer sind. — Da es mir nach reifer Erwägung das Beste dünkte, unter den Baiern zu dienen, so werde ich mich auf die Kriegsbauer unter die Plänkler einer Jägerkompagnie aufnehmen lassen. Nur wenn uns Gott den Sieg verleiht, haben wir Hoffnung, uns bald und recht froh wieder zu sehen; sollte dieß, was Gott verhüte, nicht der Fall seyn, so ist, um was ich Sie bitte und beschwöre, — so ist mein letzter Wille, daß Sie, biedere deutsche Eltern, nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen! — Doch warum einander das Herz schwer machen? — Wir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es ist ja ein gerechter Gott! — Warum sollte uns nicht der Sieg werden?! — Und nun leben Sie

Band mit der Aufschrift: „Dem Tode geweiht 1815.“ — Später hatte Sand auf dem seinigen noch die Worte beigefügt: „War's nicht Ernst? — Würde ich über den Rhein zurückgegangen seyn, ohne als Sieger?“ — Dieses Band trug er am Tage der Ermordung Kotzebue's auf der Brust. —

Nach dem Pariser Frieden (im Jahr 1815) schickte ihn seine Mutter auf ein Jahr nach Erlangen, um die theologischen Studien fortzusetzen. Als Soldat hatte sich Sand an eine strenge Ordnung und genaue Befolgung der Befehle seiner Vorgesetzten gewöhnt; ihm waren daher die zeitversplitternden Studentenverbindungen und das Ungeregelte und Zwecklose verschiedener Studirenden sehr zuwider. Er suchte eine neue Verbindung zu stiften, welche alle solche Unordnungen verhüten und die Jünglinge zum männlichen, anständigen Betragen und zur emsigen Erlernung der Wissenschaften anhalten sollte. Wären Streitigkeiten über nicht auszugleichende Ehrensachen vorgefallen, so sollte der Zweikampf als ein Gottesurtheil entscheiden. Dieser Burschenbund, welcher den Namen Teutonia, oder Arminia führen sollte, durfte aber nicht zu Stande gebracht werden.

Im Sommer des Jahres 1817 hatte Sand das Un-

---

nochmals wohl! Leben Sie immer wohl und getrost! — Wiedersehen werden wir uns auf jeden Fall in einem freiern Lande:

Wie auch die Hölle brauft,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge.

Th. Körner.

Vielleicht geht hoch über des Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf! — —

Th. Körner.

glück, daß vor seinen Augen sein bester Freund und Stubengenosse beim Baden ertrank, ohne daß er ihm helfen konnte. Die auf sein Geschrei herbeigekommenen Personen hatten Mühe, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, sich aus Verzweifelung einen gleichen Tod zu geben. Dadurch wurde er sehr schwermüthig, und eine heftige religiöse Schwärmerei bildete sich bei ihm aus. Um sich zu zerstreuen, ging er auf einige Monate nach seiner Vaterstadt Wunsiedel zurück, und predigte daselbst in der Hospitalkirche, sein Vortrag war aber mystisch und unverständlich. In demselben Geiste sind auch alle um diese Zeit an seine Mutter gerichteten Briefe aufgesetzt. Deshalb durfte er nicht wieder nach Erlangen zurückkehren, so gern er auch die Vorlesungen des Dr. Kaiser weiter besucht hätte, sondern er kam im October nach Jena, wo er das Amthorische Stipendium erhielt.

Das rege Studentenleben an diesem Ort weckte ihn aus seinem schwermüthigen Schlummer. Der Jahrestag der großen leipziger Völkerschlacht sollte in diesem Jahre auf der alten Wartburg gefeiert werden, ein in der Geschichte Luthers merkwürdiger Ort, und wegen des am Ende desselben Monats eingefallenen Reformationsfestes von großem Interesse; denn hier war dem Reformator Luther der Teufel in Person erschienen. Zu den Feierlichkeiten des 18ten Octobers versammelten sich Studirende von sehr vielen Universitäten Deutschlands. Auch Sand war mit da und hielt eine Rede von kräftigen, auf die Jünglinge einwirkenden Gedanken, aber auch voll von dunklen mystischen Worten *). Zugleich benutzte er diese

*) In dieser Rede kommt folgende merkwürdige Stelle vor, woraus schon die Erbitterung gegen Kotzebue sichtbar wird.

„Es geziemt dem deutschen Jüngling, kein Opfer für zu

Gelegenheit, eine ältere Idee ins Leben eintreten zu lassen. Es wurde nämlich die Burschenschaft zu Jena gestiftet, eine Verbindung, die, ungeachtet des vielen Guten, was sie beabsichtigte, doch großen Verdacht erregte. In dem von Sand damals ausgetheilten schriftlichen Aufsatz mit der Aufschrift: „Zum achtzehnten Herbstmonats im Jahr nach Christo 1817 auf der Wartburg," kommen folgende Stellen vor: „Unsere jetzige Zeit ist reich an hohen Gaben und Gnaden und muß zusammengestellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der

---

groß zu achten, wenn es Deutschlands Selbstständigkeit und Freiheit gilt, und daß das Vaterland nach manchen getäuschten mit freudiger Hoffnung sein Auge auf seine Jugend richte. Wie die Franzosen das Recht haben zu fordern, daß Fremde sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen, so müssen auch die Deutschen das nicht dulden. Allein fremde Agenten durchziehn ungestraft das deutsche Vaterland, um unumschränkte Fürstenmacht zu predigen, und die aufkeimende Freiheit zu unterdrücken. Fremdem Einfluß das Ohr leihend, läßt man die laut ausgesprochenen Wünsche der deutschen Völkerschaften unbeachtet, und hier und dort hat ein Zustand der Rechtlosigkeit Wurzeln geschlagen, wodurch dem Einzelnen Gerechtigkeit verweigert wird. Ruhm und Ehre der deutschen Burschenschaft, wenn es ihr glückt, durch festes, unerschütterliches Zusammenhalten bei Zeiten diesem drohenden Unwetter zu widerstehen." — —

Welche übermäßige Schätzung des Einflusses der Burschenschaft auf das große Staatsleben! In den Studentenjahren ist die Abhängigkeit der einzelnen Jünglinge von Eltern, Vormündern und vom Staate viel zu groß, als daß das Zusammenhalten einer ganzen Burschenschaft Einfluß auf den Zeitgeist haben könnte. Desto bedeutender aber sind nachher die Folgen der angenommenen Grundsätze und Meinungen, wenn diese Jünglinge Staatsmänner, Richter oder Lehrer geworden sind.

Geschichte des Menschengeschlechts. Laßt sie uns vor allem vergleichen mit jenem vorleuchtenden deutschen Kampfe zur Wiederherstellung und Reinigung des Christenthums und unseres frommen Glaubens. — — Heute liegt uns mehr vor, eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung. — Wir Deutschlands Burschen haben uns zum Wahlspruch gewählt: Tugend! Wissenschaft! Vaterland! — — — Das deutsche Land, unser Vaterland, wollen wir lieben, ihm sey aller Dienst geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir sterben, wenn's Gottes großer Ruf gebeut! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das deutsche Land sey frei! Für diese heilige Sache streiten wir; weder Hölle noch Teufel sollen die Wärme dafür in unserer Brust erkalten, und Gott wird mit uns seyn! Amen. Wer sich zu diesen Ideen bekennt und zu ihrer Einführung ins Leben mitstreiten will, ist unser geliebter Bruder. — — Um diese hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine freie Burschenschaft durch ganz Deutschland werden. — — Der Eintritt darf durchaus nicht beschränkt seyn; nur der Schlechte, gegen den man Klage und Beweise führen kann, darf nicht zugelassen werden in diese edle Gemeinde. Der Ausschluß muß als höchste Strafe gelten. Der Bann darf in keinem andern Sinn ausgesprochen werden, als in dem der freien protestantischen Kirche. — — Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt, soll mehr der Einzelne auf eigene Faust nach seiner hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sey, und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde." (Welche gefährliche, alle bürgerliche ge-

setzliche Ordnung zerstörende Lehre! Jeder soll, nach seiner oft verkehrten und falschen Ansicht, Richter auf Leben und Tod seiner Mitbürger werden?) — — „Urfeinde unsers deutschen Volksthums waren von jeher die Römer, Möncherei und Soldaterei. — — Durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben sind wir alle geistlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüstige Diener des Herrn dem Höheren, Göttlichen geweiht sind: so ist auch unter uns allen weiter kein Unterschied, denn der um des Amtes oder Werkes halben; — wir sind allesammt geistlich frei und gleich. Amen."

Offenbar herrscht in diesem Aufsatz eine Verwirrung der Begriffe von Freiheit in religiöser Hinsicht, im Studentenleben und in Staatsvereinen. Der jugendliche Geist, noch nicht durch mannichfaltige, oft bittere Erfahrungen geleitet, übersieht die scharf gezogenen Gränzen, welche jede Art dieser verschiedenen Freiheiten umschließt, und setzt sich aus den einzelnen, jeder Freiheit eigenthümlich zugehörigen Bestandtheilen ein Gebilde zusammen, das gespensterartig erscheint und zu befangenen Urtheilen und vernunftwidrigen Handlungen verleitet. Diese gefährliche Erscheinung wollte Kotzebue bannen, fehlte aber bei dem muthigen Angriff darin, daß er glaubte, alle Studirende wären von dem bösen Geiste bewohnt, da er doch nur in sehr wenigen anzutreffen war, von allen übrigen, sie mochten zur Burschenschaft gehören, oder nicht, aber kaum gekannt und dann verabscheuet wurde.

Mit Eifer suchte Sand das Gedeihen der neugestifteten Burschenschaft zu befördern. Er selbst war ihm ein Muster des stillen häuslichen Fleißes, suchte jedes Unrecht zu verhüten und ermahnte die Neuangekommenen zum Fleiß und untadelhaften Wandel. Er las gern und

täglich in der Bibel und führte ein sehr frommes, tugendhaftes Leben. Nur wenn seinen zum Theil sonderbaren Ideen widersprochen wurde, dann gerieth er in Hitze und Heftigkeit. Das Ueberspannte dieser Ideen nahm mit jedem Tage zu *). — Aber seine ganze schwermüthige Stimmung erhielt wieder einen fürchterlichen Aufschwung, als im Sommer 1818 bei einem Besuch in Wunsiedel um das Verheirathungsfest seines Bruders mit zu feiern, eine seiner nächsten Verwandtinnen, welche er sehr schätzte, in dem Fluß Rösla ertrank. Seine Eltern wagten es nicht, ihn wieder zurück nach Jena zu schicken, sondern ließen ihn eine Reise durch Norddeutschland machen. Ueberall war sein Betragen anständig und gesittet. Auch in Berlin, wo er durch die Empfehlungen von seinen Lehrern in Jena Zutritt in verschiedene Häuser erhielt, wußte er sich die Zuneigung und Achtung ansehnlicher Personen zu verschaffen. Niemand bemerkte, welcher bösartige Schaden das Innere seines Gemüthes verwüstete;

*) So schrieb er am 21sten Januar 1818 in das Stammbuch seines Freundes:

„Unser Tod ist Heldenlauf:
Kurzer Sieg; früher Tod!"

„Thut nichts, wenn wir nur wirklich Helden sind. Wenn wir nur rege, im steten Aufschwung und Gebete zum heiligen Vater und in frischer Begeisterung leben für das, was sein Wille ist. Siegen werden wir immer, wenn wir nur selbst tüchtig und frisch sind. Früher Tod bricht nicht die Siegesbahn, wofern wir nur auf ihr als Helden sterben! So sey denn unser Wahlspruch: Fromm glauben an Gott, demüthig Ihn bewahren im Herzen, und thätig lieben seine Sache hier auf Erden, thätig lieben unser Volk und unser Vaterland! Frei müssen wir werden im Leben, oder frei zu den glücklichen Vätern gehn! Walte Gott mit uns!" u. s. w.

eine Erfahrung, die man oft bei Personen mit fixen Ideen machen kann.

Nach seiner Zurückkunft in Jena fand er die Erbitterung gegen den Staatsrath v. Kotzebue zu einem hohen Grade gesteigert. Ueberall eiferte man aufs heftigste gegen ihn, daß er sein Vaterland herabwürdige, und nur alles vollkommen und vortrefflich fände, was aus Rußland komme, oder daselbst gethan würde. Da erwachte bei Sand der Gedanke in voller Stärke: das geliebte Teutonia werde geschmähet, und diese ihm widerfahrene große Schmach sey nur, nach den Begriffen der Studenten, mit Blut abzuwaschen. Könne dieses Teutonia selbst nicht thun, so müsse die sühnende Rache von einem der Söhne vollzogen werden. Statt aber, nach den Gesetzen der Ehre, den Beleidiger zur offenen Fehde herauszufodern, stieg der schwarze Gedanke, Kotzebue'n heimlich zu morden, in Sand's Seele auf. Schon gegen Ende des Jahres 1818 ließ er sich nach einer von ihm selbst entworfenen Zeichnung einen zwölf Zoll langen Dolch machen, und konnte die Zeit nicht erwarten, ihn fertig in seinen Händen zu haben. Dabei besuchte er öfters die Anatomie und forschte genau nach der Lage des Herzens und der edlen Theile im menschlichen Körper. Die theologischen Wissenschaften vernachlässigte er keineswegs, sondern betrieb sie mit warmem Eifer. — Oeffentliche Gesellschaften aber vermied er ängstlich, lebte einsam auf seinem Zimmer und las in der Bibel. Seine Freunde bemerkten nichts Auffallendes an ihm, als daß er sich den Bart ungewöhnlich lang wachsen ließ, und daß er noch empfindlicher und heftiger als ehedem sich zeigte, wenn man gegen seine auffallenden Behauptungen Einwürfe machte.

Endlich sollte der Entschluß, Kotzebue'n zu morden,

ausgeführt werden, und der 8te März wurde zur Abreise von Jena bestimmt. Gegen seine Freunde gab er vor, er müsse die Reise in Familienangelegenheiten unternehmen, und versprach bald wieder zu kommen. Um ein solches Vorgeben wahrscheinlicher zu machen, vielleicht auch in der Erwartung, daß Gott die Frevelthat verhindern werde, hatte er sich eine Wohnung für den Sommer gemiethet. Bei seiner Abreise ließ er in seinem verschlossenen Schreibepult zwei versiegelte Schreiben zurück. In dem einen, das an einen Studenten zum Vorlesen vor der Burschenschaft gerichtet war, ersucht er die Burschenschaft zu Jena, ihn aus ihrer Mitte zu entlassen, um sie mehrfachen Unannehmlichkeiten zu überheben, weil es ihr nicht gleichgültig seyn könne und werde, wenn er auf dem Rabensteine sterbe, und er hierdurch nur dem zuvorzukommen suche, was sie ohnehin unter diesen Umständen für nothwendig erachtet haben würde — die Ausschließung aus ihrer Mitte. Es sey ihm freilich schrecklich, einen Menschen zu morden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen. Schon seit langer Zeit habe er diesen aus ihm selbst hervorgegangenen Plan gehegt, und wolle jetzt zur Ausführung schreiten. Man solle sich um ihn nicht ängstigen, er wisse einen sichern Ort, wohin er entkommen könne.

Das zweite Schreiben war an seine Eltern, Verwandte und Freunde gerichtet. In demselben giebt er von den Gründen Rechenschaft, welche ihm zu der gräßlichen That veranlassen. Als psychologische Merkwürdigkeit, wie ein sonst guter Mensch sich bis zur schändlichen Mordthat verirren kann, sobald die Vernunft durch Schwärmerei die Herrschaft verliert, stehe hier dieser

Brief vollständig, so wie ihn die öffentlichen Blätter mitgetheilt haben.

„An Vater, Mutter, Schwestern, Schwager, Schwägerin, Lehrer und alle Freunde.

Theure, ewig theure Seelen!

Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und schwankte, Euch über dieses zu schreiben. — Zwar möchte, wenn Ihr die Nachricht von dem Geschehenen mit einem Male erführet, der herbe Gram leichter und schneller vorübergehen, doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren und dabei fromm zu unserem Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. — Also heraus aus der umschlossenen bangen Brust, hervor die lange, große Qual der letzten Rede, die aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann."

„Euch bringt dieß Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück. — Gesagt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unsers Vaterlandes drängt mich zum Handeln. — Dieß ist unstreitig der höchste Jammer in diesem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt *);

*) Welche beschränkte Idee von Gott, als wenn dessen Sache durch menschliche Trägheit in der Ausführung könne gehemmt werden? Das sind eben die schrecklichen Folgen der Schwärmerei, daß zur Ehre Gottes jedes, auch noch so schlechte, Mittel gerechtfertiget wird. Um Gottes Sache zu befördern, haben in langwierigen grausamen Kriegen sich Menschen zu Tausenden gemordet, bauet noch jetzt die heilige Inquisition ihre Scheiterhaufen und wirft vernünftige Menschen in brennende Flammen. Und bei diesen gräßlichen Handlungen ver-

dieß für uns der entehrendste Schimpf, wenn all' das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde, und wofür sich Tausende freudig geopfert haben, als ein Traumbild, ohne bleibende Folge, nun in trübem Mißmuthe wieder erschlaffen, wenn die Reformation des alten Lebens jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. Unsere Enkel würden diese Trägheit zu bejammern haben. Der Anfang zur Erneuerung unsers deutschen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813, mit gottgetrostem Muthe begonnen, das väterliche Haus ist von Grund aus erschüttert: vorwärts! laßt es uns wieder aufrichten, neu und schön, einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unsere Herzen ersehnen! Nur Wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höheren Menschlichen im deutschen Volke. Soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben? Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungehindert mit uns ihr Spiel, bis auf's völlige Verderben unseres Volkes hin. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten, feigen Schlummer. Er treibt täglich argen Verrath am Vaterland und steht dann geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in dem Mantel eines großen Dichterruhms, trotz seiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die von ihm geblendet, gerne das

steht der Richter eben so wenig, wie der Verdammte, den wahren, alleinigen Sinn der Worte, um derentwillen das Wort der Verdammniß ausgesprochen wird.

Gift einnimmt, das er in seinen Zeitschriften für russischen Sold darreicht. Soll nicht das größte Unglück über uns kommen; soll die Geschichte unserer Tage nicht mit ewiger Schmach behaftet seyn, so muß Er nieder!"

„Ich spreche immer: Soll etwas Heilbringendes werden, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen, und die rechte Freiheit und Begeisterung des deutschen Volks erwächst uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird, wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streit für Recht und für die höchsten Güter mit Hintansetzung alles Lieben, nur den Tod liebt. Wer soll, da es seyn muß, auf diesen erbärmlichen Wicht, diesen bestochenen Verräther Kotzebue losgehen? In Angst und bitteren Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon seit geraumer Zeit auf einen, der mir zuvorkommen, und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse*), der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz all' meines Gebets Keiner, und es hat auch Jeder so gut, wie ich, das Recht, auf einen Andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher, und wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen und in Rußland seine durch Verrath gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht Jeder, und in meinem Gebiete zunächst Ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten und zu handhaben, was für's theure Vaterland geschaffen werden soll? Also nur muthig daran! Auf ihn

*) Ein merkwürdiges Geständniß! Sand hält sich nicht zur Mordthat geschaffen! deshalb wird Gott mit Thränen gebeten, einen Andern dazu zu brauchen, der eher dazu paßte!

will ich gottgetrosten Muthes losgehen, ihn den Schänder und Verführer unserer Brüder, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden und uns in die Hände der arglistigen Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht."

„Seit ich erkannt habe, welch' Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne, den falschen, feigen Schurken, ist dieß für mich, wie für jeden Deutschen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein strenges Muß geworden *). — Möchte ich alle Trägen und Gemeinsinnigen darauf hin verweisen, wo Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht Aller, und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Deutschland, den immer noch zerrissenen und unwürdigen Staatenbund, aus der nahen großen Gefahr zu erretten. Möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten. — Schriften und Reden wirken nicht; nur die That kann jetzt einen **) — möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volkgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns lodert, unterhalten, wehren helfen; so wären alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht. Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen schönen Träu-

*) Dieses Muß ist eben die fixe Idee des Mörders. Jeder unbefangene Mensch hätte es nicht gefunden.

**) Welches gräßliche Bild von unserm Zeitalter! Nicht durch Worte und Schriften soll man sich Ueberzeugung verschaffen können? Bedürfen wir dazu der Mordinstrumente? Dann ist man unter Räuberbanden sicherer, denn diese belehren sich doch unter einander nicht durch den Dolch!

men für ein künftiges Leben, doch auch ruhig und in Gott voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde."

„So lebet wohl! Ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer, und Eure Erwartungen, wie meine Wünsche, sind wohl getäuscht; doch mag das Eine vorbereitet haben und trösten: was die Noth des Vaterlandes erheische, zuerst von uns selbst zu verlangen, was sich bei mir zum unverbrüchlichen Grundsatze eingelebt hat."

„Ihr mögt hier unter Euch sprechen und denken: „Hat Er doch durch unsere Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freuden in dieser Menschengesellschaft kennen gelernt, und schien mit Innigkeit dieß Land und den erwählten Beruf zu lieben?" Ja dieß war, dieß that ich. Unter Eurem liebreichen Schutze und durch Eure unzähligen Opfer sind mir Land und Leben so innig lieb geworden. In die Wissenschaft ließt Ihr mich einführen, in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut und bin wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens zum Ewigen hinzuranken, um durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst und über die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wissenschaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unseres menschlichen Wissens zu überschauen, und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, habe das Land bereiset, Menschen und ihr Getreibe kennen gelernt. Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dieß Leben bestehen und bei allenfalsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wis-

senschaft sollte mir auch Gott helfen, daß ich meines Amtes treu mich bewähre. — Aber sollte mich dieses Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? *) Muß mich Eure unsägliche Liebe nicht gerade anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unserer Aller Streben? — So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Aussicht gestorben, und Hunderte, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben — und ich wollte nicht sterben?! und wir, denen die Rettung und Erschaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten nichts dafür thun? **) Ob ich Eure Liebe verkenne, oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubt's nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht gerade jene Liebe zu Euch und zum Vaterlande, die mich treibt, sie Euch zu beweisen."

„Mutter! Du wirst sagen: Warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, der mich liebte, für den ich in tausend Sorgen lebte und späten Kummer

*) Es war ein großer Irrwahn, Kotzebue's Leben als Gefahr bringend für Deutschland sich vorzustellen und seinen Tod als Rettung aus dringender Gefahr anzusehen. Nur ein sehr befangener Geist konnte auf diesen Gedanken kommen! Ob Kotzebue lebte, oder todt war, hatte nur auf die Tagesblätter Einfluß, diese sind nach seinem Tode etwas ruhiger geworden, was vielleicht nicht einmal gern gesehen wird.

**) In diesem ganzen Satz herrscht eine große Verwirrung der Begriffe. Schon die Vergleichung mit den Griechen paßt gar nicht zu dem gegenwärtigen Mordplane.

litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen Ruhe und kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? — Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin eines Andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es Keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Gewiß aber, Du klagest nicht und kennest dergleichen Rede nicht, edle Frau! Schon einmal habe ich Deinen Ruf vernommen, und wenn Niemand jetzt hervortreten wollte für die deutsche Sache, so würdest Du auch selbst dießmal zum Kampfe mich fortschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben Euch; — ich folge meiner Pflicht! Meine Stelle werden die Jünglinge vertreten, die es mit dem Vaterlande redlich meinen, sie sind auch Eure Kinder. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden! O daß uns in vollem Maaß sein Friede werde!"

„Verlassen auf dem einsamen Wege, den ich wandeln soll, habe ich keine Aussicht, als auf den ewigen Vater! In ihm fasse ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernste That zu vollführen. Seinem Schutze, seiner Tröstung empfehle ich Euch. Euch möge er zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebet selbst den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm, und achtet nicht so sehr auf meinen Thränengruß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns besteht und nie untergehen wird. Dann aber stehet wieder heiter mit dem Vaterlande und führet Eure Kleinen, denen ich so gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf unsere gewaltigen Berge, und lasset sie dort auf dem erha-

denen Altar in Mitte des Vaterlandes sich weihen und gelübden, nie ruhen und vom Schwerdte nie lassen zu wollen, bis die Brüder in Freiheit gereiniget, bis alle Deutsche, wie das Eine Volk, so auch in Einem Reiche freier Verfassung, groß vor Gott und mächtig gegen die Nachbarn aufs innigste verbunden sind!"

„Im freudigen Aufblick zu dir, ewiger Gott! bestehe mein Vaterland! Gesegnet sey im deutschen Volke die kampfrüstige Schaar, die, deine große Gnade erkennend, die Sache der reinen Menschheit, dein Abbild auf Erden zu fördern, muthig entschlossen ist, und unter ihnen möchte ich sie sehen, deren Liebe ich mich rühme bis an mein Ende.

Das letzte Heil, das Höchste liegt im Schwerte,
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! —

Karl Sand."

In allen Zeilen dieses Schreibens erblicken wir einen gefühlvollen Mann, der mit inbrünstiger Liebe seine Brüder, sein Vaterland umfaßt, den aber eine einzige falsche Ansicht das Lebensglück raubt, ihn auf Irrwege leitet, und der Vernunft, deren Kraft durch das beständige in sich selbst versunkene Anschauen geschwächt ist, den Scepter der Regierung entwindet. Es ist dieß der Glaube, daß Deutschlands Heil nur dann gedeihen könne, wenn Kotzebue nicht bloß aus Deutschland verbannt, — nein, das ist nicht genug — sondern von der Erde ganz vertilgt worden ist. Hätte Sand sich nicht gewöhnt, sich durch dunkle Gefühle bestimmen zu lassen, hätte er stets über auffallende Sätze scharf nachgedacht, dann würde ihm bald klar geworden seyn, daß Deutschlands Wohl und Wehe mit dem Leben und Daseyn eines einzigen

Mannes, dem sein Vaterland ganz fremd geworden war, durchaus in keiner Verbindung stehe.

Es darf auch nicht übersehen werden, wie Sand, seiner Frömmigkeit und seines vielen Bibellesens ungeachtet, wohl nicht als Lehrer einer Religion gebraucht werden konnte, in welcher der Glaube an eine Fortdauer des Menschen nach dem Tode und an ein Ausgleichen aller Widersprüche in diesem Leben, ein Hauptlehrsatz ist. In dem ganzen Schreiben, in den übrigen Aeußerungen Sand's zeigt sich nicht die mindeste Spur von diesem Glauben, von dem Gedanken an einen höhern Richterspruch nach diesem Leben. Nur dahin ging das Bestreben, sogleich nach vollbrachter That sich dem menschlichen Gerichtsstuhl und den irdischen Strafen durch Selbstmord zu entziehen. Ist dieß gelungen, so glaubte sich Sand gesichert und frei von allen Folgen seines vollbrachten Mordes zu seyn. Dieser jetzt allgemeiner werdende Glaube des gänzlichen Aufhörens mit dem Tode des Menschen ist die Quelle der vielen Selbstmorde, da es das leichteste Mittel ist, sich den Unannehmlichkeiten und drückenden Verbindungen in diesem Leben auf immer zu entziehen. Eine solche gewaltsame Handlung würde aber in den meisten Fällen unterbleiben, sobald der Mensch fürchtet, daß ihn ein höherer Richter erwarte.

Vor seiner Abreise (am 8ten März) von Jena, schrieb Sand über die Stubenthüre in seiner Wohnung, mit hebräischen Buchstaben: „Ich werde die Morgenröthe wecken." — Seine Freunde hatten sich erboten, ihn auf seiner Reise das Geleit zu geben, welches er aber ablehnte. Er trat allein, in altdeutscher Tracht, mit fliegenden Haaren und einem mit Eichenblättern geschmückten Barret, seine Reise an, immer noch heimlich hoffend, Gott werde ihn mit der Ausführung der That verschonen,

und vielleicht einen Andern dazu beauftragen, weshalb er auch unterwegens Zeit zu gewinnen suchte. In Erlangen hielt er sich einige Tage auf und nahm einen Reisepaß nach Mannheim *). An allen Orten auf seiner Weiterreise besahe er die Merkwürdigkeiten; in Frankfurt am Main hielt er sich drei Tage, in Darmstadt fünf Tage lang auf, durchstreifte den Odenwald und war in Carlsruhe sehr munter und froh gesinnt. Zu Lorch, fünf Stunden von Mannheim, miethete er sich einen Bauerwagen, mit dem er am 23sten März nach Mannheim fuhr. In dem Gasthofe nannte er sich auf dem Meldungszettel der Fremden: Heinrichs, und setzte unter der Rubrik: Geschäfte, einen kreisförmigen Zug.

Noch am Vormittage, gleich nach seiner Ankunft, ging er nach der Wohnung Kotzebue's, wurde aber nicht vorgelassen, weil derselbe sich bis zu Mittage mit seinen literarischen Arbeiten zu beschäftigen und störenden Besuch nicht anzunehmen pflegte. Gewöhnlich machte er hierauf noch einen Spaziergang und aß dann mit seiner Familie zu Mittage. Daher fand ihn Sand, der das Schloß in Mannheim besehen hatte und um die Mittagszeit wieder nach ihm fragte, nicht zu Hause. Er kehrte hierauf nach

*) Dadurch entstand in pariser Blättern die Sage, daß in einem Gasthofe vor Erlangen eine Versammlung von Studenten Statt gefunden hätte, in welcher über Kotzebue das Todesurtheil ausgesprochen sey. Das darüber ausgefertigte Document sey dem durch Würfel bestimmten Vollstrecker Sand mitgegeben worden und habe die Worte enthalten: „Der Tod des deutscher Freiheit und Einheit entgegenstrebenden kaiserlich russischen Etatsraths August von Kotzebue ist am 18ten März 1819 von den Universitäten (hier folgen Hieroglyphen) beschlossen worden." Den Beschluß machen wieder Hieroglyphen.

dem Wirthshause zurück, verzehrte an der Wirthstafel mit großer Eßlust sein Mittagsessen und unterhielt sich dabei munter und fröhlich mit einem Landgeistlichen, der zufällig bei Tische sein Nachbar geworden war.

Die Kotzebuesche Familie ahnete nicht, daß der Todesengel schon zweimal vor der Thürschwelle gewesen war. Kotzebue, ein zärtlicher, liebreicher Vater, der gern die Erinnerung an die vielen Unannehmlichkeiten seines Lebens im Spiel der frohen Kinder zu vertändeln suchte, war an diesem Tage besonders heiterer Laune; denn er hatte von seiner zwei und achtzigjährigen Mutter in Weimar, die er mit der höchsten kindlichen Liebe verehrte, ein Schreiben und die Nachricht erhalten, daß sein Sohn Otto, der Erdumschiffer, den er seit vier Jahren nicht gesehen hatte, mit seiner jungen Frau, einer gebornen von Manteuffel aus Liefland bald eintreffen würde und schon vor acht Tagen in Berlin angekommen sey. Er sprach viel von seiner baldigen Reise nach Rußland und von dem ruhigen, friedlichen Aufenthalt in Reval und auf seinem nicht weit davon entfernten Landgute. Noch eine Stunde vor seiner Ermordung nahm er sein dreizehntes, noch lebendes Kind, einen Knaben von acht Wochen, auf den Arm, scherzte mit ihm und sagte mit Rührung und gleichsam seinen sehr nahen Tod voraussehend: „So alt war ich auch, als mein Vater starb."

Nach fünf Uhr ließ sich bei seiner Gemahlin die Fürstin von Ysenburg melden. Zwei Schauspielerinnen, die gegenwärtig waren, verließen hierauf die Familie und Kotzebue begleitete sie bis an die Treppe. Auf derselben befand sich schon der fürstliche Besuch und hinter ihm der Mörder. Sand hatte die Fürstin und ihr Gefolge vor der Hausthüre angetroffen, zuvorkommend geklingelt und sie vor sich eintreten lassen. Er blieb so lange ruhig auf

dem Vorsaale stehen, bis Kotzebue die Fürstin empfangen und in die Zimmer seiner Frau geführt hatte. Hierauf ließ er sich durch den Bedienten melden unter dem Vorwande, daß er von Mitau in Curland komme und einen sehr nothwendigen Auftrag auszurichten habe. Der Bediente führt ihn in ein Nebenzimmer und ruft seinen Herrn. Bald nachher tritt Kotzebue ein und hat an der Hand ein junges Kind. Sand begrüßt ihn mit den Worten: „Guten Abend, Herr von Kotzebue! Sie sind es doch?" und überreichte ihm einen Brief. Während der Entsiegelung zieht Sand den zwölf Zoll langen Dolch, dessen Scheide an der Kleidung angenähet war, heraus und stößt ihn in Kotzebue's Brust. Durch den heftigen Stoß geht, wie sich hernach bei der Leichenöffnung zeigte, der Dolch durch die vierte Rippe, das Herz und die Lunge, zum Rücken hinaus. Mit lautem Schrei stürzt Kotzebue nieder und reißt im Fallen seinen Mörder mit zu Boden. Der Bediente eilt auf den Angstruf und das Gepolter in die Thüre, hört das Kind bewußtlos schreien: „Der Vater spielt Krieg!" sieht seinen Herrn im Blute sich wälzen, und wie der Mörder, welcher die Todeskrämpfe noch für Zeichen des Lebens hält, auf dem Schlachtopfer kniet und zweimal nach ihm sticht. Ein Stich geht durch den Unterleib, der zweite leichtere in das Gesicht. Hierauf stößt er den Dolch sich selbst in die Brust und fällt ohnmächtig neben dem Gemordeten hin.

Der Bediente, aus der Erstarrung zu sich selbst gekommen, ruft: „Mörder! Hülfe!" eilt zum Fenster und schreit nach einem Wundarzt. Durch das Schreien und den Lärmen erschreckt, stürzen die Frau v. Kotzebue und die Tochter Emmy herbei. Erstere sinkt ohnmächtig nieder. Die Tochter glaubt ihren Vater noch retten zu kön-

nen, weil sie in der Verwirrung nur die blutende Wunde im Gesicht bemerkt, und trägt ihn mit Hülfe des Bedienten in ein anderes Zimmer auf das nächste Bett. Jetzt erst wird sie gewahr, daß das Blut stark aus der Brust und dem Unterleib strömt, da erlischt die Hoffnung zur Rettung. Dieser stirbt auch in den Armen der geliebten Tochter wenige Minuten nachher, ohne wieder zur Besinnung zu kommen und ohne noch ein Wort zu sprechen.

Während dieser Unruhen hatte Sand sich von seiner Ohnmacht erholt, er raffte sich auf und eilte rasch und mit dem Siegesgeschrei die Treppe hinunter: „Der Verräther ist gefallen! das Vaterland ist gerettet! Vivat Teutonia!" Kotzebue's Wohnung lag nicht weit vom Schauspielhause. Der Mord wurde um die Zeit vollstreckt, da sich die Zuschauer zu versammlen pflegten, daher hatte das Geschrei nach Hülfe einen Haufen von Menschen herbeigezogen. Sand fand, so wie er hastig aus der Hausthüre stürzte, eine Menschenmasse vor sich, die sich mit jedem Augenblick vergrößerte. Aus den Fenstern der Kotzebueschen Wohnung schrien weibliche Stimmen: „Halt den Mörder!" Auf dieses Geschrei blieb er stehen, blickte mit wilder Geberde zu den Fenstern hinauf, hob den blutigen Dolch in der einen Hand und ein Papier mit den Worten beschrieben: „Todesurtheil des August von Kotzebue, vollzogen am 23sten März 1819, Abends um halb sechs Uhr" in der andern Hand, gegen die Fenster empor und rief: „Ja, ich bin der Mörder, aber so müssen alle Verräther sterben!" Nun kniete er nieder, erhob Augen und Hände zu dem Himmel hinauf und sagte in hehrer Entzückung: „Gott! Gott, ich danke dir, daß du die That mich glücklich hast vollbringen lassen!" Dann riß er die Kleider auf, stieß sich den Dolch in die Brust mit dem

Ausruf: „Gottlob, es ist vollbracht!“ und sank ohnmächtig nieder.

Auch dieser Stich war nicht tödtlich. Unter vielem Röcheln wälzte sich Sand noch beinahe eine Stunde lang auf der Straße vor einem großen Haufen Zuschauer, welche sorglos um ihn standen und seine Zuckungen anstarrten. Endlich wurde er auf eine Tragbahre gelegt, in das Bürgerhospital gebracht und verbunden. In seiner Tasche fand sich ein Papier in dem größten Format, worauf mit sauberer Schrift die heftigsten und überspanntesten Ausdrücke standen, ähnlichen Inhalts wie das vorhin mitgetheilte Schreiben an seine Verwandten und Freunde. Der weitläuftige Aufsatz ist überschrieben: „Todesstoß dem August von Kotzebue! Nur in der Tugend Einheit!“ Folgende Stellen kommen darin vor:

„Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch! entscheidet Euch auf Leben und Tod! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet, wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volks sollte die Blüthe seyn von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thront, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. — — — Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich Euch dessen geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit — weiß

nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich Verderber und Verräther meines Volks — — August von Kotzebue niederzustoßen. Du mein deutsches Volk — — — hasse, morde alle die, so sich in frevler, muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in dir vergessen und die tolle Menge als ein vielgegliedertes Kunstrad in ihren hochweisen Händen halten und treiben wollen — — — Die Reformation muß vollendet werden — — Brüder verlaßt einander nicht im Drange der Zeiten; Trägheit und Verrath straft mit Knechtschaft die Geschichte. Ihr habt sie vor Euch! Auf! Ich schaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, besinne Dich, ermanne, befreie Dich!"

Außerdem fand man auch ein Blatt des literarischen Wochenblatts bei ihm, in welchem Kotzebue sich bitter über den bekannten Satyriker Friedrich ausläßt und sich dabei der Worte bedient: „er sey so grob und absprechend wie ein Erlanger Student."

Vor der Untersuchungs-Commission, welche der badensche Hof unter Vorsitz des Obergerichts-Kanzlers von Hohenhorst und mit Zuziehung des kaiserlich russischen Geschäftsträgers v. Struve einsetzte, leugnete Sand beständig, Mitschuldige zu haben und veränderte seine Aussage nie, so ernsthaft und strenge er auch befragt wurde, selbst bei der lebensgefährlichen Operation nicht, die man mit ihm am 11ten April im Korrektionshause vornahm, wohin er zwei Tage vorher gebracht war. Um dem Eiter aus der verletzten Lunge einen Abfluß zu verschaffen, wurde nämlich ein sehr schmerzhafter Einschnitt zwischen den Rippen gemacht. Aber auch an dieser Wunde starb er nicht, so geschwächt er auch durch die Dolchstiche und den frühern Blutverlust geworden war. Diese Wunden

heilten zu, nur eine langsam zehrende Schwindsucht blieb zurück. So erlitt Sand unsägliche Leiden, die von der rächenden Nemesis als natürliche Folgen seiner Handlungen über ihn verhängt, die Schmerzen und Qual weit übertrafen, welche auch der grausendste Tod durch Henkers Hand hervorzubringen im Stande gewesen wäre.

Der an dem Staatsrath von Kotzebue verübte Meuchelmord ist eine That, welche jeder rechtliche Mensch, als Deutschland schändend und die Menschheit entehrend, aufs tiefste verabscheuen muß. Aber auf der andern Seite können wir auch das Bedauern nicht unterdrücken, daß ein bis zu dieser Mordhandlung unbescholtener Mann in seiner vollen Lebenskraft und so viel für die Zukunft versprechend, sich durch ein Scheinbild verleiten ließ, einen Mann, der ihn nie beleidigte, in der Mitte einer zahlreichen Familie hinterlistig zu überfallen und zu tödten. Und diese gräßliche That war ohne Nutzen für Deutschland verübt. Kotzebue war für Deutschlands Sache nicht gefährlich; denn ihm gegenüber standen Männer mit höhern und größern Kräften, die das Irrige in seinen Behauptungen in hellem Lichte darstellen konnten, standen an der Spitze der Volksstämme Regenten, deren reger Eifer nur für das höchste Landeswohl besorgt war. Und dann wollte ja Kotzebue nicht Deutschlands Schande und Erniedrigung! Nein, er hielt nur die jetzigen Zeiten für minder beglückend, als einige Jahrzehnte zuvor. Und um das alte verloren gegangene Glück wieder aufzufinden, sprach er ohne Rückhalt seine Ansichten aus. Irrte er, so mußte er zurecht gewiesen werden; das verlangte die Sprech- und Schreibfreiheit, die überall gefodert wurde. Wehe dem Lande, wo nicht das Wort, sondern der Dolch des Mörders, oder das Beil des Henkers den irrenden Menschen zur Wahrheit zurückführen soll. —

Kotzebue hatte sich im Leben stets mit den Bühnen beschäftigt. Ein Zufall brachte noch den Leichnam ins Schauspielhaus. Um den großen Schmerz und den lauten Jammer der tiefgebeugten Familie durch die Begräbnißfeierlichkeiten nicht noch mehr aufzureizen, hatte man am zweiten Abend nach der Ermordung die Leiche in ein benachbartes Haus gebracht und in den Sarg gelegt. Von hier aus sollte sie am folgenden Morgen zur Begräbnißstätte gefahren werden. Allein die Bewohner dieses Hauses fanden eine durch die Section zerschnittene Leiche eines gewaltsam Gemordeten viel zu grausig, und wollten sie die Nacht über nicht bei sich behalten. Deshalb brachte man den Sarg in das nahe gelegene Schauspielhaus und ließ ihn daselbst bis zum Anbruch des nächsten Morgens stehen. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wurde die Leiche in aller Stille zum Begräbnißplatz gebracht. Dem Leichenwagen, mit einem Lorbeerkranz geziert, folgten nur vier Wagen, worin angesehene Männer saßen.

Kotzebue hatte eine ausgezeichnete Gesichtsbildung, welche alles, was in seinem Innern vorging, leicht bemerkbar machte. Sein großes, feuriges, blaues Auge verrieth vielen Scharfblick. Sein Körper war mittelmäßig-groß und dabei sehr regelmäßig in allen seinen Theilen. Bei der Oeffnung der Leiche fand man alle Organe so gesund, wie die eines jungen Mannes. Danach hätte er ein hohes Alter erreichen können, ungeachtet seiner vielen Arbeiten, der öftern Erschütterungen eines reizbaren Gemüths und der frühern schwächenden Einwirkungen seiner Sinnlichkeit.

Sein ganzes Wesen verrieth, daß er wußte, er sey der von ganz Europa geachtete Dichter; daher war er in Gesellschaften nicht hingebend, oder zuvorkommend, son-

dern mehr kalt und feierlich, vorzüglich in den letztern Jahren, nachdem er sich so hoch hinaufgeschwungen hatte. Dieser Ernst wurde noch auffallender durch die Gewohnheit, in dem Umgange mit Menschen sehr aufmerksam auf die Reden und Handlungen zu seyn, um sie gelegentlich in den Schriften wieder benutzen und anbringen zu können. Den Stoff zu manchen anziehenden und rührenden Situationen in seinen Schauspielen fand er in der wirklichen Welt; sehr glücklich wußte er ihm das Gemeine und Alltägliche abzustreifen und in das Stück geschickt zu verweben. — Befand sich aber Kotzebue unter Personen, die er als echte Freunde erprobt hatte, dann verschwand der ernste lauernde Blick, dann erschien der angenehme frohe Gesellschafter, der Alles aufbot, um den Freunden frohe Stunden zu verschaffen und ihnen die Bitterkeiten des Lebens zu versüßen.

Viele hielten ihn für stolz und anmaßend, aber sie haben Unrecht. Wahr ist es, daß er sich bewußt war, er habe dem Glücke Vieles abgetrotzt. Aber nie artete dieses Selbstgefühl dahin aus, daß er deshalb rechtliche Menschen verachten sollte, weil sie nicht so, wie er, mit Glücksgütern gesegnet waren. Noch weniger vermied er deshalb Gesellschaften, damit er nicht mit Personen niedrigen Standes zusammentreffen müsse. Ihm waren überhaupt Gastmähler nicht angenehm und Schwelgereien ganz verhaßt; denn sie raubten ihm die schöne Zeit, mit der er sehr geizte. Die meisten gewöhnlichen Gesellschaften beschäftigten ihn nicht genug. Oft war dann nur der Körper da, der Geist lebte unter Personen, die seine Einbildung zum neuen Bühnenstück sich schuf. In solchen Fällen wurden manche kleine Höflichkeitsbezeugungen, die aber bei kleinen Seelen großen Werth haben, vernachlässigt, was denn als Stolz ausgelegt wurde. Auch hatten

ihm in frühern Jahren offene Mittheilungen seiner Ansichten oft vielen Verdruß und Aerger zugezogen; daher wurde er später sehr zurückhaltend und vermied, so weit es die Schicklichkeit zuließ, allen geselligen Umgang.

Er kleidete sich zwar anständig, aber immer sehr einfach. Daß er nun weder in der Kleidung, noch im Haushalt großen Aufwand machte, daß er sich von kostspieligen Gesellschaften zurückzog, brachte ihn in den Ruf eines übertriebenen Geldgeizes, den er durchaus nicht kannte. Sparsamkeit in Ausgaben foderten seine starke Familie, seine beständigen Reisen und sein öfteres Wechseln des festen Aufenthaltsorts, die ihn bei seinen vielen und bedeutenden Einnahmen nie zum großen Reichthum gelangen ließen. Dabei war er gegen Arme sehr wohlthätig, doch mehr im Stillen und ohne großes Aufsehen zu erregen. Erst nach seinem Tode wurden ansehnliche Unterstützungen bekannt, welche er hülfsbedürftigen Personen heimlich hatte zukommen lassen.

Groß war die Anhänglichkeit an seine Familie. Seinen Geschwistern und seiner Tante bezeigte er stets viel Liebe und Achtung. Innige Vaterliebe bewies er seinen Kindern; ihnen ein gutes weltbürgerliches Schicksal im Voraus zu bereiten, war sein emsiges Bestreben, und hätte er seinen Tod voraussehen können, so würde ihm sein Scheiden von den kleinen unerzogenen Lieblingen großen Kummer verursacht haben. — Bei dem Verlust seiner beiden ersten Frauen empfand er vielen Schmerz, wie seine Schriften und Augenzeugen versichern. Seine jetzige Gemahlin behandelte er mit Zärtlichkeit, ungeachtet seiner großen Reizbarkeit und Unruhe.

Unter allen Umständen, bis an sein Lebensende, blieb unwandelbar die kindliche Achtung und Ehrfurcht gegen seine Mutter, welche den Knaben und Jüngling durch die

stürmischen Zeiten der Jugend mit unendlicher mütterlicher Liebe geleitet hatte und dann die vertrauteste Freundin des gereiften Mannes geworden war. Alle Abwechselungen seines Lebens erfuhr sie zuerst, davon sind in der vorhergehenden Geschichte mehrere Beweise mitgetheilt worden. Daß aber auch die große Ergebenheit gegen sie sich nicht verminderte, sondern der Verehrung einer Heiligen nahe kam, dafür hat das literarische Wochenblatt noch einige Stellen aus seinen Briefen und Gedichten als Zeugen aufgeführt. Hier einige dieser Beweise aus weit aus einander liegenden Lebensjahren. Im folgenden Glückwunsch zum Geburtstage der Mutter im Jahre 1780, erkennt der 19jährige Jüngling die vielen Wohlthaten dankbar an, welche ihm erwiesen waren.

„Schon im bunten Flügelkleide,
Als an Kinderspiel und Tand
Ich noch meine einzge Freude
Im mütterlichen Schooße fand;
Schon damals wallte Dir zur Seite
Ich halb verwaist an Deiner Hand;
Schon damals diente zum Geleite
Mir Deine Tugend, Dein Verstand.
Ich wuchs heran und Deine Sorgen
Um mich, o Mutter! mehrten sich.
Du häuftest nun mit jedem Morgen
Zahlloses Wohlthun über mich,
Thatst meinen kleinsten Wunsch behorchen;
Befriedigt ward er dann durch Dich.
O! könnt' ich Klopstocks Zunge borgen,
Ein frohes Danklied sänge ich.
Allein vergieb! nur heiße Zähren
Des Danks vermag ich Dir zu weihn.
Ein Wunsch — gewiß Gott wird ihn hören,
Sein Ohr der frommen Bitte leihn.
O könnt' ich Deine Freuden mehren —
Wär' auch mein Beitrag nur noch klein! —

Und möcht' er oft noch wiederkehren
Der heut'ge Tag so engelrein!
Schütt' Ewiger! all deinen Segen
Auf meine Mutter heut' herab!
Ihr lächle süße Wonn' entgegen
Ihr Leben gleite sanft hinab.
Wisch' Thränen, die oft meinetwegen
Von ihrer Wange flossen, ab — —
Soll einst der Tod ihr Auge brechen,
So rufe mich zuerst ins Grab!"

Der am Ende dieses gereimten Glückwunsches ausgesprochene Wunsch ist, zur großen Betrübniß der alten ehrwürdigen Mutter, neun und dreißig Jahr nachher erfüllt worden.

Bezeigte der neunzehnjährige Jüngling der Mutter sein tiefes Gefühl der Dankbarkeit, so stand ihm der vierzigjährige Mann in den Beweisen seiner zarten Ehrfurcht nicht nach. Zum Weihnachtsgeschenk des Jahres 1802 schickte er der Mutter ein schönes seidenes Tuch, mit folgenden Zeilen:

„Du seidenes Tuch!
Bedanke dich bei mir,
Du hast vom Glück zu sagen,
Denn es wird künftig unter dir
Das wärmste Mutterherze schlagen.
Ein Herz, dem seine Pflicht nur Lust
Und leicht die schwersten Opfer waren,
Erwärme sanft die mütterliche Brust
Noch eine lange Reih' von Jahren.

Als Kotzebue zuletzt mit seiner Familie Weimar verließ und einen neuen Wohnort wählte, da entschuldigte er sich bei der Mutter, daß er, ohne Abschied zu nehmen, abgereiset sey. „Ich kann es mir wohl denken," schreibt er, „wie die neue Einrichtung Sie in Ihrem Alter belä-

stigt. Versagen Sie sich ja nichts! Weiß Gott! ich würde mich freuen, wenn Sie einst keinen Heller hinterließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie es sich auf Ihre alten Tage bequem gemacht hätten. — Meine Abreise in der Nacht war sehr schmerzlich, das glauben Sie mir gewiß; der Schloßthurm lag auf meinem Herzen, als wir in der ersten Dämmerung an ihm vorbeifuhren. Vor der Altenburg sahe ich mich noch einmal nach dem lieben Weimar um und weinte bitterlich. Aber dennoch glaube ich noch heute, daß es besser war, daß wir nicht Abschied nahmen. Es hätte Sie gewiß zu sehr angegriffen." —

Und so finden wir Kotzebue's fromme Liebe gegen seine Mutter durch alle Epochen seines Lebens immer unverändert. Das zuletzt angeführte Schreiben bezeugt auch, wie gern sich Kotzebue unangenehme, traurige Scenen ersparte, daß er sogar die hochverehrte Mutter ohne Abschied verlassen konnte. Dadurch wird auch sein Benehmen bei dem Tode seiner ersten Gattin und seine Reise nach Paris entschuldigt, welches von Mehrern so strenge getadelt wurde. Diese Furcht vor unangenehmen Gefühlen entstand durch seine große Reizbarkeit, die ihn auch im Alter nicht verließ.

Aus derselben Quelle entsprang auch die Eigenheit, daß er für die Handlungen der Menschen so sehr empfindlich war. Leicht, sehr leicht konnte er beleidigt und aufgebracht werden, aber eben so schnell vergab er den Beleidigern, wenn sie nur ihr Unrecht erkannten. Am meisten schmerzte ihn, der sich so gern dankbar bewies, Undank, und doch mußte er hierin die bittersten Erfahrungen machen. Personen, denen er Freundschaft und Wohlwollen bei jeder Gelegenheit bewiesen, oder denen er durch seine Fürsprache Lebensunterhalt und Unterstützung verschafft hatte, wurden oft um kleiner geringfügigen Ur-

sachen willen seine Feinde und suchten ihm empfindlichen Schaden zuzufügen. Solche Fälle waren nicht selten.

Seine große Lebhaftigkeit trieb ihn viel zu früh und ehe er sich gründliche Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens erworben hatte, zum Bücherschreiben. Auch war es für ihn sehr nachtheilig, daß seine ersten jugendlichen Versuche zu nachsichtig beurtheilt wurden und daß seine Satyre zu schnell Aufmerksamkeit und Lachen erregte. Ihm fehlte ein einsichtsvoller Rathgeber, dessen Ansehen und Einfluß ihn auf der Bahn des Schriftstellerlebens eben so nützlich gewesen wäre, wie seine Mutter es im bürgerlichen Leben war. Bei reifern Jahren war er zu ungeduldig, um die vielen aus den frühern Jahren mitgebrachten Lücken in seinen Kenntnissen durch spätern Fleiß auszufüllen. Diese Ungeduld trieb ihn auch von einer Arbeit zur andern. Unmöglich wäre es ihm gewesen, die Horazische Regel der neunjährigen Bearbeitung eines Thema's zu befolgen. Seine Entwürfe zu den vielen Schriften waren zugleich die Ausarbeitung, die wenige Verbesserungen enthielten, oft ohne alle Abänderungen dem Druck übergeben wurden.

Unglaublich ist die Leichtigkeit, mit der er arbeitete. So hat er eines seiner besten Bühnenstücke: die Stricknadeln, in dem kurzen Zeitraum von 54 Stunden entworfen und völlig ausgearbeitet. Dabei war er sehr geizig mit der Zeit. Jeden Augenblick auf Reisen oder in seiner Wohnstube benutzte er zum Schreiben. In jeder Jahreszeit stand er mit dem frühen Morgen, spätestens um vier oder fünf Uhr auf, bereitete sich selbst den Kaffee und heizte im Winter selbst seine Stube. Von der Zeit an blieb er meistentheils bis Mittag gegen zwei Uhr am Arbeitstische, um an seinen Schriften zu arbei-

ten, oder sein Tagebuch zu vervollständigen. In dieses Tagebuch wurden alle Einnahmen und Ausgaben sehr ausführlich eingetragen, die erhaltenen Briefe dem Inhalt nach bemerkt und die Concepte zu den Antworten und zu den andern Schreiben zum Theil wörtlich beigesetzt. Alle merkwürdigen häuslichen und Familienbegebenheiten wurden gleichfalls oft sehr ausführlich angemerkt. Außer diesem Tagebuche hielt sich Kotzebue, nach dem Beispiele des großen Franklin's, ein Buch, worin er alle seine kleinen Fehler und bösen Angewöhnungen gewissenhaft aufzeichnete. Am Abend jedes Tages bemerkte er dann, welcher Fehler vermieden worden und welcher wieder begangen sey. Dadurch hatte er sich von mancher üblen Gewohnheit frei gemacht. Es entstand aber auch daraus die Festigkeit, mit der er in der ganzen Zeit seines Lebens an einmal für richtig erkannten Grundsätzen und Meinungen hing und sich durch keine Umwandlung des Zeitgeistes zur Abänderung verleiten ließ; denn sie hätte ihn ja mit sich selbst in Widerspruch gebracht. Diese feste Anhänglichkeit an der Vergangenheit mußte nothwendig im Alter eine Störrigkeit erzeugen, welche jede später entdeckte Wahrheit von sich stieß und ihn zum Kampf gegen solche Neuerungen anreizte. Dazu kam eine große Selbstschätzung, welche sein in ganz Europa verbreiteter literarischer Ruhm erzeugt und genährt hatte. Hielt er diesen geschmälert, verschrie man seine Grundsätze als falsch und unrichtig, so entstand Mißmuth und eine Bitterkeit, welche ihn taub gegen die dringendsten Ermahnungen seiner Freunde zu gemäßigten Ausdrücken machte.

Es ist leicht begreiflich, wie bei seiner Emsigkeit im Arbeiten und bei der Leichtigkeit in der Ausführung die Zahl der erschienenen Schriften sehr groß werden mußte. Nur wenige Schriftsteller der neuern Zeit können ihm zur

Seite gestellt werden. Aber in der Mannichfaltigkeit der bearbeiteten Stoffe und im angenehmen Vortrage hat ihn keiner übertroffen.

In Hinsicht der Anzahl der Schriften halten nur zwei Schriftsteller im siebenzehnten Jahrhundert mit ihm den Vergleich aus, nämlich der spanische Dichter Lopez di Vega und der deutsche Prediger Richter. Jener schrieb von seinem fünften Jahre bis zum fünf und siebenzigsten, Gedichte. In diesem langen Zeitraum verfertigte er 1800 Lust- und Trauerspiele, 400 geistliche Dramen und eine beinahe gleiche Zahl kleiner und großer Gedichte und prosaischer Schriften. Sein Zeitgenosse, der Prediger Richter, schrieb 6000 Predigten in dem Zeitraum von 1590 bis 1624, worin er in Görlitz in der Lausitz Prediger war und zwar unter den Bedrängnissen einer wüthenden Pest und des verheerenden dreißigjährigen Krieges. Beide aber hatten nur sehr enge gezogene Schranken, in denen ihre Kräfte thätig waren. Kotzebue aber war Dichter, Erzähler, Geschichtschreiber, Reisebeschreiber, Kritiker, Politiker, Journalist, Uebersetzer u. s. w. Er wird der deutsche Voltaire genannt. Auch war Voltaire von jeher das Muster, das zu erreichen er sich immer bestrebte.

Was hätte dieser thätige Mann noch geleistet, wenn er nicht wäre gewaltsam vom Schauplatz weggerissen worden? Doch wurde ihm dadurch das drückende Gefühl erspart, sich und seinen Ruhm zu überleben. Er selbst fühlte die Abnahme seiner Einbildungskraft und klagte, daß sie schon anfange, ihm dankbare Stoffe zu den dramatischen Arbeiten zu versagen. Dasselbe bemerkten seine Leser, dasselbe warfen ihm seine strengen Richter vor. Seine Freunde gaben ihm deshalb den Rath, aus den Stücken eines La Chaussee, Goldoni und Brandes das Bessere auszuwählen und es für die jetzige Zeit umzuar-

heiten; allein er konnte sich dazu nicht entschließen. Auch würden dadurch wohl keine Meisterstücke entstanden seyn, da er gewohnt war, Alles aus sich selbst zu schöpfen und zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Jeder fremdartige Stoff hätte aber die Uebereinstimmung gestört und wäre als ein eingeschobener Theil sichtbar geblieben.

Von allen Vorwürfen, die seine Widersacher gegen ihn verbreiteten, kränkte ihn keiner so sehr, als wenn sie ihn einen Kundschafter oder Vaterlandsverräther nannten. Keine Beschuldigung war auch ungerechter als diese. Daß er über den jetzigen Culturzustand Deutschlands Berichte an den Kaiser Alexander einsandte, war doch wohl kein Landesverrath. Im Reiche der Wissenschaften giebt es keine Heimlichkeiten, welche dem Ausländer verborgen gehalten werden müssen. Hier liegt Alles offen und unversteckt da. Nur im politischen Leben haben die Staaten Heimlichkeiten. Nie hat sich aber Kotzebue brauchen lassen, Staatsgeheimnisse enthüllen zu wollen; auch hat es Keiner von ihm verlangt, denn ihm fehlten alle dazu erforderlichen Eigenschaften. Er war viel zu offen, reizbar und ungeduldig, als daß er hätte tief verborgene Sachen behutsam und listig erspähen können. Nie hat er Geheimnisse gehabt, welche er vor aller Menschen Augen hätte verbergen müssen, selbst zu der Zeit nicht, als er seine Bülletins schrieb. Bei seiner Abreise von Weimar erhielten die Verleger des literarischen Wochenblatts, die Gebrüder Hoffmann, den Auftrag, alle an ihn eingehenden Briefe und Depeschen zu erbrechen und ihm nur das Nothwendige davon zu übersenden. „Denn" sagte Kotzebue, „ich habe kein einziges Geheimniß, das nicht jeder Ehrenmann wissen dürfte." Auch bezeugen die Verleger im 2ten Stück des 4ten Bandes vom literarischen Wo-

chenblatt, daß nie etwas Bedenkliches für den Herrn von Kotzebue eingelaufen sey.

Bald wurde er für einen Vertheidiger revolutionärer Grundsätze, bald für den Verfechter einer drückenden Despotie gehalten. Er kannte diese Beschuldigungen und sagt in dem Werke: Die jüngsten Kinder meiner Laune, 1796. Thl. 5. S. 233. „Es scheint überhaupt mein Schicksal zu seyn, daß indessen Herr Huber und Consorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausschreien, die Despoten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Demokraten ihrer mißtrauischen Aufmerksamkeit würdigen." Am wenigsten trifft ihn wohl der Vorwurf der Verbreitung revolutionärer Gesinnungen; denn seine schon oft angeführten bittern Spöttereien über den Adel galten nicht dem ganzen Stande, dem er sich gern zugesellte, sondern einzelnen Mitgliedern desselben, die durch ihre übertriebenen Ansprüche und durch lächerlichen Stolz solche Aeußerungen herbeiführten. Er war vielmehr ein warmer Vertheidiger der Fürstenrechte, nicht aus Kriecherei und um etwas zu erschmeicheln, sondern aus wahrer inniger Ueberzeugung. So zeigt er sich unverhohlen bei jeder Gelegenheit. Aber dadurch wurde er nicht abgehalten, die wirklichen Fehler in manchen Staaten laut, doch immer mit Beobachtung des Anstandes, zu rügen. Nur für ein Land war seine Vorliebe sehr groß, es ist dieß Rußland, das ihn zu hohen Ansehen verholfen, mit zeitlichen Glücksgütern ausgestattet und seinen Kindern glänzende Aussichten eröffnet hatte. Ist aber je hoher Enthusiasmus verzeihbar, so ist es wohl in diesem Falle, wo er durch Dankbarkeit erzeugt wurde. Nur in Rußland fand Kotzebue für sich und seine Familie Gedeihen, außerhalb dieses Landes aber Streit, Verfolgung und zuletzt den Tod.

Kotzebue legte auf äußerliche Auszeichnungen, als Titel, Orden und dergleichen, einen großen Werth und war hierin eitel und ehrgeizig. Gern sprach er öffentlich und in Gesellschaften von den Ehrenbezeigungen, womit ihn Fürsten beehrt hatten, von seinem Ruhm in ganz Europa, von den Uebersetzungen seiner Schauspiele in fast alle europäische Sprachen, u. s. w. Er suchte seinen Adel, seine Orden und seine Titel bei jeder schicklichen Gelegenheit geltend zu machen. Diese Schwäche wurde von eigennützigen Menschen oft benutzt, um ihm, bei seiner großen Gefälligkeit und zuvorkommenden Dienstfertigkeit, bedeutende Unterstützungen abzuschmeicheln. Selbst kleine Auszeichnungen machte er gern öffentlich bekannt. Mit großem Wohlbehagen nennt er in seinen Reisebeschreibungen jedesmal die Oerter und die Bühnen, und wären es auch die erbärmlichsten Winkeltheater gewesen, wo eines seiner Stücke aufgeführt wurde. In dem Hamburger Correspondenten vom Jahr 1818, im 145sten Stück, mußte auf seine Veranlassung bekannt gemacht werden, daß der Gouverneur der philippinischen Inseln, ein großer Freund der ausländischen schönen Literatur, besonders der Schriften des Herrn von Kotzebue, diesem zum Beweise seiner Hochachtung einen Sack des besten Kaffees und der besten Zigarren überschickt habe. Wenn wir auch über solche Aeußerungen der Eitelkeit lächeln, so müssen wir doch zugeben, daß der ehrgeizige Mann, dessen Ruf sich über ganz Europa verbreitet hatte, leicht in den Fehler verfallen konnte, seinen Widersachern fühlen zu lassen, wie unbekannt ihre Person und ihr Ruf in Vergleich mit seinem großen Ruhm sey, und wie verschiedene von ihnen nur erst durch den Zank mit ihm einen Namen in der literarischen Welt sich erwerben könnten.

Aber aller seiner Fehler und Mängel ungeachtet bleibt Kotzebue ein sehr achtungswerther Mann; daher auch überall in Europa, wohin die Nachricht von seiner Ermordung kam, diese That großes Aufsehen erregte und aufs höchste gemißbilligt wurde. Mit allgemeinem Bedauern und mit wahrer Achtung aller parteilosen Menschen stieg er ins Grab. Die Bitterkeit des Todes hat er nicht geschmeckt. Plötzlich trat er vom Schauplatz des Lebens ab, ohne körperliche Leiden auf dem Sterbelager. Ihm wurde das schmerzhafte Scheiden und der wehmüthige Abschied von einer trostlosen Familie erspart, die in ihm einen geliebten Gatten und zärtlich sorgenden Vater verlor. Er hinterließ dreizehn lebende Kinder, von denen sich schon zwei Söhne sehr ausgezeichnet und einen Namen in der Welt erworben haben. Der eine ist der kaiserlich russische Schiffskapitain Otto von Kotzebue, welcher die beiden auf Kosten des Ministers von Romanzow ausgerüsteten Schiffe bei der Erdumschiffung in den Jahren 1815 bis 1818 kommandirte und dabei die Erdkunde und Naturgeschichte sehr bereichert hat. An dem Todestage seines Vaters war er mit seiner Gattin bei der Großmutter in Weimar. Ein Freund des Vaters fuhr ihm entgegen, um ihn mit der schrecklichen That bekannt zu machen. Der Sohn hatte sie aber schon in dem Gasthofe zu Hanau in den Zeitungen gelesen.

Der andere Sohn, Moritz von Kotzebue, ist russischer Hauptmann im Generalstabe und mit russischen und persischen Orden geziert. Er war mit der russischen Gesandschaft im Sommer 1817 am persischen Hofe gewesen und hat seine Reise mit Kupfern in Weimar herausgegeben. Früher hatte er sich schon der Lesewelt durch eine romantische Erzählung: der russische Kriegesgefangene unter den Franzosen, bekannt gemacht,

welche sein Vater mit einer Vorrede ausstattete. — Ein dritter Sohn ist österreichischer Capitain. — Die ganze Kotzebuesche Familie verließ bald nach der Ermordung Deutschland und ging nach Reval. Nach öffentlichen Nachrichten erhält die hinterlassene Wittwe von dem russischen Kaiser eine jährliche Pension von 1875 Rubel, oder den 4ten Theil des Gehalts, den ihr Gatte als Staatsrath bezog. Auch wurde ihr von dem Könige von Preußen die Einnahme überlassen, welche durch die Todtenfeier Kotzebue's auf der Berliner Bühne einkam. Solche Todtenfeiern haben mehrere deutsche Bühnen veranstaltet und fanden beinahe überall eine gute Aufnahme. Nur zu Königsberg in Preußen wurde sie durch das Publikum verhindert, auf welches die Feinde Kotzebue's großen Einfluß hatten.

Kotzebue hat noch mehrere Schriften ganz vollendet in der Handschrift hinterlassen, welche jetzt gedruckt werden. Darunter befinden sich: Geschichte des deutschen Reichs, 3ter Band. — Switrigail, ein Beitrag zu den Geschichten von Litthauen, Rußland, Polen und Preußen. — Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1820. — Der 23ste Band der neuen Schauspiele. Den Beschluß dieses Bandes macht ein unvollendet gebliebenes Schauspiel, welches die letzten aus der Feder geflossenen Worte des Dichters enthält.

Anton von Klein.

Digitized by Google

Anton von Klein.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts legte die Sprache Deutschlands das alterthümliche, geschmacklose Gewand ab, das ihr bei den gebildeten Nachbarvölkern Tadel, Spott und Verachtung erweckte. In Norddeutschland standen Männer auf, welche durch Wort und That bewiesen, daß in der deutschen Sprache ein Reichthum an Begriffsbezeichnungen durch passende Worte, und eine Geschmeidigkeit in dem Bau der Zusammenstellung einzelner Sätze vorhanden sey, welche man bis dahin nicht geahnet hatte.

Schon einige Jahrhunderte vorher hatte Luther durch seine Bibelübersetzung und durch den Gebrauch der Muttersprache bei kirchlichen Gebräuchen und in Schulen einen guten Grund zur Sprachverfeinerung gelegt. Allein seine Nachfolger verließen wieder die geöffnete Bahn und gefielen sich in harten Ausdrücken, aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern und schleppenden Zusammensetzungen und Stellungen. Zwar kämpfte dagegen mancher gute Kopf, wie der Dichter Opitz; allein nicht unterstützt von

den Zeitgenossen, reichten die vereinzelten Kräfte nicht aus, das große Werk der Sprachverbesserung weiter zu fördern. Auch der prachtvolle polnische Königshof zu Dresden bewirkte weiter nichts, als daß in Deutschland die Liebe zu den schönen Künsten allgemeiner wurde und daß die obersächsische Mundart ihre Herrschaft, die sie durch Luthers Schriften errungen hatte, immer mehr befestigte.

Erst Preußens unsterblichem Könige, Friedrich dem Zweiten, war es vorbehalten, durch die verstattete Lehr- und Sprechfreiheit und durch seine lebenslänglich vorherrschende Liebe für die gebildete französische Sprache, ohne daß er es beabsichtigte, den Wetteifer so vieler guten Köpfe rege zu machen, um der Muttersprache dasselbe leichte Gewand zu geben, mit welchem die Schriften der Franzosen, Engländer und Italiener, und die Werke der Griechen und Römer geschmückt waren. Fast zu gleicher Zeit standen um die Zeit des siebenjährigen Krieges an mehreren Orten in der nördlichen Hälfte Deutschlands Männer auf, welche Wissenschaften in deutschen Lehrbüchern vortrugen, — der Mathematiker Wolff — oder welche fremde liebliche Versarten auf deutschen Boden verpflanzten, — Klopstock, Wieland, Hagedorn — oder welche Gesetzgeber für das richtige Schreiben und Sprechen wurden, — der um die deutsche Sprache so hoch verdiente Adelung.

Aber auch das mittägliche Deutschland blieb in der Sprachverbesserung nicht zurück. Hier war der Geist durch Priesterdruck, vorzüglich der Jesuiten, und durch strengere Regierungsformen mehr gefesselt, als in Preußen und Sachsen. Die große Zertheilung der Länder erlaubte nicht, große Kunstschätze, wie in Dresden und später in Berlin und Potsdam, zu sammlen und dadurch

wohlthätig auf den Schönheitssinn zu wirken. Statt dessen hatte sich an den vielen kleinen Höfen der geistlichen Landesregierungen eine Vorliebe für das gröbere Sinnliche, und durch die vielen Reichsstädte ein Hang zum Alterthümlichen und zu den steifen Formen der Vorzeit ausgebildet, welche dem Bestreben, die Fesseln des Denkens und des Sprechens zu zerbrechen, große Hindernisse in den Weg legte.

Durch die südliche Regsamkeit wurden die Bewohner des mittäglichen Deutschlands für den Anstoß leicht empfänglich gemacht, den ihnen die freie Schweiz und das aufgeregte protestantische Norddeutschland mittheilte. Ungeachtet aller Hindernisse, erwachte auch in ihnen die Liebe zur Muttersprache und zur Dichtkunst, und einmal ins Daseyn gerufen, wuchs sie durch die Lebendigkeit der verschiedenen Volksstämme bald so, daß sie sich in Wettkampf mit dem Eifer der Norddeutschen für Sprachverbesserung einlassen konnte.

Große Verdienste um die deutsche Sprache und um Verbreitung eines richtigen Geschmacks und höhern Kunstsinns hatte Anton von Klein, der durch seine Schriften, seine Vorträge und seine Kunstsammlungen auf seine Zeitgenossen einen überwiegenden Einfluß ausübte, und dessen Eifer und Wirken durch kein Hinderniß gemindert werden konnte. Oefters verkannt, oft verfolgt, behielt er stets das sich gesteckte Ziel im Auge und erreichte es endlich durch Ausdauer.

Er war im Jahre 1744 von bürgerlichen Eltern zu Molzheim im Elsaß geboren, einem kleinen Städtchen an dem Fluß Breusch, einige Meilen von Straßburg, am Fuße des Wasgauer Gebirgszuges gelegen. Es gehörte zu den mittelbaren Besitzungen des Bischofs von Straß-

burg, bis zur Zeit der französischen Revolution, welche es mit dem Departement des Niederrheins vereinigte.

Schon in Klein's früher Jugend ließ sein lebhafter Geist, seine glühende Einbildungskraft und sein Ehrgeiz, einen künftig brauchbaren Staatsbürger mit rühmlichen Eigenschaften vermuthen. Aber eben diese glücklichen natürlichen Anlagen wären beinahe die Ursache geworden, daß er dem bürgerlichen Leben ganz entzogen wäre. In seiner Vaterstadt besaßen die Jesuiten ein blühendes Collegium, das ihnen im Jahre 1580 der damalige Bischof von Straßburg, Johann von Manderscheid, einräumte. Wer kennt nicht das Bestreben der Jesuiten, die besten Köpfe ihrem Orden zuzuwenden? Versprachen ihre Schüler viel für die Zukunft, so wurde nichts verabsäumt, um sie so zeitig als möglich mit Liebe und Hochachtung für den Orden zu beseelen und als künftige Säulen desselben der menschlichen Gesellschaft zu rauben. Deshalb hatten die Jesuiten, wo es nur irgend erlaubt wurde, alle übrigen Mönchsorden und Geistliche von der Erziehung der Jugend verdrängt, um gleich die vielversprechenden Köpfe kennen zu lernen und die zarten Pflanzen zum Heil und zur Ehre des Ordens zu erziehen, oder ihnen doch eine unbegränzte Ehrfurcht für die himmlische Gesellschaft des Erlösers einzuimpfen.

Auch in Molsheim befand sich der öffentliche Jugendunterricht in den Händen der Jesuiten. In ihrem Collegium lehrten Männer von großer Gelehrsamkeit, welche ihm einen ausgebreiteten Ruf vor allen Schulen des Landes verschafft hatten. In demselben empfing Klein den ersten Unterricht und zeichnete sich durch Fleiß so aus, daß er am Schlusse jedes Schuljahres den ersten Preis gewann. Nur einmal erhielt er den zweiten Preis, weil einem Verwandten von einem Obern des Collegiums der

erste gegeben wurde. Diese Zurücksetzung beleidigte den ehrgeizigen, aufbrausenden Jüngling so sehr, daß er alle bis dahin erworbenen Preise zurückgab und den Wissenschaften ganz entsagen wollte. Nur mit Mühe und durch die dringendsten Vorstellungen konnten es seine Lehrer, Verwandten und Eltern dahin bringen, daß er wieder seine Bücher hervorholte und den Schulunterricht besuchte.

Die romantische Lage seiner Vaterstadt und ihrer Umgebungen, das Lesen der französischen Dichter und Redner, wozu ihn einer seiner Lehrer aufmunterte, erweckte in ihm den ersten Funken der Dichtkunst, der durch die steifen Formen des jesuitischen Unterrichts und der Erziehung nicht wieder ausgelöscht werden konnte, sondern in spätern Jahren zur mächtigen Flamme wurde. Schon als Schüler war ihm das Lesen der Werke aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten so zum Bedürfniß geworden, daß er jedes Mittel anwandte, sich dieses Vergnügen zu verschaffen. Statt deshalb, wie seine frommen Mitschüler, sich in theologischen Grübeleien, oder in mystischen Träumen und Anschauen, an den dazu bestimmten Stunden zu vertiefen, schlich er sich durch ein ausgehobenes Fenster in die Büchersammlung seines Lehrers und schwelgte in den Schönheiten der Dichterwerke. Ward er auch zuweilen ertappt, so kamen die auf solchen Frevel verhängten mönchischen Strafen nicht zur Ausführung, sondern verwandelten sich in leichte Verweise und Ermahnungen.

Klein's Vater war nämlich ein begüterter Mann, in dessen Hause Frohsinn und Tafelfreuden herrschten. Kein Wunder, daß die bischöflichen Höflinge und die Jesuiten, als große Liebhaber von solchem sinnlichen Vergnügen, sich hier einfanden und dann aus Dankbarkeit dem Sohne des Wohlthäters manchen Jugendstreich für gut hingehen

ließen. Ja sie zeigten die hohen geistlichen Würden als sicheres Ziel, wenn der Schüler sich nur ganz dem geistlichen Stande weihen wolle. Diese Sprache des Eigennutzes und der Schmeichelei bethörte den Vater, der, wie alle Bewohner geistlicher Staaten, kein höheres irdisches und himmlisches Glück kannte, als auf dem Bischofsstuhle zu sitzen, oder wenigstens in seiner Nähe zu stehen.

Anfänglich hatte zwar der Sohn keine Neigung zu einer sehr fesselnden Lebensart, die mit seinem feurigen Geiste, mit seinem Sinn für die Freuden der Gesellschaft und mit seiner großen Hinneigung zum weiblichen Geschlecht in gar zu grellem Widerspruch stand. Allein die immerwährenden Ermahnungen seines Vaters, die steten Einflüsterungen seines Lehrers und vorzüglich die ihm im Vertrauen gegebene Aussicht, daß alle strengen Gesetze der Enthaltsamkeit und Fleischestödtung nur den untern Classen, nicht aber den auf höhere Stufen gestellten geistlichen Herren gegeben wären, bewogen ihn endlich, in seinem 19ten Jahre zu Mainz ein Jesuit zu werden.

Der Jesuiterorden hat vier Hauptgrade, mehrere kleine Zwischengrade nicht mit gerechnet. Zu dem Vorbereitungsgrade gehören die Novizen und alle diejenigen, welche nur in Verbindung mit dem Orden leben. Sie müssen den strengsten Gehorsam in Befolgung der von den Obern und hauptsächlich vom Ordens-General erlassenen Gebote ausüben. In diesem Vorbereitungsgrade erscheinen die Herrlichkeiten des Ordens nur in matter nebelichter Ferne.

Nach vielen Prüfungen in den zwei Jahren des Noviziats, nach Offenbarung aller, auch der geheimsten Gedanken, und nach abgelegtem feierlichen Gelübde, die etwanigen künftigen Entdeckungen in dem Orden, als das tiefste Geheimniß, keinem Menschen zu offenbaren, wurde

der Noviz wirklich aufgenommen und erhielt den ersten Grad, und dabei wurde das feierliche Gelübde der Armuth, Keuschheit und des ewigen Gehorsams abgelegt, auch versprochen, ganz nach dem Sinne der Constitutionen zu leben. Der Neuaufgenommene mußte das Geld, welches er bei sich trug, an die Armen vertheilen, und über die in der profanen Welt zurückgelassenen Güter verfügen, wobei sich der Orden selten vergaß. Hatte der Jesuit einige Zeit in diesem Grade als treugehorsames Werkzeug gelebt, hatte er den größten Eifer für die Gesellschaft bewiesen und glaubten die Obern von den Kenntnissen und Fähigkeiten desselben Nutzen zu ziehen: so wurde er in den zweiten Grad des Ordens als Coadjutor aufgenommen und erhielt gewöhnlich die Priesterwürde. Doch gab es auch weltliche Coadjutoren, oder dienende Brüder. Bei der Aufnahme wurden die Gelübde des unbedingtesten Gehorsams gegen den Ordens-General von neuem abgelegt. Auch mußte der Aufgenommene auf das Recht der Erbfolge in der profanen Welt Verzicht thun und seine Güter dem Orden zur freien Willkühr und zum Besten der Armen überlassen.

Aus diesem zweiten Grade gingen nur wenige zuverlässige, treue und thätige Mitglieder in den dritten Grad über, und hießen dann Professe. Sie mußten außer dem Gehorsam und Beobachtung des Schweigens noch feierlich versprechen, keine hohen Kirchenwürden, z. B. diejenige eines Bischofs oder Cardinals, anzunehmen, wenn ihnen der Orden nicht dazu Erlaubniß gegeben hatte. Aus den Professen wurden die Obern und der General des Ordens gewählt, welche sich noch durch einen besondern Eid verpflichteten, dem Papste unbeschränkten Gehorsam zu leisten. Diese hießen dann Professen von vier Gelübden. Sie wurden nach und nach in alle

Geheimnisse des Ordens eingeweiht, deren furchtbarste für den Staatsverein diejenigen sind: daß der Zweck jedes angewandte böse Mittel heilige, hauptsächlich, wenn dadurch das Beste des Ordens beabsichtiget werde; daß der feierlichste Eid nicht binde, sobald man sich bei seiner Ablegung etwas anderes denke, als die Worte sagen u. s. w.

Es ist nicht bekannt geworden, bis zu welchem Ordensgrade Klein gestiegen sey; wahrscheinlich kam er nicht über den ersten Grad. Bald nach abgelegtem Gelübde wurde er nach Mannheim, Würzburg, Erfurt und mehreren andern Orten gesandt, um daselbst Unterricht, vorzüglich in Erlernung alter und neuer Sprachen, zu ertheilen. Er hatte sich die deutsche, französische und lateinische Sprache so zu eigen gemacht, daß er in jeder derselben lange Reden halten und Gedichte mit vielem Beifall verfertigen konnte. Schon damals fühlte er, wie rauh und holpericht noch die deutsche Sprache in dem Munde und in den Schriften des Rheinpfälzers, des Schwaben und Baiern geblieben war, während schon der protestantische Norddeutsche und zum Theil der Schweizer in den gebildeten Ständen eine Sprache besaß, welche schon einen hohen Grad der Verfeinerung angenommen hatte. Klein fühlte diesen Unterschied um so mehr, da im Elsaß, seinem Vaterlande, die feingebildete französische Sprache täglich im Umgange gebraucht wurde. Schon damals faßte er den festen Vorsatz, die deutsche Sprache auf eben den Grad der Ausbildung zu bringen, auf den sich die lateinische und französische gehoben hatten.

Wie groß sein Ansehen bei den Jesuiten gewesen seyn muß und wie viel seine Beredsamkeit ausrichten konnte, das beweiset wohl am besten der Umstand, daß er den schwärmerisch religiösen Superior des reichen und schönen Jesuitercollegiums zu Mannheim verleiten konnte, schon

im Jahre 1768 die deutsche Sprache zu einem Theil des Jugendunterrichts zu machen, und deshalb für die Ordensbibliothek die besten Schriften Deutschlands anzukaufen. Letztere waren meistens von Protestanten geschrieben. Und so brach ein Heer von Ketzerschriften in die heiligen Mauern eines Mönchordens ein, dessen Hauptzweck Ausrottung des Ketzergiftes war. Zwar ärgerten sich die alten Jesuitenlehrer darüber und suchten die Entweihung zu verhüten, indem sie das gewiß erfolgende Zurücksetzen der classischen Schriften der Griechen und Römer voraussagten. Allein Klein hatte seinen Obern so in der Gewalt, daß dieser den ihm ertheilten Wink nicht beachtete, sondern willig bedeutende Summen zum Ankauf der Bücher hergab, ja sogar dem jungen Jesuiten erlaubte, die Hof-Schaubühne Mannheims zu besuchen. Klein rechtfertigte diese Schritte durch kleine Schriften für die große Lesewelt.

Der fein gebildete und geschmeidige Jesuit Klein, von männlicher Schönheit, war auf seinen vielen Reisen der Liebling der feinen Welt. Selbst in den höchsten Kreisen kamen ihm freundliche Blicke und Wohlwollen entgegen. Vor allen gefiel er sich an dem churfürstlichen Hofe zu Mannheim. Der damalige Churfürst von der Pfalz, Karl Theodor, war ganz in den Händen der Geistlichen, die ihn späterhin in Baiern, das er im Jahre 1778 ererbt hatte, zu vielen falschen Schritten verleiteten, ihm die Liebe seiner Unterthanen raubten und seinen wohlverdienten guten Ruf bei Zeitgenossen und bei der Nachwelt schmälerten. Schon oft ist die Erfahrung gemacht, daß Regenten in den Händen der Geistlichkeit eine eben so unwürdige Rolle spielen, als die Schwächlinge und Unmündigen; selbst weit weniger ehrenvoll, wie diejenigen, welche sich in offenbarem Kampf mit den herr-

schenden Religionsgebräuchen eingelassen haben. Nur Landesväter, welche von Schwärmerei und von Verfolgung gleich weit entfernt, unbeschränkte Gewissensfreiheit in Glaubenssachen und kirchlichen Gebräuchen verstatten, werden wahre Beglücker ihres Volks und erwerben sich einen unsterblichen Namen.

Als Regent beseelte den Churfürsten von der Pfalz das unbegränzte Wohlwollen für seine Unterthanen, nur ihr Glück suchte er auf jede Art zu befördern. Aber dieses vortreffliche Streben benutzten die Geistlichen in München, um ihn zu bereden, daß durch die vorgefundenen Anstalten zur Volksaufklärung nur die hellleuchtenden Lehren der Religion verdunkelt und dadurch die armen Christenseelen um das ewige Wohl gebracht und geradezu in die Verdammniß geführt würden. Statt also die Baiern, wie es der Churfürst fest wollte, glücklich zu machen, wurden sie nun ewig unglücklich. Daraus entstanden die ungerechten Verfolgungen gegen die talentvollen Männer in Baiern, welche zum Theil in eine unvorsichtige Verbindung des Illuminaten-Ordens getreten waren.

Karl Theodor hatte eine glänzende und prachtvolle Hofhaltung. Er selbst war ein großer Kenner der schönen Künste und beförderte den Kunstsinn mehr, als es die Staatseinkünfte erlaubten. Er unterhielt große Oper- und Schauspielgesellschaften, errichtete Sammlungen für Werke der Malerei und Bildhauerkunst und verschönerte die Hauptstadt mit prächtigen Gebäuden. Natürlich wurden dadurch viele berühmte Künstler und geistreiche Köpfe hingezogen. Nie war Mannheim so blühend und glänzend gewesen, als wenige Jahre vorher, wie es aufhörte, Residenz zu seyn. Solche Vergnügen erlaubten die Geistlichen, da ja selbst die hohe Kirche Pomp und Aufwand

in die kirchlichen Gebräuche als innig verwebte Bestandtheile aufgenommen hatten.

Das schöne Mannheim am Zusammenfluß des Rhein und des Neckar wählte auch der Jesuit Klein zu seinem künftigen Aufenthalte, als er in Erfurt erfuhr, daß der Papst Clemens der Vierzehnte durch die Bulle: Dominus ac redemptor*), am 16ten August 1773 den Jesuiter-Orden aufgehoben hatte. Schon längere Zeit vorher hatten die Jesuiten den Schlag vorausgesehen und die nöthigen Maaßregeln für die künftige Lebensart, so gut es gehen wollte, ergriffen. Deshalb täuschten sich die Regenten in ihren Erwartungen sehr, große Reichthümer in den Ordenshäusern anzutreffen. Auch dauerte der Orden nach der Aufhebung immer noch in der Stille fort, bis er in unsern Tagen wieder neu ins öffentliche Leben trat. Die Mitglieder hatten von ihren Obern die Erlaubniß erhalten, das Gelübde der Armuth und der Keuschheit zu brechen, nur der Schwur, dem Orden stets gehorsam zu bleiben und seine Geheimnisse nicht zu verrathen, mußte aufs heiligste bewahrt werden.

Klein's Einfluß auf den churpfälzischen Hof war zu groß und ließ noch die nützlichsten Folgen für den Orden erwarten; deshalb durfte der gewesene Jesuit nicht das Anerbieten mehrerer geistlichen Höfe zu seiner Aufnahme und vortheilhaften Anstellung annehmen. Selbst die emsigen Bemühungen des Churfürsten von Mainz waren fruchtlos. Auch Klein's Neigungen und Gefühle stimmten mit diesen geheimen Befehlen des Ordens viel zu sehr

*) Anfangsworte des päpstlichen Aufhebungsbreve in lateinischer Sprache, die in deutscher Sprache so übersetzt werden: Unser Herr und Erlöser Jesus Christ, der als ein Friedensfürst u. s. w.

überein. Deshalb wies er alle glänzenden Versprechungen und Aussichten ab und ging nach Mannheim. Sein damals noch lebender Vater mißbilligte solche weltliche Gesinnungen sehr, aber vergebens. Ja die Freunde seines Sohnes wußten den Greis zu überreden, daß er noch eine bedeutende Summe zur ersten Einrichtung in Mannheim hergab.

Jetzt in seinem dreißigsten Jahre studirte Klein noch Rechtsgelehrsamkeit, Diplomatik und Staatswissenschaft, um bald auf einem hohen Posten zu glänzen. Aeußerer Glanz war für ihn hohes Glück. Nach Ehrenstellen geizte er sehr. Alle seine Handlungen, seine Kleidung, seine Art zu leben, waren darauf berechnet, Aufmerksamkeit zu erregen, auf Menschen einzuwirken und Neigung für ihn einzuflößen.

Bald aber fand er, daß die trocknen Lehren der Themis, die schwerfällige Sprache ihrer Schüler und die krummen Pfade der Prozeßführung sich nicht mit der feurigen Einbildung, mit dem lieblichen Spiel der Dichtung und mit dem rauschenden Vergnügen der Höfe vereinigen ließe. Auf immer verließ er die ernsten, trocknen Wissenschaften, und gab sich ganz seinem vorherrschenden Hange zu den schönen Künsten und Wissenschaften hin. Hier war er auf seiner Stelle. Bald bildete sich ein Kreis von Gelehrten und Künstlern um ihn, welche der glänzende Hof nach Mannheim gelockt und die gut besetzte Tafel in das Haus des Kunstbeschützers gebracht hatte.

Seine frühere Jugendbildung setzte ihn in den Stand, einen großen Kreis von Schülern um sich zu versammlen, denen er die Lehren der Dichtkunst und der übrigen schönen Künste vortrug. Um diese Zeit schrieb er seine ersten dramatischen Versuche ganz in französischem Ge-

schmack, und ließ sie durch seine Schüler auf Privattheatern aufführen. Auch verfertigte er ein kurzes Lehrbuch der Aesthetik und zwar in deutscher Sprache, welches als eine Merkwürdigkeit dem Churfürsten durch den Geheimen Staatsrath v. Stengel vorgelegt wurde. Karl Theodor ernannte den Verfasser zum öffentlichen Lehrer der Aesthetik und der Philosophie, und bewirkte durch diese Auszeichnung, daß sich von jetzt an die Söhne der angesehensten Familien, selbst Prinzen, in die Hörsäle des vom Hofe beschützten Mannes drängten.

Dadurch war Klein's öffentliches Leben für immer entschieden. Schon damals legte er den Grund zu seiner nachmals so berühmten Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Antiken und andern Kunstgegenständen. In derselben befanden sich zuletzt Gemälde von Lodovico Caracci, Dominico, Cignani, Schidone, Rubens, Le Sueur und andern großen Malern. Seine Kupferstichsammlung wurde eine der vollständigsten in Europa, und enthielt die vorzüglichsten Stücke vor der Schrift aus allen Schulen, und sehr seltene Handzeichnungen. Von diesen überließ er im Jahre 1807 mehrere Stücke dem Musée central des arts in Paris, weil selbst die Franzosen auf ihren Kriegeszügen und Plünderungen diese Seltenheiten nicht hatten auftreiben können. Dabei befand sich auch ein schon im Jahre 1423 angefertigter Holzschnitt, den heiligen Christoph mit dem kleinen Christus vorstellend, ein sehr seltenes Blatt, welches in den meisten großen fürstlichen Sammlungen fehlt *).

Klein scheute aber auch keine Ausgaben und keine Mühe, in den Besitz seltener Stücke zu kommen, um den

*) Heinecke Idée générale d'une collection complette d'estampes, pag. 250.

Kunstsinn seiner Schüler durch Anschauen guter Meisterwerke und seltener Kunstsachen praktisch zu bilden. Groß war der Nutzen, den diese Schule weit verbreitete. Denn nicht bloß auf die Schüler hatte sie Einfluß, sondern auch fremde Künstler und Kunstliebhaber konnten die Sammlung zu allen Tageszeiten besuchen und benutzen. War der Eigenthümer gegenwärtig, so suchte er die Anwesenden durch richtiges Urtheil auf reinen Kunstsinn zu leiten, und sie vor den mancherlei Abwegen des manirirten Styls zu bewahren. Er hatte sich, ungeachtet seiner Vorliebe zur französischen Schule, doch gehütet, in die großen Fehler derselben zu fallen. Durch sein geübtes Auge, durch sein zartes Gefühl entdeckte er schnell die Mängel in den Stücken der deutschen, niederländischen und französischen Künstler, übersah sie aber gern um der geistigen Erfindung willen, womit die beiden ersten Schulen prangen, und wodurch ihre Werke den italienischen Kunstsachen gleichkommen, oft sogar übertreffen.

Aus diesem Kunstschatz sind die ausgesuchtesten Stücke an Gemälden und Kupferstichen nicht lange vor dem Tode des Besitzers an den Großherzog von Baden verkauft, und mit der großherzoglichen Gallerie in Mannheim vereinigt worden.

So groß die Verdienste Klein's um die Ausbreitung eines richtigen Geschmacks in Betreff der bildenden Künste gewesen sind, eben so folgenreich war auch sein Bemühen, die redenden Künste, und unter ihnen vorzüglich das deutsche Schauspiel aus dem erbärmlichen Zustande seines Zeitalters zu der Höhe zu bringen, worauf damals das französische und italienische stand. Dabei trat ihm die unausgebildete Sprache und ein harter Versbau in den Weg, und beleidigte sein durch französische Meisterwerke sein gebildetes Ohr.

In Mannheim wurden, wie an allen großen Höfen Deutschlands, nur französische Schauspiele und italienische Opern auf den Hoftheatern aufgeführt. Das deutsche Schauspiel beschränkte sich nur auf elende Possen in groben Späßen und Ausdrücken der untern Volksclassen, oder in eben so jämmerlichen Darstellungen von biblischen Geschichten. Erstere auf Theatern in Scheunen, Ställen und Wirthshäusern, letztere in den Schulsälen der Hochschulen aufgeführt.

Eine Oper in deutscher Sprache zu schreiben, hielt jeder gebildete Mensch für Unsinn. Einstimmig behaupteten Sänger und Tonsetzer, es sey unerträglich, in einem großen Musikstücke die vielen zischenden und hauchenden Mitlauter und die harten zusammengesetzten Vocale der deutschen Sprache anzuhören, auch wäre die Zusammenstellung der rauhen deutschen Worte mit den zarten Tönen der Musik ganz unverträglich. Diese und mehrere andere Gründe setzte man dem deutschen Sprachlehrer Klein entgegen, wenn er mit warmem Eifer deutsches Schauspiel und deutsche Oper vertheidigte, und sich dabei auf die Versuche der Norddeutschen, vorzüglich Gellerts berief. Schon vor Gellert hatte man hier angefangen, Theaterstücke der Ausländer in die deutsche Sprache zu übertragen. So übersetzte der um Ausbildung der deutschen Sprache verdiente, aber oft verkannte Professor Gottsched zu Leipzig ums Jahr 1730 das Racinesche Trauerspiel: Iphigenia, freilich sehr holpericht und in schleppenden gereimten Alexandrinern *).

*) Die Uebersetzung ist mit folgendem Titel gedruckt worden: „Des Herrn Racine Trauerspiel Iphigenia, vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzt, nunmehro aber mit einer Vorrede und einem Auszuge aus der griechischen Iphigenia des

Um den Gegnern der deutschen Opern durch die That zu zeigen, wie beugsam die Sprache sey, bewies Klein durch die von ihm gemachten Uebersetzungen der Oper Morte di Dido des Metastasio und einiger andern italienischen und französischen Stücke. Endlich schrieb er eine deutsche Oper: Günther von Schwarzburg, ein Singspiel in drei Aufzügen, und überredete seinen Freund, den Capellmeister Holzbauer, sie in Musik zu setzen. Als sie zum ersten Mal auf dem Mannheimer Theater aufgeführt wurde, so zog diese damals unerhörte Neuigkeit eine solche Menge Fremde in die Stadt, daß die Gasthöfe sie nicht alle aufnehmen konnten. Auch über dreißig fürstliche Personen von den benachbarten Höfen sahen die erste Vorstellung an, und belohnten den Verfasser mit Lob und mit Geschenken. So gab der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt sein und seines Vaters Bildniß in die Gemäldesammlung des Klein, und ernannte die-

---

Euripides ans Licht gestellt von Johann Christoph Gottscheden, P. P. E. zu Leipzig und der königl. preußischen Soc. der Wiss. Mitgliede. Leipzig bei Bernhard Christoph Breitkopf, 1733. 120 S. 8."

Nur eine Probe daraus:

Achilles.

Prinzessin, wie ist das bei allgemeiner Noth
Die ganze Bangigkeit vor Flamme, Stahl und Tod?
Der Wüthrich, kann ich ihn auch irgend anders nennen?
Will euch durch Calchas Hand itzt schlachten und verbrennen:
Und da sich solcher Wuth mein Eifer widersetzt,
Ist seine Ruhe das, was eure Brust ergetzt!
Verstopft ihr mir den Mund? Wollt ihr ihn noch beklagen?
Entsetzt ihr euch für mir? Und wollt euch zu ihm wagen?
Ist das mein ganzer Dank? Hat meiner Liebe Macht
Prinzessin, es bei euch noch weiter nicht gebracht? u. s. w.

Dritte Handlung, sechster Auftritt.

sen zum Pfalzgrafen. Doch schmeichelhafter als alles dieses war für den Verfasser die Auszeichnung, daß sein Landesherr ihm den Titel eines Geheimen Secretairs gab, seinen Gehalt erhöhete und die Erlaubniß ertheilte, zwei Mal in der Woche in dem Cabinet des Fürsten zu erscheinen, um seine eigenen Gedichte und Schriften vorzutragen, sich mit dem Churfürsten über Kunst und Literatur zu unterhalten, und Pläne zur Ausbreitung eines guten Kunstsinnes zu entwerfen, wobei sehr oft die Unterredung sich über politische Gegenstände verbreitete.

Durch diese Auszeichnung und durch günstige Beurtheilungen der neuen Oper in auswärtigen kritischen Journalen wurde Klein's literarische Thätigkeit noch mehr angeregt. Schon im Jahre 1769 hatte er eine Schrift: über den Ursprung der Aufklärung der Pfalz und die Sammlung zur Aufmunterung des guten Geschmacks in der Pfalz drucken lassen, welche letztere in den Göttinger und andern gelehrten Anzeigen gut beurtheilt waren. Jetzt gab er die rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit in 10 Bänden von 1772 bis 1783 heraus, welche nachher unter dem Titel: pfälzisches und pfalzbaiersches Museum in 6 Bänden von 1783 bis 1790 fortgesetzt wurden. In diesen Sammlungen finden sich von Klein selbst viele Aufsätze und kritische Abhandlungen, z. B. über die Räuber von Schiller, über den deutschen Hausvater, über Rosamunde von Wieland, über Agnes Bernauerin u. a. m.

Als eifriger Anhänger der französischen Schule, konnte es nicht fehlen, daß er mit Schriftstellern im nördlichen Deutschland in heftigen Streit gerieth. Die Veranlassung gab, daß Lessing und seine Freunde das bürgerliche Trauerspiel der englischen Bühne in Deutschland

eingeführt hatten. Jener *) behauptete ganz richtig, daß zwar Fürsten und große Helden einem Bühnenstücke Pomp und Majestät geben könnten, und dadurch das Tragische in seinem Schicksal interessanter machten; daß aber darin nicht das wahre Tragische bestehe. Dieses sey eben so gut bei Personen aus den untergeordneten Ständen anzutreffen, als bei Männern auf Thronen oder an der Spitze der Heere. Dieser Behauptung verdanken wir das Meisterwerk: Emilia Galotti.

In den Augen Klein's und anderer Anhänger des französischen, römischen und griechischen Theaters waren solche Behauptungen arge Ketzerei; von mehreren wurde dagegen gestritten. Klein selbst schrieb, unter dem Namen eines rheinischen Dramaturgen, die anziehende und mit allen Waffen des Witzes und der Redekunst ausgerüstete Schrift: Ueber Lessings Meinung vom heroischen Schauspiele und über Emilia Galotti. Auch der Feldmarschall v. Ayrenhoff stand auf, und vertheidigte in einem Schreiben über Deutschlands Theaterwesen und Theater-Kunstrichterei **) den rheinischen Dramaturgen Klein und dessen Behauptungen gegen die heftigen Angriffe des bekannten Dich-

*) Lessing machte im Jahr 1777 von Wolfenbüttel aus eine Reise nach Mannheim, um das churfürstliche Hoftheater umzuschaffen, und ihm eine anständige Einrichtung zu geben. Doch Hofcabalen verhinderten das Gute, was man von ihm erwarten konnte, und zerstörten seine Schöpfungen. Mißmuthig verließ er Mannheim, und kehrte wieder nach Wolfenbüttel zurück.

**) Dieser Aufsatz findet sich im dritten Bande seiner sämmtlichen Werke nach der Ausgabe von 1789 und im zweiten Bande S. 114 nach der Ausgabe von 1803.

ters Schink *). Hat auch jetzt Lessings Urtheil obgesiegt, so bleibt doch für Klein das Verdienst, dagegen nicht mit unrühmlichen Waffen gekämpft, und Vieles zur Berichtigung dieser Meinung beigetragen zu haben.

---

*) Der Dramaturge Joh. Friedr. Schink setzte sich im Jahre 1778 dem damaligen Auffluge des Götheschen Genius entgegen. In seinem (jetzt verschollenen) Marionetten-Theater travestirte er den Götz von Berlichingen durch die Posse: Hanswurst von Salzburg mit dem hölzernen Gat. Auch gab er etwas später: Dramaturgische Monate und Fragmente heraus, welche auf eine Obergewalt in der dramaturgischen Kunst Ansprüche machten. Von Klein war er einer der heftigsten Gegner, und griff ihn mit allen Waffen des Spottes an. So findet sich in Archenholz neuer Literatur und Völkerkunde, 1787. 2ter Band S. 569 — 576 ein Gedicht von Schink, mit der Ueberschrift: Prophezeihungen für das Jahr 1784, worin eine Stelle nach allgemeiner Annahme auf Göthe und auf die gesuchte Kleidung und den weiblichen Umgang des Dichters Klein anspielt. Die Stelle ist folgende:

Fortdauern werden die Genien
Die fade Brut, der Afterlenz und Göthen
Die hier im Mondschein weint, dort frech und tollhauskühn
Auf große Fürsten sprüht, wie giftgeschwollene Kröten
Des Meuchelmordes Dolch in Bruderherzen gräbt,
Und, wie das Galgenvieh, vom Aase
Erstorbner guter Namen lebt;
Pausbackigt und mit aufgeworf'ner Nase
Von deutscher Manneskraft und deutschem Freiheitsgeist
Im deutschen Bardenhaine brüllet;
Die Einfalt alter Sitten preis't
Mit Schimpfgesang aus Frankreichs Stutzersinn
Und Modetand die Ohren uns erfüllet:
Und leicht, wie Kork, kaum Flaum ums glatte Kinn
Mehr kriecht, als geht, sich tief vor Affen bücket,
Sich kräuselt à la France, sich wie ein Mädchen schmücket,
Nach Muscus riecht, und nach Lavendel — stinkt;

In eine ähnliche Streitigkeit verwickelte ihn sein Bestreben, die deutsche Sprache zu verbessern. Schon sechs Jahrhunderte vorher hatten zur Zeit der schwäbischen Kaiser (1136 bis 1254) in Süddeutschland die schwäbischen Dichter Vieles für die deutsche Sprache gethan, indem sie die lieblichen Töne der Provenzalen und Minnesänger nachzuahmen suchten. Nur konnten sie nicht Herr des rauhen allemannischen Dialekts werden. Auch gingen die Früchte der mühsam errungenen Siege nach dem Untergange des schwäbischen Kaiserstamms größtentheils wieder verloren. Ohne diesen Umstand und bei größerer Unterstützung von den Zeitgenossen würden wir jetzt keine hochdeutsche, sondern eine oberdeutsche Büchersprache haben, auch nicht deutsch, sondern teutsch schreiben. Dafür aber hätten wir in unserer Schriftsprache Zeichen für viele Gegenstände, welche wir jetzt mit Worten, aus fremden Sprachen entlehnt, bezeichnen müssen, z. B. Hochbote, Gezug, Gantmeister, Hauptstuhl, Frevelvogt, Fundbuch, Feldflüchtig, für Ambassadeur, Appellation, Auctionator, Capital, Fiscal, Inventarium, Deserteur u. s. w. Ueberhaupt ist die oberdeutsche Mundart, im Vergleich mit der hochdeutschen, reicher, volltönender und geschmückter, letzteres durch ihre frühern Dichter geworden, und enthält viele Wörter, die sehr verdienten in die Schriftsprache Deutschlands aufgenommen zu werden. Da die letztere durch die Kirchenverbesserung Luthers sich in Nord-

---

Und, wenn ein Damenfächer winkt,
Drei Mal herum im Kreise springet
Wie ein gelernter Hund Salop und Handschuh bringet,
Sie knieend überreicht, mit Küssen fast verschlinget,
Und leckt und geckt, dabei von — deutscher Mannheit singt,
Und so — Satyren zischt! — um Klopstocks Eichkranz
ringt u. s. w.

deutschland sehr ausbildete, Oberdeutschland aber nach den Zeiten der schwäbischen Dichter keine starken Fortschritte in der Cultur machte; so mußten auch der oberdeutschen Sprache die meisten harten und rauhen Töne und Ausdrücke der frühern Jahrhunderte bleiben. Auch sie hat mehrere Dialekte, die sich in Hinsicht des Beugsamen und Gefälligen sehr unterscheiden. Weniger rauh und hart ist die Sprache der Bewohner der Rheingegenden und der Pfalz, als die Mundart der Baiern und Schweizer, aber doch immer noch weit zurück gegen das sehr ausgebildete Hochdeutsche.

Klein wünschte aus Vaterlandsliebe, vielleicht auch aus Widerspruch gegen die norddeutschen Nichtkatholiken, den Reichthum und das Gute der oberdeutschen Mundart zu retten, wenn er auch dabei nicht so weit ging, wie viele andere oberdeutsche Sprachlehrer, die entweder alle veralteten Sprachgebilde der Allemannen beibehalten wollten, oder sich Neuerungen erlaubten, ganz dem Geiste der deutschen Sprache zuwider. Zu den letztern gehörte der Akademiker Hemmer in seiner Abhandlung: Ueber die deutsche Sprache, zum Nutzen der Pfalz. 1769., gegen welche Klein selbst eine Streitschrift herausgab, und die vielen Sprachverrenkungen und Mißhandlungen verwarf.

Um die Sprachverbesserung in das Volksthum übergehen zu lassen, war Klein mit mehreren gebildeten Männern der Rheinpfalz in eine Verbindung getreten, deren Hauptzweck war, die Reinigung der Sprache von fremden Wörtern und Formen, und die Veredlung des Geschmacks unter allen Ständen des Vaterlandes schnell zu verbreiten *). Dieser Verein wurde unter dem Namen der

*) Außerhalb der Pfalz wurden diese Arbeiten sehr scharf, ob-

deutschen gelehrten Gesellschaft zu Mannheim von dem Churfürsten Karl Theodor bestätigt und zu einem Landes-Institut erhoben. Mitglieder derselben waren nicht nur ausgezeichnete Gelehrte, sondern auch Freunde der schönen Literatur und gebildete Männer aus den höhern Volksclassen. Die oberste Leitung der Geschäfte lag in den Händen Klein's. Um recht nützlich zu werden, gab er aus seinem Vermögen ansehnliche Summen her, welche als Preise auf die beste Beantwortung schwieriger Fragen, die Sprache und Literatur betreffend, ausgesetzt wurden. Die eingegangenen Preisschriften und die besten vorgelesenen Abhandlungen sammlete Klein theils in seinen vorhin erwähnten Zeitschriften, theils in einem eigenen Werke: Schriften der deutschen gelehrten Gesellschaft zu Mannheim, in 10 Bänden. Drei Bände davon enthalten einen von ihm selbst ausgearbeiteten Versuch eines allgemeinen deutschen Provinzial-Wörterbuchs. Dieses Werk verursachte ihm

---

wohl nicht immer unrichtig, beurtheilt. So findet sich in den Briefen zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johannes von Müller, herausgegeben von Wilhelm Körte, Zürich 1806. Bnd. 1. S. 374. folgendes Schreiben von Heinse an Gleim, Düsseldorf, den 6ten Februar 1778:

„Richtig und sicher ist, daß der deutschen Literatur auch in der Pfalz kein günstig Gestirn leuchtet. Zu Mannheim kommen jetzt rheinische Beiträge alle Monate heraus, gleichsam als Merkur und Museum, bei deren Anblick einem das Brechen ankömmt. Die Leute schreiben wie Knaben, und suchen Ruhm wie Kinder. Und dieß geschieht unter den Augen des Ministeriums; und Gott sey bei uns! wie zur Ehre von Land und Leuten. — — Das herrliche Orchester, die großen Virtuosen, die göttlichen Sängerinnen, von Natur und Zufall entstanden, liegen gewissermaßen brach, kein Dichter studirt sie und bringt sie ins wahre Leben.“ —

viele Mühe, da er dazu beinahe gar keine Vorarbeiten fand und Alles selbst zusammentragen und ordnen mußte. Die spätern Verfertiger solcher Wörterbücher haben die Kleinsche Arbeit trefflich benutzt.

Er hielt gute Uebersetzungen von ausländischen classischen Schriften für das beste Mittel, die deutsche Sprache biegsamer und reicher in Ausdrücken und Wendungen zu machen. Deshalb setzte er auf gute Uebersetzungen ansehnliche Preise, welche nach dem Urtheil der deutschen Gesellschaft vertheilt wurden. So war für die beste Uebersetzung von Torquato Tasso's großem Gedichte: la Gerusalemme liberata, ein Preis von 500 Thaler Gold ausgesetzt worden, den der gefühlvolle Dichter Heinse gewann. Dieses Gedicht mit der gegenüberstehenden Uebersetzung in Prosa kam unter dem Titel heraus: Das befreiete Jerusalem von Torquato Tasso, in 4 Bänden mit Kupfern. Mannheim 1781. Im Verlage der Herausgeber der ausländischen schönen Geister (??) *).

Alle diese Arbeiten beschäftigten Klein sehr. Aber damit nicht zufrieden, veranstaltete er um das Jahr 1780

*) Am Schluß des 4ten Bandes steht folgende Nachschrift von Klein: „Mit dem wärmsten Eifer für mein deutsches Vaterland setzte ich den beträchtlichen Preis auf die beste Uebersetzung dieses Gedichtes. Heinzens Werk liefere ich als die beste unter der Menge Versuchen, die mir sind eingeschickt worden. Wenn die Urtheile, die gefällt werden sollen, aus diesem Gesichtspunct und aus jenem des Uebersetzers, als eines berühmten deutschen Schriftstellers, gefällt werden, so entscheiden sie vieles über den Geschmack in Deutschland überhaupt, über unsre Uebersetzungsfähigkeiten und selbst über den Reichthum, die Biegsamkeit und die gegenwärtige Erhöhungsstufe unserer Sprache.

Professor Klein."

die bekannte Mannheimer Ausgabe der lateinischen Classiker. Um darin jeden Druckfehler zu vermeiden, sah er die Aushängebogen selbst durch und hing sie hernach zur Prüfung öffentlich aus. Wer dann noch Druckfehler auffinden konnte, erhielt für jeden einen Dukaten Belohnung. Deshalb ist diese Ausgabe so fehlerfrei geworden und gehört noch immer zu den besten, die wir besitzen. Schon das Aeußere derselben, ihr gutes Papier und ihr deutlicher Druck empfiehlt sie sehr.

Klein war nicht bloß Sprachkünstler oder Sprachgesetzgeber, sondern auch Dichter. Schon im Anfange seines Schriftsteller-Lebens, vor dem Jahre 1770, hatte er einen Band kleiner Gedichte drucken lassen. Die besten darunter sind: eine Ode an den Tag, der Tempel der Liebe und Franklin's Empfindungen bei einem Blicke in die Natur. Aus diesen gereimten Versuchen tritt ein kräftiger Geist hervor, der wie ein eingekerkerter Vogel im Erstgenuß der errungenen süßen Freiheit nicht bedächtig und dem Zweck angemessen die Flügel schwingt, sondern bald hier, bald dorthin kreiset, um glänzende, stark ins Auge fallende Blumen und Früchte zu naschen.

Als schon eine Zeitlang es Jedermann in Preußen und Sachsen erlaubt war, sich frei über alle Gegenstände des Glaubens und Wissens auszusprechen, da war noch der Mund der Süddeutschen durch Unduldsamkeit der Geistlichen und Argwohn der Fürsten verschlossen. Selbst in freundschaftlichen Kreisen ganz gewöhnliche Gedanken über Volksthum und Volksglaube sich auszulassen, konnte große Gefahr, Kerker und Verbannung bewirken. Erst nach Aufhebung des Jesuiter-Ordens und nachdem die von ihm ausgegangenen heimlichen Einflüsterungen allmählig aufhörten, erst dann erhielten einzelne Länder mehr

Sprech- und Schreibfreiheit, welche sich jetzt überall so glänzend verbreitet haben. Die größere Regsamkeit der Süddeutschen trieb die Dichter bei ihrem ersten unverhinderten Gebrauch der Kräfte weit über die Linie des Zarten hinweg. Die stärksten Ausdrücke wurden gewählt, die Bilder mit harten Umrissen gezeichnet und die Personen mit ungewöhnlichen kräftigen Charakterzügen dargestellt. Man erinnere sich nur der Räuber des großen Schiller, der Fürstengruft des Schubart auf Hohenasperg und der Lieder des Haschka in Wien. Erst wenn dieser aufbrausende Freiheitssturm besänftigt ist, erscheinen die lieblichen Gebilde und die unsterblichen Gesänge großer Dichter.

Auch Klein's frühere poetische Versuche tragen die erwähnten Fehler an sich. Nur einige Strophen aus seinem besten Gedichte, Franklin's Empfindungen, das er im Jahre 1783 dem Professor Eckert, als eine Uebersetzung aus dem Englischen des Doctor Franklin, mittheilte. Eckert hielt diese Angabe für richtig und schrieb dazu sehr lobpreisende Anmerkungen.

Wer leiht, Uran, in jenen Fernen
Das Lichtkleid dir?
Einst nehm' ich dich mit höhern Sternen *)
Zur Krone mir.

*) Eckert fügt hier folgende Anmerkung bei: „Welch ein herrlicher Schmuck, der tausend Morgensterne überschimmert. Aber die Größe der künftigen Erhöhung und der schon jetzt in ihm liegenden Kraft, zeigt sich vorzüglich dadurch, daß er einst über diese glänzenden Meisterstücke der Schöpfung, wie über sein Eigenthum schalten wird." Schon zu Anfange des Gedichts sagt Eckert: „Auf den Flügeln der Begeisterung ergreift der Dichter unsere Einbildungskraft; hebt sie in Höhen, senkt sie in Tiefen, deren Abstand das Unendliche ist; zeigt

Ein Schritt: zehntausend Sonnenreisen
Sieh höher mich!
Die Hülle fällt: aus Engelkreisen
Erblick' ich dich!

Ein Sandkorn: Würmchen sterben:
Ihr Weltbau kreis't;
Vielleicht steigt, Sonnen zu verderben,
Ein Würmchengeist.

Gott! Nimm den Himmel in die Rechte,
Biet' ihn zum Lohn!
Zur Linken laß dem freien Knechte
Die Hölle droh'n!

Aus seiner Brust verborgensten Gewinden
Flammt sein Entschluß!
Grab, Himmel, Höllen schwinden
Dem Liebeskuß. u. s. w.

So wie Klein's Geschmack sich verfeinerte, so vermied er die wilden Ausbrüche der Einbildungskraft und betrat die Gefilde der wahren Dichtkunst. Auch aus den spätern Gedichten einige Proben. In der 1797 angefertigten Ode: An den Erzherzog Karl, dessen große Siege den Dichter begeisterten, kommen folgende Strophen vor:

---

ihr das Heiligste, Mächtigste und Unermeßlichste im kleinen Unsichtbaren und Unübersehbaren der Natur. Mit wenigen Versen sind oft die erhabensten Gegenstände erschöpft. Neuheit der Darstellung und die kräftigste und treffendste unter Millionen möglichen, ist der Dichtkunst und jeder Kunst höchstes Ziel. — — — In der Stärke der Darstellung hat der Verfasser dieses Gedichts sein Verdienst. Diese wenigen Strophen verbreiten sich über eine Menge Gegenstände." u. s. w. In diesem Tone sind alle Anmerkungen geschrieben.

— — — —

Wohin schwand, Franke! deiner Triumphe Stolz?
Vor wem sah deine Schaaren Europa flieh'n?
Wem sinken Vesten? weichen Ströme?
Ebnen sich hundert umthürmte Lager?

Warum hebt jubelnd Mönus sein Haupt empor,
Bringt frei Ungariens Aerndten Danubius;
Staunt, bebend, an des Rheins erstummtem
Ufer dem Adlerschwung Argentina?

Warum entfliehen nicht mehr Verzweifelnde,
Nicht Mütter mehr, am Busen die Säuglinge,
Und durch die eh'rne Noth getrennte
Gatten und Brüder aus hundert Städten?

Warum verscheucht in grausender Mitternacht
Des Feindes Donner euere Ruhe nicht,
Ihr Millionen? Frei und innig
Ruft ihr den Völkern: Wir sind noch Deutsche.

Triumph dem Retter! Herzen glüh'n, seines Ruhms
Denkmähler, flamm' ein Dankaltar, Vaterland!
Ihm lächelt jeder Strahl entwölkter
Stirnen; ihn preisen der Fremde Thränen!

Wie weit geordneter erscheint in dieser Ode nicht schon Gedanke und Bild, als in dem zuerst gegebenen Bruchstück aus dem Gedichte: Franklins Empfindungen. Doch nicht immer singt der Dichter in Odenflug. Auch in kleinen gefälligen Liedern hat er und vielleicht mehr zu seinem Vortheil sich versucht. Auch davon einige Proben.

Die Wissenschaft des Lebens.

— — — — —

Nicht Bonzen, nicht Despoten fröhnen
Nicht weigern doch was Rechtens ist;
Empfinden bei der Muse Tönen,
Was Pflanze, Thier und Pöbel mißt;

An Glückeswechsel sich gewöhnen,
Gebieten eigner Leidenschaft;
Den Mann beim Steckenpferd nicht höhnen,
Und milde seyn aus Geisteskraft;

Des Bruders Blumenbahn verschönen,
Ihn leiten, wallt er zweifelhaft;
Im Harm erfreu'n, im Zwist versöhnen,
Dieß ist des Lebens Wissenschaft.

Ein Esel sprach, im Hochgefühl zu weiden
Zu einem Baum, den junge Blüthen kleiden:
Wozu denn dieser Blumen Zier?
Ja wenn du Disteln trügst, und neigtest deine Aeste
Zum Munde hungeriger Gäste,
Da brächtest du auch Nutzen hier.
O spräche doch, wie dieser Waldphilister
Nie eine Facultät, nie ein Finanzminister.

Gieb mir zum Amt Verstand, o Zeus, bat Schädelleer;
Zeus gab ihm einen Secretär.

Aus diesen wenigen Proben werden die Leser hinlänglich die Manier und den Styl des Dichters beurtheilen können, daß darüber nichts weiteres zu sagen nöthig seyn wird.

Sein größtes Gedicht ist Athenor, ein heroisch komisches Gedicht in 16 Gesängen. An demselben hatte er lange Zeit mit dem ausdauerndsten Fleiße gearbeitet, um falsche Reime, Mangel an Cäsur, Versetzen der Worte, Flickwörter, Härten, Sprachfehler und andere dergleichen Mängel zu vermeiden. Der Plan des Gedichts ist im Ganzen gut erfunden und nur in einzelnen Stellen zu künstlich verwickelt. Das Gedicht hat vier Auflagen er-

lebt und ist von den meisten kritischen Richtern günstig beurtheilt worden, z. B. in der oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung, 1807. Nro 85; in dem Freimüthigen, 1809. Nro. 53; in Millin's Magasin encyclopédique, 1805. Tome VI. Novembre und in andern mehr. Auch durch Privatschreiben erkannten große Gelehrte den Werth desselben an. So urtheilt Villers: J'ai vu par le fait, Monsieur, et confirmé par votre propre exemple, ce que vous me fites l'honneur de me dire chez vous à Manheim: „Que la rime étoit une source inépuisable de beautés pour le langage poëtique." — — — — Gleich schmeichelhaft schrieben der Dichter der Urania, Tiedge, der blinde Pfeffel und andere ausgezeichnete Männer.

Indessen gab es auch Kunstrichter, welche entweder den Streit mit Lessing nicht vergessen hatten, oder persönliche Feinde von Klein waren. Diese urtheilten über das Gedicht sehr hart. In der Jenaer Literatur-Zeitung wird behauptet: „Athenor würde entstanden seyn, wenn man Wieland's Verse in einer Hexenpfanne an einem gelinden Feuer so lange geschmort hätte, bis zu völliger Verrauchung alles naturellen Geistes, aller Anmuth und Heiterkeit, mit allen übrigen lebendigen Eigenschaften."

Wahr ist es, daß sich Klein in diesem Gedichte sehr der Wielandschen Manier, vorzüglich in dessen Oberon, nähert. Das macht aber der Inhalt des Gedichtes nothwendig. Indessen wird Jeder auf den ersten Blick finden, daß die Aehnlichkeiten nur zufällig sind. Auch gereicht eine Vergleichung solcher Stellen dem Athenor nicht zum Nachtheil. Zur Probe hier nur eine Parallel-Stelle aus beiden Gedichten:

Kaum hat er athemlos den letzten Tritt erstiegen,
So stellt ein Paradies sich seinen Augen dar:
Und vor ihm steht ein Mann von edlen ernsten Zügen,
Mit langem weißen Bart und silberweißem Haar.
Ein breiter Gürtel schließt des braunen Rockes Falten,
Und an dem Gürtel hängt ein langer Rosenkranz.
Bei diesem Ansehn war's, an solchem Orte, ganz
Natürlich, ihn sogleich für was er war zu halten.

Wieland's Oberon.

Ein Stern erhellet schon des Jünglinges Geschick.
Die Thüre flieget auf. Ihm schwebet vor dem Blick
Die edelste Gestalt. In die verdünnten Haare
Verstreut sich schon der Schnee der Jahre;
Die Stirn, worauf die Würde ruht,
Das Aug', in dem des Herzens sanfte Glut
Den Freund verbürgt, die Huld, die auf dem Munde thront,
Die Thräne, die das Herz des Redlichen belohnt,
Versprechen Athenorn, was er
Seit Liebe ihn betrog, nicht mehr
Auch nur im Traum zu hoffen wagte:
Der Seele Nebel schwand; es tagte.

Klein's Athenor.

Wer findet nicht sogleich, daß jeder Dichter einen und denselben Gegenstand auf seine ihm eigenthümliche Art behandelt habe? Deshalb ist auch nicht so leicht zu entscheiden, wem der Vorzug gebühre; doch werden sich wohl die meisten Leser für Wieland erklären.

Jetzt noch eine kurze Stelle aus Athenor, um den Versbau des Dichters kennen zu lernen:

Zum Sclaven macht den Reim! Er fröhne dem Verstande
Und schmeichle sanft dem Ohr! Er sey nicht eure Qual —
Ein Goldschatz dem Gedicht! So bringet ein Canal,
Den Schleus' und Ufer zähmt, den Ueberfluß dem Lande *)

*) Ein berühmter französischer Dichter, Villers, hat diese vier Verse in die lateinische Sprache übergetragen:

Der Sprache Reinheit ehrt! Ein Schwung der sie verhöhnt,
Wird vom Genientroß, nicht von Apoll gekrönt.
Durchbricht der wilde Vers der Sprache heil'ge Schranken,
So sinken weit vom Ziel die edelsten Gedanken.

Daß euren Tönen nie des Abschnitts Pause fehle!
Dem Lesermund entgleiten sie,
Ein leichtes Spiel der Harmonie,
Musik dem Ohr und Bild der Seele! u. s. w.

Diese Stellen sind absichtlich gewählt, weil darin Regeln angegeben werden, welche der Dichter selbst zu befolgen suchte. Mit der größten Strenge verfuhr er gegen seine Arbeiten, immer war er bemüht, alle Flecken darin zu vertilgen, und seine größeren so wie die kleinsten Gedichte möglichst vollkommen darzustellen. Deshalb mußten auch seine Tadler ihm in vielen Dingen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein Berliner Journalist, der die literarischen Arbeiten Klein's herabsetzt, gesteht ihm doch satyrisches Talent zu; ein anderer Beurtheiler kann nicht leugnen, daß der Dichter Anlagen zum hohen Lyri-

---

Rhythmus, uti servus, rationis jussa sequatur
Titilletque aures, nec vatem torqueat, aurum
Musis sponte ferens; sic ubere pressus in alveo
Pingues amnis agros felicibus alluit undis.

Auch hat man von demselben Manne eine französische Umschreibung.

Tu parles! à la voix, favori d'Apollon
La rime est asservie au joug de la raison,
Et loin de l'enchaîner, loin d'être son supplice,
De mon oreille avide elle fait le délice.
Vrai trésor! ... C'est ainsi qu'un fleuve libéral
Heureusement pressé dans son riant canal,
La Seine orne, enrichit de son onde fertile
Les jardins et les champs du rival de Virgile.

schen habe, und ein dritter behauptet, das Hauptverdienst bestehe in Charakter- und Naturschilderungen.

Allen Tadel, verdient oder unverdient, hat der Dichter nie beantwortet. Er überließ es der Nachwelt, ihm den gebührenden Platz in den Dichterreihen anzuweisen, und hielt die Zeit für unnütz verschwendet, welche auf erfolglose Widerlegungen und vergebliche Belehrungen solcher ergrimmten Richter angewendet werde, die meistens nur um das tägliche Brodt arbeiteten, und deren Recensionen schon oft ganz vergessen wären, wenn die berichtigende Antwort erschiene. Klein selbst wünschte sehr, eine ausführliche, wahre Beurtheilung seines Athenors zu lesen, und setzte dafür einen ansehnlichen Preis aus. Aber keine Preisschrift wurde eingesandt.

Durch seine Schriften und durch seine Beurtheilungen mehrerer damals erschienenen Werke hatte er viel Aufsehen, aber auch sich viele Feinde gemacht. Geistliche konnten es ihm nicht verzeihen, daß er, der früher durch ihre Unterstützung sich emporgeschwungen hätte, jetzt ihre Sache verlasse, und Aufklärung und Kunstsinn thätig verbreite. Am churfürstlichen Hofe zu München verbanden sie sich mit den kleinen Geistern, die gewöhnlich das Treiben und Thun der Gelehrten geringschätzen, hier aber zum Theil durch Klein's witzige Urtheile sich für beleidigt und lächerlich gemacht hielten, oder wenigstens in seinen Gedichten nicht genug gelobt waren.

In froher, traulicher Gesellschaft dem offenen und kein Arges ahnenden Dichter entlockte Bemerkungen und Aeußerungen wurden öfters vergrößert, durch heimliche Späher an die Behörden gebracht, und ihm dadurch manche bittere Stunde erweckt. Damals war in Baiern jeder schöne Geist verdächtig, jeder Vernachlässiger des Rosenkranzes strafwürdig, und wer frohe Gesellschaften

besuchte oder annahm, ein heimlicher Illuminat. Welcher Geist damals das churfürstliche Cabinet beseelte, lernt man am besten aus der Cabinets-Ordre vom 6ten December 1785 kennen: „Man nimmt höchster Orten wahr, daß man sich an die Bellettristische Schreibart auch bei den Canzelei- und Gerichtsstellen je länger je mehr gewöhnt, und nach solcher z. E. die Worte Carl und Churfürst mit dem Anfangsbuchstaben K, auch die lateinischen und vom Lateinischen abstammenden Wörter nur mit deutschen Buchstaben, wie z. E. Excepzion, Exekuzion statt exception, execution zu schreiben pflegt. Gleich wie aber Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeiten an diesen und dergleichen affectirten Neuerungen keinen Gefallen finden, so hat man davon abzustehen, und sich hinfüro an den gewöhnlichen Canzelley- und Gerichts Stylum zu halten *)."

Es läßt sich leicht erwarten, in welche bedenkliche Verhältnisse bei solchen Cabinetsbefehlen ein Professor der deutschen Sprache kommen mußte, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, Sprachreinheit und richtigen Ausdruck in seiner Muttersprache zu verbreiten suchte. Dabei bewies er nicht immer die größte Vorsicht, sich auf

*) Ein ähnlicher Befehl erging im Jahr 1813 zu Cassel an die damaligen obern Staatsbehörden. Die Franzosen waren auf den im stillen wirksamen deutschen Tugend-Bund aufmerksam geworden, und fürchteten ihn. Am Hofe des Königs von Westphalen glaubte man, alle Eingeweihete ließen auf der Kehle unter dem Kinn die Haare wachsen. Deshalb erhielten die Directoren, Inspectoren, Divisions- und Büreauchefs den geheimen Auftrag, genau Acht zu geben, wer von den Angestellten und Schreibern lange Kehlhaare unter dem Halstuche verberge, einen solchen Menschen stets zu beobachten, und beim geringsten Verdacht Anzeige zu machen. Die vernünftigen Vorgesetzten warnten ihre Untergebenen, und die schönen Kehlhaare verschwanden in einigen Tagen.

die wohlwollenden Gesinnungen seines Churfürsten gegen ihn verlassend. In seinem Hause fand jeder durch Kenntnisse gebildete Mensch, ohne Rücksicht auf dessen Glaubensbekenntniß zu nehmen, die freundschaftlichste Behandlung. In den rheinischen Beiträgen, in dem pfalzbaierschen Museum und in den Schriften der deutschen Gesellschaft wurden gut geschriebene Werke der Ketzer unpartheiisch beurtheilt, und der große Unsinn der Verfinsterer und Zeloten getadelt. Solche auffallende Schritte von einem ehemaligen Schüler Ignatz's mußten die heiligen Eiferer in München empören, und sie boten Alles auf, um den frommen Karl Theodor ganz gegen den Professor Klein einzunehmen. Lange Zeit widerstand der edle und gütige Churfürst, als aber Klein einen ansehnlichen Preis auf die beste Lebensbeschreibung des Erzketzers Luther ausgesetzt hatte, da wurde dieser Schritt als die empörendste Ketzerei und verdammungswürdige Gottesverleugnung dargestellt, und das dem Churfürsten so oft gesagt, bis dieser endlich das Verfahren mißbilligte. Durch den Secretär des Cabinetsministers erhielt Klein folgendes Handschreiben:

„Seiner churfürstlichen Durchlauchtigkeiten ist es seltsam vorgekommen, daß von der deutschen Gesellschaft zu Mannheim auf die beste Lebensbeschreibung des Dr. Luther ein Preis bestimmt worden. Ew. Wohlgeboren belieben hierüber mit Wenigem die Auskunft zu geben, damit des Herrn Ministers Excellenz höchsten Ortes solches hinterlegen können."

Alle diese Verfolgungen und Kränkungen ertrug Klein mit äußerer Ruhe, und ging still und ohne sich stören zu lassen, seinen gewohnten Gang unverdrossen fort, so tief auch dadurch das Herz des feinfühlenden und empfindlichen Mannes verwundet wurde. Noch von einer an-

dern Seite her erfuhr er viele Kränkung und Feindschaft. Es ist schon erzählt worden, daß er als Jesuit eine große Liebe zum Theaterwesen äußerte, und die erste deutsche Oper für die Mannheimer Bühne geschrieben habe. Diese Liebe verließ ihn nicht bei seinem Eintritt in den öffentlichen Geschäftskreis. Seine meistens anonym herausgegebenen kleinen Aufsätze über Bühnenstücke und ihre öffentliche Darstellung, über die dabei begangenen Fehler und über die von guten Schauspielern meisterhaft ausgeführten Rollen beweisen die große Theilnahme Klein's an allem, was das deutsche Schauspiel betrifft, erweckten ihm aber auch viele Feinde. Ein Theil der Aufsätze erschien im Jahre 1809 unter dem Titel: Ritter v. Klein's dramaturgische Schriften. Die Herausgabe des 2ten Theils verhinderte der Tod des Verfassers. Darin sollten mehrere Stücke von Schiller beurtheilt, auch ein Gedicht des Klein: Die Götter Griechenlands, im Gegensatz des bekannten Schillerschen Gedichts abgedruckt werden.

Mit Schiller war Klein in den engsten Freundschaftsbund getreten. Ersterer war, so lange er als Theaterdichter in Mannheim lebte *), der tägliche Hausfreund Klein's, und wurde durch dessen Aufmunterung bewogen, seinen Don Carlos in Jamben zu schreiben. Anfänglich sollte dieses Trauerspiel in eben der Manier erscheinen, wie die Räuber, die im Jahre 1780 zum ersten Mal nach der Handschrift mit dem glänzendsten Erfolg in Mannheim aufgeführt waren. Klein ermunterte den Verfasser des Don Carlos, dazu die metrische Schreibart nach dem Beispiele der Griechen, Römer und

*) In den Jahren 1782 bis 1785. Magaz. d. Biograph. Heft VI. S. 342 — 355.

Franzosen zu wählen, und um den Wetteifer rege zu machen, arbeitete er selbst an einem Trauerspiel in Jamben, den Kaiser Rudolph von Habsburg, in fünf Aufzügen. Es erschien im Jahre 1787 und hat vier Auflagen erlebt. Seit dieser Zeit hat Schiller alle seine Theaterstücke in gebundener Schreibart verfertigt.

Um diese Zeit erreichte die Mannheimer Bühne ihren höchsten Glanz. Es war die Zeit Iffands, dessen große Talente von der ersten Anstellung im Jahre 1779 an die Bühne, die aufgeführten Stücke und ihre Verfasser verherrlichte. Durch sein Spiel in den Räubern als Franz Moor erhielt das Stück und mit ihm Schiller großen Ruf in ganz Deutschland. Iffland selbst schrieb in Mannheim mehrere gelungene Schauspiele, darunter die noch jetzt beliebten: die Jäger, die Mündel, Verbrechen aus Ehrsucht *). Anfänglich herrschte zwischen Iffland und Klein das beste Einverständniß. Es wurde aber dadurch unterbrochen, daß Iffland und einige andere der besten Schauspieler den Professor Klein gebeten hatten, ihre Aufnahme zur Mitgliedschaft der deutschen gelehrten Gesellschaft vorzuschlagen. Dies geschahe zwar, aber die Aufnahme ward auf eine höchst beleidigende Art verweigert. Die deutsche Gesellschaft, so lautete die Antwort, könne nie ein Mitglied in ihre Mitte aufnehmen, dessen Person der höhnenden Laune einer unstäten, veränderlichen, oft unwissenden Menge ausgesetzt sey, indem die persönliche Herabwürdigung eines Mitgliedes, wäre sie auch durch Leidenschaft oder Partheigeist veranlaßt, die Gesellschaft selbst treffen würde.

War auch damals der Stand des Schauspielers noch nicht so geachtet, wie jetzt, da er durch einen Iffland,

*) Magaz. d. Biograph. Heft II. S. 309 — 313.

Fleck, Schröder, Eßlair und andere große Künstler hoch gehoben ist; so durfte man sich schon damals nicht eine solche verächtliche Sprache gegen geschätzte Mitglieder eines stehenden Hoftheaters erlauben, und sie wie herumziehende Schauspieler einer elenden, schmutzigen Gesellschaft behandeln. Vorzüglich für Iffland war dieses Verfahren sehr beleidigend. Auch der damalige Intendant des Theaters, der feingebildete Freiherr Wilh. Heribert v. Dalberg, nachher Präsident der deutschen Gesellschaft in Mannheim *), mißbilligte dieß Benehmen derselben. Allgemein glaubte man, Klein sey die Ursache, wenigstens habe er, der vielvermögende, beständige Geschäftsverweser der Gesellschaft, das Ansuchen der Schauspieler nicht gehörig unterstützt, und statt ein herrschendes Vorurtheil kräftig zu bekämpfen, es im Geheimen genährt und verstärkt.

Die Folge davon war, daß man die Aufführung des Trauerspiels: Kaiser Rudolph, wozu die Rollen schon vertheilt waren, aussetzte, und daß durch Theater-Verbindungen an vielen Orten Deutschlands Feinde und Verfolger gegen Klein aufstanden. Zu seinem Troste machte sein Trauerspiel auf den bedeutenden Bühnen zu Hamburg und Wien großen Eindruck, und wurde in mehreren Recensionen sehr gelobt. So sagt der Beurtheiler desselben im 3ten Hefte der Berliner Annalen des Theaters, vom Jahre 1789, S. 100 u. f. „Deutschland hat durch dieses Stück im hohen Tragischen ein Werk erhalten, welches den Beifall des Publicums verdient. — — Mitten durch diese Wildniß (es ist von dem Verfall des Theaters die Rede) hat sich Herr von Klein eine Bahn

*) Er starb am 27sten December 1806 im fünf und achtzigsten Jahre seines Lebens.

gebrochen, indem er dem Publicum seinen Rudolph von Habsburg gab." u. s. w. Zu Mannheim selbst ist das Stück erst vor einigen Jahren auf die Bühne gebracht, machte aber durch Fehler der Darstellung nicht den erwarteten Eindruck. Deshalb war der Beifall auch nicht allgemein, sondern wurde mit Aeußerungen des Mißfallens gemischt.

In Mannheim hatte Klein viele Widersacher, die ihn schonungslos behandelten, oft ohne allen Grund. Dadurch entstanden mancherlei scherzhafte Auftritte. Er schrieb, ohne sich zu nennen, ein Tagebuch der Mannheimer Bühne, und Beurtheilungen der damals in Deutschland erschienenen Schauspiele. So lange man den Verfasser nicht kannte, wurden seine Urtheile, Kenntnisse und sein Sinn für das Schöne und Erhabene ihm als Musterbilder vorgehalten. Nachher fand man alles dieses seicht, gemein und unedel. Auch Kaiser Rudolph war zuerst anonym erschienen, und von Klein, als dem Verfasser des Tagebuchs, beurtheilt worden. Da mußte er sich oft vorwerfen lassen, daß er weder Gefühl für das Erhabene, noch Sinn für das Schöne in diesem Meisterwerk bewiesen habe. Aber groß war das Erstaunen, als man nachher erfuhr, der Verfasser des Tagebuchs und des Trauerspiels sey eine Person. Gleiches Schicksal hatten seine kleinen Gedichte. Hielt man sie für ein Product eines berühmten lebenden Dichters, so wurden sie allenthalben mit Begeisterung declamirt und bewundert. Sobald aber durch den Druck der wahre Name des Verfassers bekannt wurde, so verstummte sogleich das so reichlich gespendete Lob.

Alle die Widerwärtigkeiten mit den Mannheimer Schauspielern verleideten Klein so den Geschmack an Theaterdichtungen, daß er mehrere schon gemachte Entwürfe

zu neuen Trauerspielen liegen ließ, und nicht mehr für die Bühne arbeiten wollte. Hat die Kritik auch mit Recht Vieles an dem Rudolph von Habsburg zu tadeln, so konnte sie doch von dem Verfasser erwarten, daß er in seinen spätern Stücken die begangenen Fehler gegen wahre Schönheit, und gegen die Wirkung auf der Bühne vermeiden würde, wie sein Freund Schiller es auch gemacht hatte. Doch würde Jener wohl diesen weit voraus Geeilten nie wieder eingeholt haben.

Statt die Bretterwelt mit neuen Stücken zu bereichern, machte Klein den Entwurf, allen verstorbenen, durch That und Geisteskraft ausgezeichneten Deutschen ein Denkmal zu setzen, und ihren Charakter, ihren Geist und ihr Leben in einem großen Werke darzustellen. Zur Theilnahme wurden alle guten Schriftsteller Deutschlands eingeladen, auch beträchtliche Preise auf die besten Lebensbeschreibungen ausgesetzt. Am Schluß der Ankündigung dieses Werks sagt Klein: „Genius unsres Vaterlandes! hauche dem Künstler und Schriftsteller den Geist des Mannes ein, dessen Bild er der Welt geben will. Laß auf sein schöpferisches: Werde! die erhabenen Väter wieder aufleben, daß sie dastehen vor unsern Zeiten, und ihr belebender Athem in die Welt wehe, und die Enkel zu Thaten entflamme!"

Von diesem Werke: Leben großer Deutschen, sind bis zu Klein's Tode fünf Bände erschienen. Die meisten Aufsätze kommen aus Klein's Feder. Eine der besten Lebensbeschreibungen ist diejenige des Maler Rubens, die er anfänglich, ohne sich zu nennen, herausgab. Eine geraume Zeit hindurch wußte man nicht, ob sie ein Gelehrter oder ein Künstler geschrieben habe; für jenen waren darin zu tiefe Kenntnisse von dem Innern der Kunst, für diesen schien die Schreibart zu rein und glän-

zend zu seyn. Um eine Probe von der Behandlung und dem Styl des Verfassers zu geben, mag hier folgende Stelle daraus stehen.

„Welch ein Bild! Welch eine Dichtung! Welch ein einziger Gedanke: Mars zwischen dem sich anschmiegenden, zarten, weichen, blendenden Körper der Liebesgöttin, mit dem sanftfliegenden, blondlockigten Haare, mit dem Traurigkeit, Liebe und Zärtlichkeit schmachtenden Antlitze und der gräßlichsten der Höllenfurien mit der eisernen Stirne, dem morddrohenden Blicke, den fürchterlich in die Wolken hin gesträubten Haaren, den verzerrten Wangen und dem brüllenden Rachen! — Wie viel Maler versuchten nicht, eine Schilderung von der Versöhnung der Sabiner zu geben? Auch Rubens bearbeitete diesen Gegenstand. Welche Gruppen von männlichen und weiblichen Figuren! Von zärtlichen Gattinnen und wilden Kriegern? Mit gerungenen Händen, lautweinend und jammernd, und Schonung flehend drängen sich die edeln Sabinerinnen zwischen die Rache schnaubenden Krieger: sie werfen sich auf ihr Angesicht, umschlingen die Füße der Pferde und beschwören das Mitleid der grausamen Würger; andere dringen zwischen Lanzen und Schwerdter in die Arme, an die Brust ihrer erzürnten Väter und Brüder; andere pressen mit weggewandtem Angesicht ihre Kinder in dem Mutterarm, oder halten sie empor, und der Mordstahl entfällt dem gerührten Soldaten."

„Geistige, erhabene Gedanken, doch sind sie alle von der Art, daß sie vielleicht keinem guten Talente, welches die Geschichte und den Gegenstand durchdenkt, entschlüpfen würden. Es kommt nur auf gute Anordnung der Gruppen, auf richtige Vertheilung des Lichts und Schattens, und den lebendigen Ausdruck in den Gesichtern an,

um eine glückliche, tadelfreie und ganz vortreffliche Composition von diesem glänzenden Zuge der römischen Geschichte aufzustellen. — Aber der große, der einzige, der Alles erschöpfende Gedanke, dem alle jene tief untergeordnet sind, konnte nur eine Geburt jener schöpferischen Einbildungskraft seyn, mit welcher die Natur noch keinen Maler, wie Rubens, begabt hat. Die edelste der Sabinerinnen erscheint in der Mitte des Gedränges im vollen Lichte, und zieht gleich jedes Auge auf sich. Ihre Hände sind nicht über ihrem Haupte gerungen, oder zu dem Himmel emporgestreckt, ihr Angesicht ist nicht in Thränen gebadet, ihr Knie nicht gebeugt, und auf ihren Lippen schwebt keine Bitte. Voll Würde und edler Größe steht sie da, legt ihre Hand auf ihren schwangern Leib: ihr Antlitz ist ganz Schmerz und Wehmuth, ihr Blick, in dem eine Thräne zittert, ein Sehnen nach Schonung, nach Erbarmung, nach Frieden: ein Sehnen, zu dessen Beschreibung keine Sprache hinreicht. Die ehernen Herzen erweichen; die Krieger schaudern zurück; die Grausamkeit scheint sich in Mitleid, und die ganze schreckliche Scene in Ruhe zu verwandeln." — — — —

Klein befand sich in Wien, als der erste Band der Lebensbeschreibungen erschienen war. Kaiser Joseph der Zweite sagte zu ihm in einer Unterredung über Kunst und Literatur und über den Zweck dieses biographischen Werks, „er habe ein schweres Geschäft übernommen," war aber damit sehr zufrieden. Auch andere Fürsten, der Churfürst von Baiern, der Herzog von Zweibrücken, bezeigten ihm ihren Beifall. Die baierschen Landstände dankten dafür schriftlich, und viele Journale zeigten es lobend an. Für dieses Werk wollte Klein die im Casino zu Mannheim gehaltenen Reden zum Andenken seiner Freunde, Schiller's und Klopstock's, in wirkliche Lebensbeschreibungen umar-

beiten, wurde aber durch den Tod daran verhindert. In Paris besorgte er eine abgekürzte und mit vielen Kupfern verzierte Prachtausgabe in französischer Sprache unter dem Titel: Galerie historique des illustres Germains, welche im Moniteur vom 30sten August 1806 weitläufig angezeigt wurde. Des hohen Subscriptions-Preises von 150 Franken ungeachtet, wurde das Werk in Frankreich mit dem ausgezeichnesten Beifall aufgenommen. Der damalige Minister des Innern, Champagny, unterzeichnete auf eine beträchtliche Anzahl Exemplare, und überschickte in Napoleons Namen, mit einem schmeichelhaften Schreiben, dem Verfasser ein kostbares Geschenk.

Aus allen diesen literarischen Beschäftigungen und aus den Kunstsammlungen Klein's zog Mannheim und seine Umgebungen große Vortheile. Selbst in finanzieller Hinsicht war der Aufenthalt dieses Mannes dem Lande nützlich. Man erfährt aus dem Bericht einer churfürstlichen Commission vom Jahre 1784, daß durch die Ausgabe der alten classischen Schriftsteller allein in den sechs vorhergegangenen Jahren ein Gewinn von mehr als 70000 Rthlrn. ins Land gekommen sey. Rechnet man für die nächsten 24 Jahre nur den siebenfachen Betrag dieser Summe für die Fortsetzung und den Verkauf der lateinischen Ausgabe und der übrigen Werke Klein's, so kann die ganze dadurch in Umlauf gesetzte Geldmasse auf eine halbe Million Thaler angeschlagen werden. Ueberhaupt wird der Einfluß, den ein beliebter Schriftsteller und eine thätige Buchhandlung auf den Wohnort haben, in Hinsicht des reinen Staatseinkommens viel zu wenig geschätzt, ja öfters ganz verkannt. Es ist wohl nicht leicht ein Geschäft, das aus einem so geringen Urstoff einen so verhältnißmäßigen Productivstoff hervorbringt, als die Schriftstellerei und der Buchhandel. Wenn man berechnet, wie viele Menschen in Thätigkeit gesetzt

und ernährt werden, wie schnell dadurch das allgemeine Tauschmittel, das Geld, in Umlauf kommt, wie gute Schriften und Kunstproducte nicht der Mode unterworfen sind, sondern nach Jahrhunderten ihren Werth behalten, öfters vergrößern; so kann sich nicht leicht ein Zweig des menschlichen Gewerbfleißes rühmen, ein größeres und einflußreicheres Einwirken auf das bürgerliche Leben auszuüben. Und doch wird von mehreren Staaten dieses nicht beachtet, ja sogar durch große absichtlich entgegengestellte Hindernisse das kräftige Aufblühen des Buch- und Kunsthandels methodisch unterdrückt.

Auch der Ritter Klein hätte für die Churpfalz weit nützlicher werden können, wenn ihm mehr freie Hand gelassen, und wenn nicht seine reiflich erwogenen Entwürfe und Pläne meistens ungebraucht bei Seite gelegt wären. Er hat dem Landesherrn und seinen Ministern, zu verschiedenen Zeiten, tief in die Staatswirthschaft eingreifende Vorschläge, über mehrere schwierige Punkte der Staatsverwaltung gründlich ausgearbeitete Aufklärungen und über die auswärtigen Staatsverhältnisse sehr brauchbare Aufsätze zur Prüfung vorgelegt. Oefters entwarf er Pläne zur Verbesserung und Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts oder zur Anlage einer Akademie der Wissenschaften und Künste für die churfürstlichen Lande, und zu andern den Unterricht und die Aufklärung betreffenden Gegenständen. Viele dieser Vorschläge sind ausgeführt, selten war einer ganz fruchtlos, sehr oft entstanden daraus für das allgemeine Wohl heilsame Folgen. Aber auch nicht selten suchten Günstlinge und Geistliche die guten Absichten durch Neid oder Habsucht zu vereiteln, um nicht an ihren Gewohnheiten und selbstsüchtigen Zwecken Abbruch zu erleiden.

Diese vereitelten Entwürfe, die Verfolgungen seiner

Feinde, Neider und Verläumder in der Nähe und Ferne verminderten allmählig den Frohsinn, welcher den jugendlichen Klein beseelt, und ihn auf den vielen Reisen allenthalben, hauptsächlich an Höfen so beliebt gemacht hatte. Damals kannte er nur das Leben von der glücklichen Seite, und wo er sich aufhielt, da nahm und gab er Vergnügen und Freude.

Mit dem Fortschreiten seiner Lebensjahre aber entwickelte sich der Hang zur Einsamkeit. Da entzog er sich dem reizenden, fröhlichen Mannheim, und kaufte sich bei dieser Stadt einen schönen Garten, in welchem er im Kreise seiner Familie oder auserwählten Freunde froh und heiter sein Leben genoß, seine literarischen Beschäftigungen emsig betrieb, und Natur und Kunst studirte. Hier wurde er von vielen Fremden, selbst von fürstlichen Personen aufgesucht, die den allbekannten, geschätzten Dichter und seine großen Kunstschätze kennen lernen wollten. Bei solchen Gelegenheiten war er gewohnt, kleine Gedichte auf Besuche von Fürstinnen und andern Frauen von hohem Stande anzufertigen und sie hernach drucken zu lassen. Bei einem Besuche der Markgräfin von Baden, der Gemahlin des Großfürsten Constantin von Rußland, und der badenschen Prinzessinnen erhielt die erste ein Gedicht aus den Händen des Sohns von Klein. Der Vater aber überreichte der Großfürstin folgende Verse:

Die Kunst der Raphael' und Titian
Erschöpft sich seit Jahrhunderten,
Die Huld und Schönheit der Olympisch'
Herab vor unsern Blick zu zaubern;
Den Großen eifert Edelinkes
Und Bartalozzi's Griffel nach;
Fünf Lustren sah'n
Die schönsten Götterwerke
Aus jener Künstler Reich mich wählen

Und meine Stunden dieser goldnen Frist
Sind die Bewunderung, die Huldigung,
Und selige Entzückungen.
An einem Tage reihte ich
Zur Erst des Kennerblickes hoher Fremden
Die Grazien Domichino's,
Und jeden Reiz von tausend Meisterhänden:
Sie traten vor die Wunder, die Erhabnen:
Da glänzte schwach, beschämt der Kunst Olymp;
Besiegt entschwanden Ihren Reizen
Die Ideale von dreihundert Jahren:
Denn Sie, der Huld und Schönheit Göttin selbst
Mit Grazienschwestern
Kam an Minervens Mutterhand.

Fremde Gelehrte, Künstler und Kunstfreunde, welche der Rhein und das schöne Mannheim in diese Gegend lockte, suchten den Ritter Klein in seiner Einsamkeit auf. Viele wohnten in seinem Hause, so lange sie hier weilten; Allen aber öffnete er bereitwillig seine Kunstschätze und verschaffte ihnen Gelegenheit, die in der Stadt befindlichen Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Vorzüglich suchte er reisenden Künstlern, gewöhnlich mit Empfehlungsschreiben ihm zugesandt, Gelegenheit zum öffentlichen Ausstellen ihrer Talente zu verschaffen. Wirklich erprobte Künstler wurden von ihm in Druckschriften gelobt, um ihnen in den Oertern, wohin sie zu reisen gedachten, im Voraus einen liebreichen Empfang vorzubereiten. In den rheinischen Beiträgen, im pfälzischen Museum, im Morgenblatte und in andern Zeitschriften finden sich mehrere Aufsätze von Klein zur Verherrlichung großer Schauspieler und Schauspielerinnen, z. B. eines Schröder, Eßlair, oder einer Keilholz, Brandes, Seiler, Hendel-Schütz u. a. m.

Klein war nicht bloß ein Kenner und Liebhaber der schönen Kunst, sondern auch des lebenden Schönen. Er, der feurige, aufblühende Jüngling konnte gegen die weib-

lichen Reize nicht unempfindlich seyn, und der feinfühlende, stets heitere Dichter, mit hohem, regelmäßigen Wuchs, einnehmenden Gesichtszügen, seelenvollem Blick im blauen Auge, edlem Anstand in Sprache und Bewegung, war in jeder weiblichen Gesellschaft willkommen. Nicht unähnlich war sein früheres Leben der Schilderung, welche Meißner von seinem Alcibiades macht. — Erst in seinem 44sten Jahre heirathete er seine Geliebte und mehrjährige Freundin Anne Marie von Fick, Tochter des churpfälzischen Vicekanzlers und Geheimen-Raths, Freiherrn v. Fick.

Bald darauf brach in Frankreich die Revolution aus. Anfänglich gewann die Rheinpfalz durch die Ausgewanderten. Als aber im Jahr 1792 die deutschen verbündeten Heere aus Frankreich zurückwichen und französische Republikaner über den Rhein vordrangen und Mainz eroberten, da wälzten sich die Kriegesunruhen an die Gränzen der neutralen Pfalz hin. Mannheim wurde in Belagerungsstand erklärt und pfälzische Soldaten standen am Zusammenfluß des Rheins und Neckars, um deutschen und französischen Soldaten die Besetzung der Stadt zu verwehren. Da die französischen Vorposten schon über die neutralen Gränzpfähle hinaus schwärmten, glaubte man allgemein, das so wichtige Mannheim werde von den Franzosen belagert werden. Viele Einwohner verließen die Stadt. Auch der Ritter Klein ging mit seiner Frau nach Ulm. Hier gebar sie ihm seinen einzigen Sohn, bei dessen Taufe der verstorbene Herzog Carl August von Zweibrücken und dessen Gemahlin Pathen waren.

Im folgenden Frühjahr 1793 wurden die Franzosen bis hinter Straßburg zurückgedrängt und Mainz von den Preußen erobert. Für Mannheim schien alle Gefahr vorüber zu seyn, und die geflüchteten Einwohner kehrten

wieder zurück. Allein schon gegen das Ende des Jahrs 1793 kamen die Franzosen vor Mannheim und auf das rechte Rheinufer. Die Neutralität der Pfalz wurde nicht mehr beachtet und Mannheim von den Oesterreichern besetzt. Ueberall herrschte Furcht und Bestürzung. Wegen des Losungsworts der Republikaner: „Krieg den Pallästen, Friede den Hütten!" suchte jeder angesehene Einwohner sich, seine Familie und seine besten Sachen zu retten. Unter ihnen befand sich auch Klein und seine Frau, mit dem Kinde auf den Armen, zu Fuß, denn Pferde waren nicht zu haben. Die besten Sachen und Papiere, Kostbarkeiten, Schmuck, alles in einen großen Korb gepackt, wurden auf einem Handwagen vor ihnen her gefahren. Dieser und der Führer verlor sich im Gedränge. Klein verließ die Gattin und suchte den Karren im nächsten Dorfe auf, konnte ihn aber nicht ausfindig machen. Nach vielem Suchen fand er den Korb mit den Sachen zufällig in einem Hause auf dem Tische stehen und brachte ihn nun nach Heidelberg in Sicherheit. Hier glaubte er auch, der Abrede gemäß, seine Frau zu finden. Mehrere Tage vergingen und sie ließ sich nicht sehen. Unruhig eilte er wieder nach Mannheim zurück und traf hier wieder mit ihr zusammen. Sie hatte sich zu Seckenheim in einer Bauernhütte verborgen gehalten. Neben ihrer Kammer erzählten französische einquartirte Soldaten ihre Plünderungen und dabei begangenen Mißhandlungen der Geplünderten, vorzüglich des weiblichen Geschlechts, und ahmten dabei das Angstgeschrei der Unglücklichen nach. Schrecklich war die Lage der armen Frau, da sie jeden Augenblick fürchten mußte, durch das Geschrei ihres Kindes entdeckt und dann der empörendsten Behandlung ausgesetzt zu werden. Doch geschahe es nicht. Sobald nur irgend Sicherheit war, eilte die geängstete zarte, kränkliche

Frau nach Mannheim zurück, wo keine Unordnung geherrscht hatte.

Klein hatte, wie mehrere andere Einwohner, das Unglück, dann die Flucht zu ergreifen, wenn die Gefahr nur aus der Ferne drohete, aber dadurch sicher gemacht, dann zu bleiben, als wirklich das Unglück einbrach. Im Jahr 1795, gegen Ende des Sommers, sollten die Franzosen aus Mannheim durch die österreichischen Heere gedrängt und das rechte Rheinufer von ihnen gereinigt werden. Die Stadt wurde eingeschlossen und aus mehreren Batterien furchtbar beschossen. Ganze Straßen brannten nieder, der eine Flügel des churfürstlichen Schlosses, das schöne Opernhaus und viele andere wichtige Gebäude wurden ein Raub der Flammen, und die reizenden Umgebungen der Stadt verwüsteten Feind und Freund.

Um diese Zeit starb Klein's Frau, deren schwächlicher Körper die Folgen der Angst und des Schreckens nicht abhalten konnte. So tief auch Klein durch diesen Tod erschüttert, so sehr dadurch und durch die vorangegangenen Unglücksfälle seine düstere Stimmung vermehrt wurde; so suchte er doch, als praktischer Philosoph (von den philosophischen Spitzfindigkeiten und Grübeleien war er kein Freund) in Thätigkeit und Arbeit für das öffentliche Leben, Zerstreuung und Trost.

In den damaligen großen Unruhen und Regierungsveränderungen gab es Gelegenheit genug, die inwohnenden Kräfte wirksam werden zu lassen, zugleich aber auch der Welt die geheimen verborgenen Gedanken zu enthüllen. Wessen Herz nicht ganz rein und fleckenlos war, dessen Handlungen wurden zweideutig und erzeugten Verdacht. In solchen kritischen Zeiten fällt es schon dem arglosen, stillen Bürger schwer, für keine der herrschenden Parteien sich zu erklären und sich nicht einer derselben verdächtig

zu machen. Wer aber durch Schriften und That Einfluß auf die Mitzeit äußert, und schon sich dadurch Neider und Feinde erweckt hat, der kann nicht verhüten, daß diese nicht die Gelegenheit wahrnehmen und sich jetzt, wenn er nicht blindlings ihre politischen Grundsätze anerkennen will, in boshafte Verläumder und grimmige Verfolger verwandeln. Dann ist der kleinste Umstand, wie der Ort der Geburt, schon hinreichend, alle Handlungen und Worte als Verbrechen und Verrath zu stempeln.

In diesen Zeiten starb der von Alter, Kriegesunruhen und Schwärmerei tiefgebeugte fünf und siebenzigjährige Greis, Karl Theodor, am 16ten Februar 1799, und sein Enkel, der Pfalzgraf von Zweibrücken, Maximilian Joseph, jetzt König von Baiern, erbte die hinterlassenen Länder. Der großen Kriegesleiden ungeachtet, wurde das unglückliche Land bald gewahr, daß ein kräftiger Arm die Zügel der Regierung ergriffen habe. Glaube und Rede wurden wieder frei, und bei dieser Freiheit gedeihen die Staaten, selbst unter den fürchterlichen Stürmen des Krieges. Aber nicht lange behielt Mannheim seinen geliebten Landesvater. Schon am 25sten Februar 1803 wurden die beiden Aemter Mannheim und Heidelberg durch den Reichs-Deputationsschluß mit der Markgrafschaft Baden vereinigt, wovon sie noch jetzt einen Theil ausmachen. Dieser Regentenwechsel verminderte nicht die Ehrfurcht Klein's für das regierende pfälzische Haus. Damals vertrug sich eine solche hohe Anhänglichkeit sehr gut mit der Freude, welche er über den Kriegesruhm und die glänzende Macht Frankreichs, des Landes seiner Geburt, empfand.

Paris zu sehen mit seinen großen Kunstschätzen, auf Kosten der verheerten Länder Europens so sehr bereichert, das hatte für Klein einen unwiderstehlichen Reiz. Er

ging deshalb im Juni 1806 hin und wurde sehr schmeichelhaft und ehrend aufgenommen. Das große National-Institut ließ ihn durch den Secretair für die Classe der schönen Künste, Le Breton, bewillkommen und zu den Sitzungen einladen. Hierauf erfolgte seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede dieses National-Instituts und des Athenäums der französischen Sprache zu Paris, zum wirklichen Mitgliede der gelehrten Gesellschaft zu Straßburg und associirten Mitgliede des Athenäums der Künste zu Paris, und des Athenäums zu Vauclüse. Schon früher hatte ihn die königlich baiersche Kunst-Akademie zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Auch war er in den Adelstand erhoben und ihm der Titel eines königlich baierschen Geheimen-Raths ertheilt worden.

Noch mehr schmeichelte es dem Ehrgeiz des Ritters von Klein, daß er dem damals mächtigen Napoleon vorgestellt ward, daß ihn dessen Minister zuvorkommend an ihre Tafel zogen und ihn mit Ehre und Gefälligkeiten überhäuften, daß der Moniteur und andere französische Zeitschriften seiner rühmlich gedachten, und daß er im National-Institut öffentliche Vorlesungen mit allgemeinem Beifall halten konnte. Darunter war eine über die Verdienste Fratrel's, des gewesenen Hofmalers des Königs Stanislaus von Polen. Nachher wurde diese Vorlesung in die deutsche Sprache übersetzt und mit Abdrücken von den Kupferplatten dieses Künstlers, zum Vortheil der hinterlassenen Familie herausgegeben.

Der Aufenthalt in Paris war der glänzendste Zeitabschnitt seines Lebens, von dem er nach seiner Zurückkunft in Deutschland mit hoher Begeisterung sprach. In mehreren französischen Blättern wurde sein bei der Abreise im Jahr 1807 verfertigtes Gedicht: Adieux à Paris, wiederhohlt. Von den ausgezeichnetsten französischen Ge-

lehrten und anderen geistreichen Personen erhielt er schriftliche Beweise, wie sehr sie seine Abreise bedauerten und wie man ihn in allen Gesellschaften vermisse *). Er bedauerte nichts mehr, als die Pariser Kunstsammlungen nicht schon früher gekannt zu haben, weil in diesem Falle seine Vorlesungen erst recht nützlich geworden wären. Und seinen Zeitgenossen nützlich zu seyn, war sein emsiges Bestreben. Noch hatte er viele Entwürfe gemacht, um dieses Ziel zu erreichen. Aber der Tod übereilte ihn in seinem 67sten Jahre am 5ten December 1810.

Er war ein sehr thätiger, unermüdet fleißiger Mann, der sich durch keine Hindernisse abschrecken ließ, das Gute auszuführen, das er einmal dafür erkannt hatte. Durch seine geistreichen Schriften, durch seine kräftige und reine Sprache, durch seine lebhafte, glänzende, oft ans Gezierte streifende Schreibart verbesserte er die deutsche Sprache, erweiterte er die deutsche Literatur, und durch seine reichen Kunstsammlungen und belehrenden Vorträge erweckte und vermehrte er Kunstsinn. Verleitete ihn auch dabei seine aufbrausende Hitze, die ihn im Alter nicht verließ, zu manchem Schritt, den er bei kälterm Blute gern nicht gethan hätte, so suchte er diese Mißgriffe auf jede mögliche Art wieder zu verbessern. Gern vergab er seinen Feinden, wenn sie nur aufhörten, seine Pläne zu vereiteln, oder ihm bei der Ausführung Hindernisse in den Weg zu stellen.

Für Künste und Wissenschaften sparte er kein Geld. Mehrere talentvolle junge Künstler, durch die Kriegesunruhen brodtlos geworden, mußten für ihn arbeiten. Aber

*) Aehnliche Schreiben waren ihm früher von Wien, München und andern Städten, wo er sich auf seinen Reisen aufgehalten hatte, selbst von mehreren fürstlichen Personen nachgeschickt worden.

auch ohne immer Lebensunterhalt zu bezwecken, beschäftigte er auswärtige Künstler. Der verstorbene zweibrückische Hofmaler Pitz malte für ihn in Halbdunkel mehrere Scenen aus Kaiser Rudolph, und der hessendarmstädtsche Hofmaler Schmidt, nachher in Neapel, malte in Oel eine Scene aus demselben Trauerspiel. Auch andere Gelehrte und Künstler wurden von Klein freigebig unterstützt, ohne gehörig seine eigenen Vermögensumstände zu berücksichtigen. Man hat in seinen Papieren gefunden, daß er dazu über 15,000 Thaler verwendet habe. Oft wurde er dafür mit dem schwärzesten Undank belohnt, selbst von Menschen, denen er reichliche Wohlthaten hatte zufließen lassen, oder die auf sein Verwenden zu Amt und Brodt gekommen waren. — In ihm selbst erlosch nie das Andenken an eine ihm bewiesene Gefälligkeit, und gern ergriff er jede Gelegenheit, um sich dafür dankbar zu erweisen.

Von seinen Jünglingsjahren an bis in sein höheres Alter beobachtete er die einmal angenommene Gewohnheit, an jedem Morgen um vier Uhr sein Lager zu verlassen und dann ununterbrochen bis um zehn Uhr am Schreibtische zu arbeiten. Nachher nahm er Besuch von Fremden an, besorgte seine Vorlesungen, seine Kunstschätze, seine bürgerlichen Geschäfte, oder beschäftigte sich in seinem Garten. Nur wenige Zeit blieb ihm für öffentliches, rauschendes Vergnügen übrig. — Konnte er etwas mehr Muße gewinnen, so wurde sie zu größern oder kleinern Reisen verwendet, die er leidenschaftlich liebte.

Nicht alle seine Schriften sind durch den Druck bekannt gemacht. Mehrere hat er schon ganz vollendet in der Handschrift zurückgelassen und warten, nach Auflösung der deutschen gelehrten Gesellschaft zu Mannheim, auf einen Verleger. Darunter befinden sich: „Ueber die deutsche Prosa, Ursachen ihrer Mängel und charakteristisches Ver-

dienst der besten deutschen Prosaisten. — Geschichte des römischen Papstes Gregor des Siebenten. — Papst Gregor der Siebente aus seinen eigenen Briefen gezeichnet. — Von der Schönheit." — u. a. m. Ein vollständiges Verzeichniß dieser ungedruckten Sachen steht in dem Buche: „Literarisches Leben des königlich baierschen Geheime-Rathes und Ritters Anton von Klein. Wiesbaden 1818. 8. S. 155 und 156."

Klein war überaus mäßig in Essen und Trinken. Bis in sein 40stes Jahr genoß er weder Wein oder andere hitzige Getränke, noch Kaffee. Auch später gebrauchte er beides nur sehr selten und immer in kleinen Maaßen. Daher ist er im eigentlichen Sinne des Wortes nie krank gewesen. Selbst die Krankheit vor seinem Tode war im Entstehen unbedeutend. Seine große Nüchternheit war allgemein anerkannt und seine Feinde fanden sie auch in seinen Schriften.

Häusliche Leiden ertrug er mit der größten Gelassenheit. Ein Bedienter brach eines der Wohnzimmer auf, raubte Geld und so viel Kostbarkeiten, als er habhaft werden konnte, packte alles in Klein's Wagen, spannte dessen Pferde vor und fuhr damit fort. Nie hat Klein etwas davon wieder bekommen, verschmerzte aber bald diesen Unfall. Empfindlicher war ihm der Raub mehrerer Kupferplatten zu den Lebensbeschreibungen großer Deutschen. Diese Platten hatte er auf seine Kosten von den besten Künstlern in Deutschland stechen lassen und darauf mehr als 5000 Thaler verwendet. Erst nach zwei Jahren erhielt er die meisten aus einer benachbarten Stadt wieder zurück, wo man sie versteckt gehabt hatte.

Eben so ruhig ertrug er den Verlust eines großen Theils seines Vermögens durch Krieg, durch Unredlichkeit und Bosheit seiner Mitmenschen. Dadurch ließ er sich

nicht abhalten, seine in der französischen Revolution oder durch den Krieg ganz verarmten Verwandten mit beträchtlichen Summen Geldes zu unterstützen, oder die Noth der vielen dürftigen und hülflosen Menschen zu mildern. Wohlzuthun war seines Herzens reinste Freude.

Im gesellschaftlichen Umgange besaß er die seltene Geschicklichkeit, überall die komische Seite der Dinge schnell aufzufassen und dadurch die Unterhaltung zu erheitern. Jedes Gespräch, selbst über unbedeutende Gegenstände, wußte er mit einem treffenden Witzwort oder mit einer kleinen, schnell erfundenen Erzählung zu würzen. Für die leichte Unterhaltung an Höfen und in den höhern Gesellschaftskreisen war der Ritter von Klein der passendste Mann; daher die ehrenvolle Aufnahme an allen Höfen; die er besuchte, daher die Gunst der Großen, welche er leicht, öfters nur durch ein an sie gerichtetes kleines Gedicht, zu gewinnen wußte. Alle solche Gelegenheiten benutzte er, um für seine Freunde und Schützlinge zu sorgen, oder entworfene Pläne für das allgemeine Beste in Ausführung zu bringen. Hierin war er unermüdet.

Seine große Thätigkeit, die vielen Anfechtungen seiner Neider und Feinde, sein überaus großer Briefwechsel ließen ihn nie zur Ruhe kommen; die fand er erst im Grabe.

Katharine Pawlowne,

Königin von Würtemberg.

Digitized by Google

Katharine Pawlowne,

Königin von Würtemberg.

Rußlands Beherrscher blieben lange der uralten Sitte treu, sich Gemahlinnen aus der Mitte ihres Volks zu erwählen und die Töchter mit den Großen des Landes zu verbinden. Erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erkannte der große Kaiser, Peter der Erste, daß Familienverbindungen mit den westlich-europäischen Herrscherstämmen dem großen Reiche Sittenverfeinerung und äußern Einfluß verschaffen würden. Sein ältester Sohn, der unglückliche Alexei, mußte sich mit einer braunschweigischen Prinzessin vermählen. Aber auch hier wiederholte sich die schon oft gemachte Erfahrung: daß neue, tief eingreifende Staatseinrichtungen vielerlei Reibungen und zahllose Unannehmlichkeiten verursachen, ehe sie einheimisch werden und mit den Gesetzen und Sitten des Landes auf's innigste verschmelzen können. Ein halbes Jahrhundert hindurch brachte die neue Sitte nur Jammer und Unglück über das Kaiserhaus, und erst dann, als der alte Romanowsche Regentenstamm durch die Kaiserin Anne, Peters

des Großen Tochter, sich in der hollstein-gottorpschen Linie mit Peter dem Dritten verjüngte, wurden die glücklichen Folgen der neuen Einrichtung sichtbar und gewährten dem Lande Gedeihen und Segen.

Mehrere Hindernisse stellten sich der Verbindung des russischen Kaiserhauses mit den europäischen Regentenfamilien entgegen. Das größte derselben war unstreitig, daß Rußlands Gesetze und Religion von den ausländischen Fürstentöchtern den Uebertritt zur griechisch-russischen Kirche unverweigerlich verlangen; dagegen aber nicht verstatten, daß russische Prinzessinnen bei ihrer Vermählung die Landesreligion ihres Gemahls annehmen dürfen. So lange nun europäische Fürsten Gewissensbisse empfanden, wenn die Töchter die väterliche Religion verläugneten, oder die Frauen fremde Religionsgebräuche in ihren Schlössern einführten, so lange war an keine allgemeine Familienverbindung mit dem russischen Regentenhause zu denken. Wenige protestantische deutsche Fürstenhäuser bewiesen sich gegen die strengen Foderungen der griechischen Kirche nachgebend genug, und erlaubten, daß ein Fürstensohn Vaterland und Religion verließ, um eine russische Prinzessin zu ehelichen und seine Kinder in den griechischen Religionsgebräuchen zu erziehen; denn sie aus Rußland zu führen, war mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß es beinahe zur Unmöglichkeit wurde. Noch im Jahre 1796 mußte die schon fest beschlossene Vermählung des jetzt entthronten Königs Gustav von Schweden mit der damaligen Großfürstin Alexandra deshalb unvollzogen bleiben, weil Schwedens Gesetze eine Königin von griechischer Religion und einen griechischen Hof-Gottesdienst für unvereinbar mit der lutherischen Landesreligion erklärten.

Nur unsern Zeiten war die Erkenntniß vorbehalten,

daß ein heiliges Band alle Christen umschlingt, so verschieden auch die äußern Gebräuche der Gottesverehrung seyn mögen. Im heiligen Bunde sprachen die mächtigsten Monarchen Europens das große Gesetz der allgemeinen Liebe und Duldung aus. Jetzt drohet kein Priester mehr öffentlich mit des Himmels Zorn, wenn in den Palläſten der Fürsten die griechische Kirche ihren Altar errichtet; jetzt glaubt kein Landesvater seine und seiner Unterthanen Seligkeit ewig zu verscherzen, wenn in seinem Lande Gott nach griechischen Kirchengebräuchen verehrt wird, und strenge Katholiken, Lutheraner und Reformirte ärgern sich nicht über griechische Capellen an dem Hoflager ihrer Fürsten. Nur die griechische Kirche verlangt noch, daß alle Glieder des russischen Kaiserhauses sich ihren Gebräuchen und Satzungen unterwerfen sollen. Aber auch sie wird bald diese strenge Foderung mildern und sich den allgemeinen Gesetzen der christlichen Liebe und Duldung unterwerfen.

Ein anderes Hinderniß in der Verbindung des russischen Regentenstammes mit den europäischen Fürstenhäusern entstand dadurch, daß Rußlands Beherrscher keine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließen. Nur die zu Anfange und am Schlusse des vorigen Jahrhunderts regierenden Kaiser, Peter der Erste und Paul der Erste, waren Väter mehrerer Kinder, fast alle Zwischenregenten aber kinderlos. Es war dieß die Folge der vielen Thronveränderungen, welche ein den monarchischen Einrichtungen ganz widerstrebendes, von Peter dem Großen eingeführtes Erbfolgegesetz verursachte, daß es nämlich ganz von der Willkühr des jedesmaligen Regenten abhing, sich einen Nachfolger aus der Kaiserfamilie zu wählen. Erst Paul der Erste führte das in den übrigen europäischen Staaten gebräuchliche Recht der männlichen Erstgeburt ein,

und gab der Monarchie einen festen Ruhepunkt. So lange jede Prinzessin zur Nachfolgerin in der Regierung gewählt werden konnte, durfte sie das Vaterland nicht verlassen, ohne zugleich die Hoffnung der Thronbesteigung aufzuopfern. Jetzt aber ist dazu bei einer zahlreichen männlichen Nachkommenschaft keine Aussicht vorhanden; und nichts hindert mehr, durch eine Vermählung außerhalb Landes Rußlands Vortheil durch enge Familienbande zu fördern.

Kaiser Paul war zweimal vermählt gewesen; das erstemal mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, Schwester der Gemahlin des preußischen Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten. Bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche (im Jahre 1774) hatte sie die Namen Natalie Alexiewna erhalten. Sie starb schon am 26sten April 1776 in einer unglücklichen Niederkunft, die man als Folge mancherlei Unannehmlichkeiten am Hofe betrachtete. Noch in demselben Jahre (am 18ten October) vermählte sich Paul mit der durch Schönheit des Körpers, Geistes und Herzens ausgezeichneten Prinzessin Sophie Dorothee, oder nach der Annahme der griechischen Religion, Marie Federowna genannt, Schwester des letzt verstorbenen Königs Friedrich von Würtemberg. Sie ist Mutter des jetzigen Kaiserhauses, wird von ihren Kindern auf's innigste geliebt und von den Russen als die große Wohlthäterin des Landes verehrt.

Ein seltenes Familienglück genoß Paul, sich von einem großen Kreise geistreicher lieblicher Kinder umringt zu sehen. Von ihnen nahm die Großfürstin Katharine Pawlowne die Mittelstelle ein, und war das sechste Kind Pauls. Sie wurde am 10ten Mai 1788, nach dem russischen Kalender, oder am 21sten Mai, nach unserer Zeitrechnung, in dem kaiserlichen Pallast Czarskoe-Selo

(Kaiserſitz) geboren. Dieſes 25 Werſte (drei und eine halbe deutſche Meile) von Petersburg entfernte Schloß war der Sommerſitz der großen Kaiſerin Katharine der Zweiten, wo ſie viel einfacher, als auf dem andern Luſtſchloſſe, Peterhof, lebte *). Sie hatte die Gewohnheit, daß in ihrer Gegenwart jedesmal die Gemahlin des Sohnes entbunden werden mußte, um überzeugt zu ſeyn, daß dabei kein Fehler oder eine ſonſtige Unrichtigkeit vorfallen konnte. Auch behielt ſie aus großmütterlicher Zärtlichkeit die Enkel ſtets unter unmittelbarer Aufſicht, ſorgte für ihre Erziehung und Bildung und gab ihnen die nöthige Bedienung. Die jungen Großfürſtinnen wurden von der Oberhofmeiſterin, Gräfin von Liewen, erzogen, einer zwar ſtrengen, aber doch ſehr achtungswerthen Frau, die vorzüglich darauf bedacht war, jede Verletzung des Anſtandes und der ſtrengen Hofgebräuche ſorgfältig zu vermeiden. Den Ernſt dieſer Erzieherin verſtand die Großfürſtin Katharine ſchon als Kind, bei aller Lebhaftigkeit des Geiſtes, durch liebevolles Betragen in ein mildes, freundliches Lächeln zu verwandeln. Freilich wurde dadurch nicht das jugendliche, zartfühlende Herz befriedigt, das ſo gern zutrauungsvoll ſich der Erzieherin angeſchmiegt hätte. Dieſes Glück wurde ihr erſt zu Theil, als ſie, ſieben Jahr alt, das Fräulein Adelinsky, eine ſehr gebildete und in allen ſchönen Künſten erfahrene Perſon, zur Erzieherin erhielt. Dieſe wußte durch unermüdeten

*) Das Hauptgebäude zu Czarskoe-Selo hatte die Kaiſerin Eliſabeth erbauet. Von der Kaiſerin Katharine wurden die Gebäude ſehr erweitert und verſchönert, auch dabei ein großer engliſcher Park angelegt, in welchem ſie den ruſſiſchen Helden Orlow, Romanzow, Potemkin und andern Türkenbeſiegern prächtige Ehrendenkmäler ſetzen ließ.

Fleiß und durch richtige Leitung sich die Anhänglichkeit des Kindes in so hohem Grade zu erwerben, daß sie nach vollendeter Erziehung die vertraute Freundin der Großfürstin blieb. Unter der geschickten Leitung dieser Erzieherin wurden die Geisteskräfte des Kindes sehr zeitig entwickelt, die glücklichen Anlagen des Herzens ausgebildet und große Fortschritte in den Kunstfertigkeiten gemacht. Die Kaiserin Katharine blickte mit Wohlgefallen auf eine solche ungewöhnlich frühe Ausbildung der Enkelin, und der ganze russische Hof bewunderte sie. Deshalb ließ auch Kaiser Paul nach der Thronbesteigung, dieser seltenen Erzieherin die Aufsicht über die Tochter.

So lange die Kaiserin Katharine lebte, wurden die einzelnen Glieder der Familie, nach den damaligen Hofsitten, entfernt von einander gehalten. Nach dem Tode der Monarchin aber (am 9ten November 1796) fing ein bis dahin ganz unbekanntes Familienleben an. Kaiser Paul und dessen edle Gattin, bis dahin auf dem Schloß Gartschina durch Mißtrauen zurück gehalten, wo sie einen abgesonderten Hofstaat führten, konnten sich jetzt den Neigungen des Herzens überlassen. Vertauscht wurde die steife Förmlichkeit gegen einen herzlichen Umgang mit den geliebten Kindern. Bei ihnen suchte und fand der unermüdliche Paul, von den großen Regierungssorgen, von den mannichfaltigen ernsten Beschäftigungen, die einzige Erholung, welche er sich verstattete. Hier war er nicht der strenge, reizbare Kaiser und Selbstherrscher, sondern der zärtliche Gatte, der liebevolle Vater, der sich gern den sanften Neigungen des Herzens hingab und mit Wohlgefallen den lieblichen Kreis hoffnungsvoller Kinder betrachtete. Dieser Kreis erweiterte sich zwar durch einige später geborne Mitglieder, dagegen schieden aus ihm zwei erwachsene Töchter.

Die älteste Großfürstin, Alexandra, an seltener Schönheit und edlem Herzen der Mutter sehr ähnlich, war früherhin Verlobte des Königs Gustav von Schweden gewesen. Sie hatte ihn sehr geschätzt, und ihre Heiterkeit verloren, als die Verbindung durch die an den schwedischen und russischen Höfen verschiedenen Religionsgebräuche verhindert wurde. Bald nach dem Anfange der Regierung des Kaisers Paul wurde sie mit dem österreichischen Erzherzoge Joseph, Palatin von Ungarn, vermählt. Wahrhaft kaiserlich war die Ausstattung dieser ersten russischen Prinzessin, welche ins westliche Europa ging, sie kostete mehrere Millionen Rubel. Alexandra besaß einen hohen gebildeten Geist und große Kunstfertigkeiten; vorzüglich liebte sie Musik und begleitete sie mit einer sanften, lieblichen Stimme; mehrere europäische Sprachen schrieb und sprach sie mit Reinheit und Anmuth. Ihre große Herzensgüte hatte sie zum Liebling des Kaiserhauses und zum Stolz der Nation gemacht. Groß war deshalb die Trauer, als sie Petersburg verlassen sollte. Auf's heftigste wurde der Vater erschüttert. Schon hatte sie unter Vergießung vieler Thränen von Eltern und Geschwistern Abschied genommen; schon saß sie im Reisewagen, als der Kaiser, vom Schmerz überwältigt, noch einmal zum Wagen eilte, die Thüre aufriß und die geliebte Tochter ans Vaterherz preßte. Mit seinen Thränen benetzte er ihre Wangen und unter tausend Segenswünschen wurden die Worte des Abschiedes wiederholt. Damals ahneten wohl Vater und Tochter nicht, daß Beide sollten so bald der Erde entrissen werden, und doch deutete der heftige Schmerz beim Scheiden auf ewige Trennung. Nicht so laut, aber desto empfindlicher wirkte der Abschied auf das Herz der Mutter und der Geschwister. Die zwölfjährige Großfürstin Katharine war untröstlich; denn sie glaubte

die geliebte Schwester nie wieder zu sehen, und ihre Furcht war nicht ungegründet. Schon ein Jahr nachher (am 16ten März 1801), wenige Tage vor dem Tode Pauls, starb die Großfürstin Alexandra in einer sehr schmerzhaften Entbindung.

Bald nach der Vermählung der ältesten Großfürstin wurde auch die zweite, Helena, eine wegen holder Sanftmuth und religiöser Gesinnung allgemein geliebte Prinzessin, mit dem Erbprinzen Friedrich von Meklenburg-Schwerin verbunden. Auch sie lebte nicht lange und starb schon am 24sten November 1803 an der Auszehrung. Sie war eine vertraute Freundin von Preußens schöner Königin Luise, welche die edle Dulderin noch auf ihrem Krankenlager besuchte, und durch ihre Gegenwart aufzuheitern und zur ruhigen Ergebung in die Fügungen des Himmels zu ermuntern suchte. Die Großfürstin hinterließ einen dreijährigen Sohn.

So waren aus dem Kaiserhause in kurzer Zeit zwei holde weibliche Gestalten geschieden. Jetzt erhielten die beiden ältern Großfürstinnen, Marie und Katharine, einen eigenen Hofstaat, der gegen die früheren Hofhaltungen am russischen Hofe, sehr beschränkt war. Kaiser Paul suchte durch sparsamen Haushalt die Lasten des Volkes zu mildern und die große Schuldenmasse des Reichs zu vermindern.

Die Kaiserin Marie leitete die Erziehung der beiden Großfürstinnen, und unter ihrer unmittelbaren Aufsicht wurde der Geist durch sorgfältig ausgewählte Lehrer gebildet. In der Mathematik unterrichtete der Staatsrath v. Kraft, ein geborner Würtemberger und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg; in der Staatswirthschaft der bekannte Schriftsteller, Staatsrath v. Storch, dem wir so wichtige Nachrichten über Rußland

zu verdanken haben; und in der Geschichte, Geographie und französischen Sprache der Schweizer de Puygé. Dieser letzte hatte sich durch seine offenen Urtheile den Haß mancher Höflinge zugezogen, welche dafür dem Kaiser Paul den Verdacht einzulispeln wußten, als stände er mit seinem Landsmann La Harpe, dem gewesenen Lehrer des jetzigen Kaisers Alexander und dem nachmaligen Director der von Buonaparte umgewandelten Schweiz, in geheimer Verbindung. Er wurde deshalb nach Siberien geschickt. Doch fand sich bald das Ungegründete dieser Anschuldigung, de Puygé wurde zurückgerufen, zum Baron gemacht und ihm die Lehrerstelle bei den Großfürstinnen wieder übergeben. Jetzt ist er Staatsrath, hat den Annen-Orden und verzehrt in seinem Vaterlande eine ansehnliche Pension.

Die Großfürstinnen wohnten zu Pawlowsky, einem Landgute, das von der Kaiserin Katharine der Schwiegertochter, nach der Geburt des jetzigen Kaisers Alexander (geboren am 21sten December 1777), geschenkt war. Das nicht große, zwei Stockwerk hohe Schloß liegt auf einer Anhöhe an der Slawinka, und ist von der Kaiserin Marie sehr erweitert und im Innern mit vielem Geschmack, doch ohne überflüssige Pracht, verziert worden. Im ersten Stockwerk befinden sich die Zimmer der verwittweten Kaiserin, in denen sich große Kunstschätze befinden. Einige Kunstsachen von Elfenbein hat die Besitzerin selbst verfertigt. Merkwürdig ist das Vereinigungszimmer (Cabinet de réunion), dessen Möbeln und Verzierungen von den einzelnen Mitgliedern der kaiserlichen Familie eigenhändig angefertigt sind. So hat die Kaiserin Katharine einen Blumenstrauß und Kaiser Paul eine andere Zeichnung dazu hergegeben. Von der Großfürstin Katharine sind die Stuhlbedeckungen künstlich gestickt

worden. — Eine ähnliche zarte Idee ist das Familiengebüsch am Abhange des Hügels vor dem Schlosse. Bei der Geburt eines neuen Mitglieds des Kaiserhauses ist ein Baum gepflanzt, der auf einer kleinen Tafel den Namen desjenigen trägt, zu dessen Andenken er hingesetzt wurde.

Die liebliche Gegend um dieses Schloß hat der reine Kunstsinn der Besitzerin zu geschmackvollen Anlagen zu benutzen gewußt. Grüne Hügel, Wiesen, Blumenbeete, Gebüsche, Teiche, Wasserfälle, Tempel, Ruinen, Gewächshäuser u. s. w. geben dem Garten eine große Abwechselung. Allein über 15,000 Blumentöpfe füllen den Sommer hindurch einen Säulengang. Feenartig ist der Rosenpavillon. Alle Gänge zu ihm hin, alle Hecken um ihn sind blühende Rosensträuche; seine Zimmerverzierungen, Sessel, Ruhebetten, Gläser, Tassen ꝛc. haben Rosen. — Aber auch sehr ernsthafte Ideen sind in diesem Garten ausgeführt worden, es sind dieß die Denkmähler für die verstorbenen Glieder des Kaiserhauses. Dem Kaiser Paul ist ein großes Mausoleum geweiht; an die Großfürstin Helene erinnert eine Urne auf dem Platz eines kleinen Gartens, den sie in der Jugend selbst wartete. — An diesen Schloßgarten gränzen die Anlagen, welche die milde Kaiserin Marie zur Unterstützung der leidenden Menschheit errichten ließ. Verwaisete Kinder, verstümmelte Vaterlandsvertheidiger, gebrechliche Greise finden hier ein sorgenfreies Unterkommen. Nur allein 2000 Invaliden werden von der großen Wohlthäterin erhalten und in den Gartenanlagen, so weit es die Kräfte erlauben, beschäftigt.

Auf diesem schönen Landsitz durchlebten die jungen Großfürstinnen die Jugendzeit in Frohsinn und zwangloser Heiterkeit. Hier wurde der Sinn für schöne Natur,

für einfache Genüsse des Lebens geweckt und genährt. Musik, Malerei, weibliche Kunstarbeiten und andere das Erdenleben erheiternde Beschäftigungen wechselten mit einander ab und theilten sich in die Stunden, welche die ernste Beschäftigung mit Religion und Wissenschaften übrig ließen. — Die Großfürstin Katharine wurde vorzüglich durch Malerei angezogen. Hierin erwarb sie sich eine seltene Fertigkeit. Mit Leichtigkeit überwand sie die mechanischen Schwierigkeiten und den mit dem Pinsel erschaffenen Kunstgebilden hauchte sie Leben, Empfindung und Geist ein. Der eigensinnigste Kenner wurde unwiderstehlich durch den gereinigten Geschmack, durch die geregelte Zusammenstellung der einzelnen Theile, durch die Farbengebung und durch die Leichtigkeit des Pinsels zur Bewunderung hingerissen. Wäre Katharine nicht eine Kaiserstochter gewesen, so würde sie in Italien eine große Künstlerin geworden seyn.

In allen ihren Kunstgebilden offenbart sich ein über das Gemein-Irdische erhabenes Gemüth; es ist die Frucht der mütterlichen Erziehung. Durch sie wurde der Sinn auf das Große, Erhabene geleitet, durch sie ergriff das unverdorbene jugendliche Herz mit heiliger Begeisterung die hohen Lehren der christlichen Religion, und durch das Beispiel der Mutter lernte die Tochter in den trüben Stunden des Erdenlebens den Blick zum himmlischen Vater erheben und von ihm Trost und Beruhigung erwarten. Ein herbes Schicksal raubte der Mutter fast zu gleicher Zeit den geliebten Gemahl und die älteste Tochter, Beide in der Vollkraft des Lebens, und verwandelte die Tage der Freude in eine lange Zeit des düstern Kummers. Die edle Dulderin Marie entzog sich jetzt der geräuschvollen Welt. Auf dem Lieblingssitz Pawlowsk widmete sie ihre Muße der Erziehung der Kinder und

der Verminderung des menschlichen Elends. Unter ihrer Oberaufsicht stehen alle öffentlichen kaiserlichen Erziehungsanstalten im weiten russischen Reiche. Die damit verknüpften mannichfachen Geschäfte werden durch mehrere damit verbundene weitläuftige Institute beschwerlicher gemacht. So ziehen die von der Kaiserin Katharine der Zweiten gestifteten großen Findelhäuser in Moskau und Petersburg einen bedeutenden Theil der Einkünfte aus den öffentlichen Leihhäusern, und machen strenge Aufsicht auf diese Anstalten nothwendig. Bei den vielen, anfänglich wegen der großen Verbesserungen und neuen Einrichtungen höchst mühsamen Arbeiten, wurde die Mutter von der gleichgesinnten Tochter Katharine, ungeachtet der Jugend derselben, sehr unterstützt; denn sie war bei der Thronbesteigung ihres Bruders, des jetzigen Kaisers Alexander (am 24sten März 1801) noch nicht volle dreizehn Jahr alt.

Aber Katharinens lebhafter Geist eilte stets den Jahren voraus. Er trieb sie zu Kenntnissen, welche gewöhnlich dem männlichen Geschlecht vorbehalten bleiben, und zu sehr ernsthaften Beschäftigungen. Dadurch entwickelte sich eine nur in reifern Jahren gewöhnliche Regelmäßigkeit und Ausdauer bei allen Arbeiten, und der Verstand erhielt die seltene Fertigkeit, aus den künstlichen Verschlingungen des Truges und der Schmeichelei das Wahre herauszufinden, und zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks die richtigen Mittel zu wählen. Durch die hohe Geisteskraft, durch den geübten Kunstsinn und eine dadurch geregelte Einbildungskraft, und durch das fromme Gemüth bildete sich ein Charakter, der Jedermann Bewunderung und Verehrung abzwang. Katharine mit ihrer natürlichen Anmuth, zarten Liebe und himmlischen Geduld, wurde der Liebling der Mutter und der Geschwister.

Vorzüglich schätzte sie der Bruder, der hochherzige Kaiser Alexander, dessen innigstes Vertrauen sie ihr ganzes Leben hindurch behielt.

Ein Jahr nach dem Tode der zweiten Schwester Helene, verließ auch die dritte Großfürstin Marie das Kaiserhaus und vermählte sich am 3ten August 1804 mit dem Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar. Jetzt erhielt die sechzehnjährige Großfürstin Katharine, als älteste Prinzessin am russischen Hofe, einen eigenen Hofstaat. Von dieser Zeit an machte die Erziehung der jüngsten neunjährigen Großfürstin Anne (geboren am 18ten Januar 1795) einen Theil ihrer Beschäftigung aus.

Katharinens Bildung war vollendet. Bei aller Vorliebe zu den ernsten Wissenschaften beherrschte doch das jugendliche unverdorbene Herz eine hervorstechende Neigung zum Idyllischen. Ein heiteres, unschuldiges Leben in steter Gemeinschaft mit der Gottheit und den höhern himmlischen Wesen, so wie es uns die Dichter mit reizenden Farben im goldenen Zeitalter malen, das war das Vorbild, das zu erreichen das kindlich fromme Gemüth strebte. Diese Neigung hätte sehr nachtheilig werden können, wenn bei der Wahl des künftigen Lebensgefährten nicht die eigene Wahl des Herzens, sondern die gewöhnliche höfische Convenienz und der unter dem Zauberwort der Landeswohlfahrt versteckte Zwang, eine entscheidende Stimme gehabt hätte. Katharine war aber so glücklich, daß eine zärtliche Mutter und der kaiserliche Entschluß des Bruders nur rathend, nicht unbedingt entscheidend, hier einwirkten. Deshalb blieb der bei dem Beherrscher Frankreichs durch die enge Verbindung der beiden großen Kaiserreiche entstandene und von ihm leise geäußerte Wunsch, die Großfürstin zur Gemahlin zu erhalten, unberücksichtigt. Die zartfühlende Katharine konnte nie einen

Menschen lieben, der die von ihr verehrte Königin Luise von Preußen, in dem Bulletin nach der Jenaer Schlacht, auf's gröblichste beleidigt und dadurch eine gemeine Denkungsart und ein rachsüchtiges Herz offen dargelegt hatte. Gegen die Verbindung mit einem solchen rohen Menschen sträubte sich die Großfürstin und die Mutter unterstützte sie auf's kräftigste.

Um diese Zeit traten zwei andere Bewerber auf, zwar nicht von so hohem Range als der verschmähete Corse, aber dafür liebenswürdiger und von edlem deutschen Sinn, nämlich der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, ein sehr schöner Mann und Generalmajor im russischen Heere, und der Prinz Georg von Holstein-Oldenburg, der zweite Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, Fürsten zu Lübeck und Herzogs zu Holstein-Gottorp, ein nachher Verwandter der kaiserlichen Familie. Auch Georg und sein Bruder, der Erbprinz, waren bei dem russischen Heere angestellt. Zwischen zwei solchen Bewerbern zu wählen, war nicht leicht; jeder von ihnen besaß ungewöhnliche Geisteskräfte, ein edles, gefühlvolles Herz und hohen männlichen Muth. Lange schwankte die Großfürstin, aber endlich erklärte sie sich für den Prinzen Georg, gebildet durch die ersten Dichter Deutschlands und einen warmen Verehrer Schillers. Er selbst hatte sich mehrmals nicht unglücklich auf dem Gebiet der Dichtkunst versucht, auch seine Empfindungen für die Geliebte, welche er mit dem höchsten Feuer der jugendlichen ersten Liebe verehrte, in Versen ausgedrückt *).

*) Im Jahre 1810 ließ der Prinz zu Moskau eine kleine Sammlung seiner Gedichte, unter dem Titel: „Poetische Versuche" drucken, wozu seine Gemahlin sinnige Vignetten gezeichnet hatte. Sie veranstaltete auch nach seinem Tode

Der Prinz Georg verkannte es nicht, welcher gefährliche Nebenbuhler der Prinz Leopold sey und welche Schwierigkeiten er überwinden müsse, um zu seinem Ziel zu gelangen. Allein im hohen Gefühl der Begeisterung für seine angebetete Katharine, trat er männlich in die Schranken und errang den Sieg. Ein Jahr nachher, als er das Jawort erhalten hatte, sagte er selbst in dem Gedicht zur Feier des 28sten Octobers 1808:

„Daß ich den schönsten Nebenbuhler selbst nicht scheute,
Das war mein größtes Meisterstück!
Dem dank', im Wonnetaumel froh gewiegt, ich heute,
Dem dank' ich noch mein spätes Glück."

Die öffentliche Verlobung am Hofe fand erst am $\frac{1}{13}$ten Januar 1809 Statt, und die feierliche Vermählung am $\frac{18}{30}$sten April desselben Jahres.

Um dem Prinzen eine standesmäßige Beschäftigung zu geben, machte ihn Kaiser Alexander zum General-Gouverneur über die drei vereinigten Gouvernements Twer, Nowogrod und Jaroslaw, und übertrug ihm zugleich die General-Direction der Wasserbau-Communicationen. Das letztere Amt war mit vielen Arbeiten und Reisen verknüpft, aber auch für das russische Reich von großer Wichtigkeit. — Zur Residenz des jungen Ehepaars wurde

---

aus dem poetischen Nachlaß einen Nachtrag, der im Jahre 1813 zu Petersburg im Druck erschien. Beide Sammlungen waren nicht für die große Lesewelt bestimmt, sondern wurden nur an Vertraute des Fürstenpaars geschenkt. — Herr Hofrath Reinbeck zu Stuttgart hat in der vortrefflichen Lebensbeschreibung der Königin Katharine Paulowne (in der eleganten Zeitung 1819, Nro. 110 — 120) einige Proben aus dieser Sammlung mitgetheilt, woraus die hier angeführten Bruchstücke genommen sind.

Twer bestimmt. Diese Stadt liegt an der großen Straße von Petersburg nach Moskau und ist 565 Werste (80 deutsche Meilen) von der erstern und 163 Werste (23 deutsche Meilen) von der letztern entfernt. Durch die Wolga, Twerza und Tmak, welche sich hier vereinigen, wird die auf einer Anhöhe erbauete Stadt in drei Theile zerschnitten. In den frühern Zeiten hatte Großfürst Wladimir eine kleine Festung im Jahr 1182 anlegen lassen. Erst im Jahr 1220 bauete Jaroslaw der Zweite dabei eine Stadt, die bald darauf die Hauptstadt eines abgesonderten Großfürstenthums für eine jüngere Linie des Herrscherstamms wurde. Als Residenzstadt erhielt sie von den nachfolgenden Regenten bedeutende Vergrößerungen. — Im Jahr 1768 brannte sie größtentheils ab. Katharine die Zweite ließ sie regelmäßiger, mit schönen Straßen, großen Plätzen und ansehnlichen Gebäuden wieder aufbauen. Die Stadt hat ein in edlem Styl angelegtes großes Schloß, mehrere Klöster und an dreißig steinerne Kirchen. Sie treibt bedeutenden Handel, der durch die Lage an drei Strömen und an einer großen Hauptstraße sehr begünstigt wird.

In Twer verlebte die Großfürstin frohe und glückliche Tage. Sie übernahm selbst die obere Leitung des bedeutenden Hofstaats und führte darin eine in den fürstlichen, vorzüglich russischen Haushaltungen ungewöhnliche Ordnung ein, auf die sie mit der größten Strenge hielt. Diese wirthschaftliche, prosaische Beschäftigung abgerechnet, war ihr Leben wahrhaft romantisch, und die süßesten Jugendträume verwirklichten sich. Unzertrennlich waren die beiden Gatten. Mußte er die Provinzen bereisen, welches sein Dienst oft nöthig machte, so begleitete sie ihn. Hielt er sich in Twer auf, so arbeitete er gewöhnlich in einem Zimmer, das durch eine halb offen

stehende Thüre mit dem Zimmer der Großfürstin in Verbindung stand. Wenn dann bei den Arbeiten mit dem Kanzleidirector v. Born verwickelte Geschäfte vorkamen, oder die Menge der Sachen den Prinzen erschöpften und ihn mißmuthig machten, dann rief er: „Kathinka!" und sie, meistens mit Malereien beschäftigt, antwortete: „Georg!" und verschwunden war aller Unmuth durch den Zauber ihrer Stimme, und die mühseligsten Arbeiten wurden leicht beendigt. In geschäftsfreien Stunden lebten beide Gatten nur sich. Arm in Arm durchwandelten sie den großen Schloßgarten, entwarfen Ideen zur Verschönerung des Wohnsitzes, zur Unterstützung der leidenden Menschheit; oder sie beschäftigten sich mit den schönen Künsten, oder übten sich wechselseitig in den Muttersprachen. Sie vervollkommnete ihn in der russischen Sprache und er machte sie auf den großen Gedankenreichthum und auf den erhabenen Geist in den großen deutschen Dichterwerken aufmerksam. Im Vollgefühl des reinsten häuslichen Glücks konnte er sagen:

Die Gegenwart.

Für mich giebt's keine schön're Zeiten,
Mir lacht der holden Liebe Glück,
Die Stunden mir im Flug' entgleiten,
Ich hemmte gern den Augenblick.
Mich reizet nicht das alte Fabelland,
Mich führt die sel'ge Freud' am Gängelband,
Und vor mir stehet frei von Schuld und Fehle
Ein Weib mit schöner Form und reiner Seele.

Mit keinem Sterblichen zu tauschen,
Den fühllos keine Thräne rührt,
Dem Freuden leer vorüber rauschen,
Der sich dem Glücke selbst entführt; —

Ist Seligkeit für den, der wonnig weilt
Am Gattenarm, der alle Bürden theilt! —
Doch eine Bitte, Götter! laßt uns flehen:
Zu euch auf einem Wölkchen übergehen.

Dem fürstlichen Ehepaare fehlte es in Twer nicht an Zerstreuung. Viele Fremde von hohem Range, oder von ausgezeichneter Bildung, ließen sich am prinzlichen Hofe vorstellen, und wurden mit Auszeichnung aufgenommen. Auch viele deutsche Lehrer auf der nahe gelegenen Universität Moskau hatten ungehinderten Zutritt am Hofe, und unterhielten sich mit dem Prinzen über die Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften. Bei solchen Besuchen fand kein steifer, beengender Hofton Statt; mit Milde und himmlischer Güte empfingen der Prinz und seine Gemahlin den Gast, und durch das bewiesene Zutrauen erweckten sie die höchste Ehrfurcht und Liebe.

Es nahte sich der Zeitpunkt der Entbindung der Großfürstin. Das fürstliche Paar eilte auf das Schloß Paulosk bei Petersburg, um daselbst durch die treue Mutterpflege und durch die zarte Sorge der Geschwister die körperlichen Leiden weniger fühlbar zu machen. Am Lager der geliebten Großfürstin saßen oft Mutter und Gatte, Beide emsig mit Arbeiten beschäftigt, und warteten die kranke Tochter und Gattin. Konnte der vielbeschäftigte Kaiser Alexander einige freie Augenblicke gewinnen, so nahm er Theil an der Unterhaltung. Dann bildeten der Kaiser, die Mutter und der Gemahl eine Gruppe um das Lager der Wöchnerin, würdig, durch den Pinsel verewiget zu werden. Größere Zärtlichkeit und Geschwisterliebe ist wohl nicht leicht in einer Familie anzutreffen.

Kaiser Alexander wollte seinen am $\frac{18}{30}$ten August 1810 gebornen Neffen zum Großfürsten von Rußland erheben,

wenn er in der griechischen Kirche aufgenommen würde. Allein der Vater lehnte dieses Anerbieten, als unverträglich mit den Verhältnissen eines deutschen Fürstensohnes, ab. Vielleicht schwebten ihm dunkel die unglücklichen Schicksale solcher Personen im vorigen Jahrhundert vor Augen und bestimmten ihn zu diesem Entschluß. Das Kind wurde als Prinz von Oldenburg lutherisch getauft (das erste Beispiel aus der kaiserlichen Familie), und erhielt die Namen Friedrich Paul Alexander.

Nach der Wiedergenesung kehrte die Großfürstin mit dem Gemahl nach Twer zurück, und setzte das vorige glückliche Leben fort, das durch öftere Reisen nach Petersburg noch mehr Mannichfaltigkeit erhielt. — Noch jetzt sehen Stadt und Land mit Wehmuth auf die schönen Zeiten zurück, in denen hier ein edles Fürstenpaar lebte und Segen und Frohsinn um sich verbreitete; denn Jeder, der in seine Nähe kam, wurde von der anspruchlosen Milde und großen Herzensgüte unwillkührlich zur Bewunderung hingerissen.

In dem frommen Gemüth des Prinzen waren Härte und Starrsinn verbannt. Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen waren die mächtigen Hebel, welche Ordnung in den Geschäften erhielten und die Untergebenen zu pünktlicher Ausführung der ihnen obliegenden Geschäfte antrieben. Ein sanfter Verweis aus dem Munde des Prinzen, ein Merkmal der Unzufriedenheit auf seinem Gesicht, wirkte kräftiger, als die stolze Miene, das Poltern und die rauhe Behandlung mancher Fürsten und Großen. Durch dieses wohlwollende Benehmen, ohne Vernachlässigung der Geschäfte, erwarb sich der Prinz die völlige Zufriedenheit seines Monarchen.

Mehr auf den stillen häuslichen Kreis beschränkte sich die Thätigkeit der Großfürstin Katharine. So weit ihre

Kräfte reichten, wurden Menschen der drückenden Armuth entrissen, Kranke gestärkt, Waisen erzogen und überhaupt menschliches Elend verringert. Aus Scheu vor Katharinens leisen Vorwürfen und strafendem Blick milderte mancher russische Große die Härte gegen Leibeigene und Hausleute. So war sie ein himmlisches Wesen, daß nur Wohlthaten und Glück um sich her spendete.

Bald aber veränderte sich die Scene. Ein feindlicher Dämon zertrat die Keime des menschlichen Wohlseyns und verbreitete über Rußland großen Jammer. Napoleon, der Franzosen-Anführer, erschien an der Gränze des Landes, um Rache zu nehmen, daß der edle Kaiser Alexander die Selbstständigkeit seines Reichs bewahrte und nicht ein bloßes Werkzeug zur Ausführung der Pläne des Corsen seyn wollte. — Schon im Jahre 1810 hatte er dem Vater des Prinzen Georg die deutschen Länder geraubt und sie nebst Westdeutschland mit Frankreich vereinigt, ohne auf Entschädigung für die verjagten Landesfürsten zu denken. Daß durch einen solchen Gewaltstreich der Kaiser Alexander in hohem Grade beleidigt werden mußte, kümmerte den Corsen nicht, der die zarte Behandlung und die vielen Beweise der Achtung in einer kurz vorhergegangenen Zeit vergessen hatte und übermüthig einen blutigen, verheerenden Krieg anfing, nicht um verletzte Ehre zu rächen, oder um das Reich vor gewaltsamen Einfall oder schimpflicher Zertheilung zu schirmen, sondern um eine Lieblingsidee auszuführen. Es sollte Englands Handel gänzlich zerstört, ihm Indien geraubt und Frankreich zum allgemeinen Gesetzgeber der gebildeten Nationen erhoben werden.

Durch diesen Krieg im Jahr 1812 gerieth Rußland in eine sehr gefahrvolle Lage. Schon war es seit einigen Jahren mit den Türken in einem kostspieligen, aber glück-

lichen Kriege verwickelt. Ein solcher Krieg machte große Anstrengungen nöthig; denn noch wenige Jahrzehente zuvor war es kaum der vereinigten Macht Rußlands und Oesterreichs möglich gewesen, den muthigen Anfall der Türken kräftig abzuwehren und zuletzt einen vortheilhaften Frieden zu erkämpfen. Jetzt stand Rußland allein da und mußte nicht allein den Anfall dieser Türken, sondern auch den Einbruch der von Frankreich aufgeregten Westperser abhalten; war aber bis dahin gegen beide Völker sehr glücklich gewesen.

Buonaparte hatte weislich den günstigsten Zeitpunkt und die besten Maßregeln zu Rußlands Verderben gewählt. Ihm waren die großen Hülfsmittel nicht unbekannt, welche der edle Alexander in der Liebe der Unterthanen und der mächtige Monarch in der natürlichen Beschaffenheit des großen Reichs besaß. Aber diese Vortheile sollten verschwinden gegen die ungeheuere Menschenmasse, welche sich an Rußlands Gränzen sammelte. Aus dem ganzen Europa, mit Ausnahme Englands, wurden Menschen den friedlichen Wohnsitzen entrissen und gewaltsam zu Feinden der Russen gemacht. Spanier, Portugiesen, Italiener, Deutsche, Preußen, Polen und die Bewohner der österreichischen Monarchie, mußten sich mit den Franzosen vereinigen, um über Rußlands Bewohner unendliche Leiden eines verheerenden Krieges zu verbreiten. Auch Schweden drohete, Finnlands Verlust mit Gewinn zu rächen. So war Rußland vom caspischen Meere an, bis hoch ans weiße Meer hin, mit einer Kette von Feinden umzogen, von denen die meisten schon oft das Schrecken ihrer Widersacher gewesen waren.

Aus dieser großen Gefahr rettete Alexander das Reich durch Weisheit und Standhaftigkeit, und aus Liebe zu ihm und dem theuern Vaterlande opferte jeder brave Russe

Gut und Leben. — Mit den Schweden wurden glückliche Unterhandlungen eingeleitet und dadurch ihre Theilnahme am Kriege verhindert. Durch Englands Vermittelung kam mit den Türken ein Friede zu Stande, in welchem aber mancher errungene Vortheil wieder verloren ging. Etwas später wurde Persien zum Frieden gezwungen. Preußens und Oesterreichs Angriff beschränkte sich nur auf das Nothwendige, welches in den mit Buonaparte abgeschlossenen Verhandlungen ausdrücklich festgesetzt war.

Aber die Folgen dieser glücklichen Unterhandlungen konnten nicht sogleich beim ersten fürchterlichen Einbruch des französischen Beherrschers sichtbar werden, erst weit später äußerten sie ihre glückliche Wirkung. Den ersten Stoß des Feindes ganz abzuwehren, überstieg die Kräfte Rußlands, so sehr es sich auch anstrengen mochte. Deshalb blieb nichts übrig, als diesen Anstoß möglichst zu schwächen und die eigenen Streitkräfte bis zum günstigen, entscheidenden Zeitpunkt zu schonen. Jedes Heer, auch das stärkste, wird immer schwächer, je weiter es in die feindlichen Länder vordringt. Deshalb zogen sich die russischen Heere, doch stets kämpfend, so lange zurück, bis durch Entwickelung der Kräfte der Nation, durch die glücklichen Folgen der Unterhandlungen und durch die große Entfernung des Feindes von seinen Hülfsmitteln ein Gleichgewicht zwischen den beiderseitigen Streitkräften herbeigeführt wurde. Von diesem Zeitpunkt an war Rußland gerettet; und die Rettung wurde um so schneller herbeigeführt, da Buonaparte selbst dem Himmel getrotzt und die Naturkräfte zu Verbündeten der Russen gemacht hatte.

Vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten wurde in den Provinzen in der Nähe des Kriegsschauplatzes eine allgemeine Landesbewaffnung anbefohlen. Auch der Prinz

Georg sorgte rastlos, daß in seinen Kreisen die Landwehr schnell errichtet wurde. Dabei war seine Gemahlin sehr thätig. Ueberall wurden Unbemittelte ausgerüstet und die Ausgerüsteten in den Waffen geübt. Ein ganzes Bataillon errichtete die Großfürstin auf ihre Kosten und aus ihren Bauern. Diesem Beispiele folgten die großen Gutsbesitzer. Ueberall übten sich Männer und Jünglinge in den Waffen, versammelten sich kleine Haufen eingeübter Soldaten zu größern Abtheilungen und zogen nach der Landesgränze hin, um das theuere Vaterland zu schirmen.

Der Prinz organisirte erst in Nowogrod, dann in Twer und zuletzt in Jaroslaw den Landsturm *). Ueberall

*) Auch durch Kriegsgesänge suchte der Prinz die Russen in dieser stürmischen Zeit zur Vertheidigung des Vaterlandes zu entflammen. Von ihm ist nachstehender, in Nro. 113. der eleganten Zeitung 1819 abgedruckter

Kriegsgesang.

Euch winkt der Ruhm, der Allmachtruf der Pflicht ertönt!
Ruthenia's Helden! auf, erhebt euch, versöhnt
Die Welt! — Der rauhe Norden wird ein Zufluchtsort,
Der Feind erliegt, und Friede folgt auf langen Mord.
Die Völker trauern und die Thronen stürzen ein,
Uns schützt ein edler Muth, der heil'gen Fahne Schein!
Vor Alexanders Heer weht sie im Siegesflug
Und führt im rauschenden Triumph den Kaiserzug.
Dein werde, Volk der Reussen, stolzer dich bewußt!
Des Russen Blut ist warm, und ehern seine Brust.
Sein höchster Stolz ist Sieg, ihm dankt er seinen Rang,
Und seine höchste Lust ist kühner Schlachtgesang.
Dem Norden dräue nicht, verwegner Gallier!
Ihm wich der ewige Koloß, ihm Roma's Heer;
Es fühlt auch jetzt sich frei des kalten Nordens Sohn,
Und fromme Liebe schützt des milden Herrschers Thron.

begleitete ihn die hochschwangere Gattin. In Jaroslaw wurde sie am $\frac{1}{2}\frac{2}{3}$ten August 1812 von dem zweiten Prinzen, Friedrich Constantin Peter, während der größten Unruhen und Besorgnisse entbunden. Zwei Tage nachher wurde in der heftigen Schlacht bei Smolensk diese Stadt (55 Meilen von Moskau, 102 Meilen von Petersburg) zum großen Theil verbrannt, und das russische Heer zum Rückzuge genöthigt.

Hätte Buonaparte sich mit diesem Siege begnügen lassen und die eroberten vormaligen polnischen Provinzen neu organisirt, so konnte er im folgenden Frühjahre den Dnieper zur Grundlage seiner künftigen Kriegesoperationen machen. Dann standen ihm bedeutende Hülfsquellen zu Gebote, um den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, und nur mit der größten Anstrengung wäre es möglich geworden, ihn aus Polen und einem Theile Deutschlands zu drängen. Allein verblendet von dem bisherigen Kriegesglück und um den Krieg zu beendigen, bevor das durch den Frieden mit der Türkei frei gewordene russische Heer zum Beistande der Waffenbrüder eilen konnte, machte er auf Moskau eine linienförmige Bewegung ohne alle Haltung und Sicherheit. Zwar hielt er nach einer großen, sehr hartnäckigen Schlacht bei Moschaisk (14 Meilen von Moskau) am 14ten September seinen Einzug in die alte

---

Ihr Sieggekrönten, führt auch uns des Ruhmes Bahn,
Und klimmt zum Tempel der Unsterblichkeit voran!
Erringen will der Feind der Welt Alleinbesitz;
Zerschmetternd fall' auf ihn Ruthenia's Rächerblitz!
Und ihr, die schon die Schlacht zum Schattenland' entführet,
Euch siegend folgen, sey der Schwur, der euch gebührt.
Wir kämpfen kühn, auf Thaten stolz, der Väter Streit.
Für uns ist Gott, für uns ist die Gerechtigkeit.

Czarenstadt; allein eine fürchterliche Feuersbrunst zerstörte diese Stadt und das Glück des Weltenstürmers. Aus dem Aschenhügel erhob sich Europens freundlicher Schutzgeist und brachte der Menschheit die verlorne Freiheit zurück.

Ein Jahr vor der Leipziger Völkerschlacht (am 18ten October 1812) begann der merkwürdige Rückzug von Moskau, welcher durch das Racheschwerdt der Russen, durch Kälte und Hunger, unaussprechliches Elend über viele Tausende von Menschen herbeiführte. Zwar wurde jetzt Rußland von allen Feinden befreiet, aber durch die vielen Verwundeten und Sterbenden entstand eine tödtliche ansteckende Krankheit, die sich über Rußland, Polen, Preußen und Deutschland verbreitete.

Auch in Twer, wohin die Großfürstin Katharine mit dem Gemahl wieder zurückgekommen war, befanden sich Spitäler für die Vaterlandsvertheidiger. Damit die Kranken alle Hülfsleistungen erhielten, und daß dabei keine Mißbräuche einreißen sollten, besuchte der menschenfreundliche Prinz selbst mehrmals die Krankenanstalten. In Ausübung dieses edlen Geschäfts wurde er von einem bösartigen Nervenfieber angesteckt. Ungeachtet der angestrengtesten Bemühungen der Aerzte, ungeachtet die Großfürstin nicht von seinem Lager wich und ihn Tag und Nacht pflegte, war doch keine Hülfe möglich. Auch der Prinz fühlte das herannahende Lebensende, und wünschte nur noch einmal den ältesten Sohn, der in Jaroslaw geblieben war, zu sehen, um ihm den Vatersegen zu ertheilen. Der Wunsch konnte nicht mehr erfüllt werden; denn der Tod eilte zu schnell herbei. Nur seine Dienerschaft konnte der Sterbende noch der zärtlich geliebten Gattin empfehlen, und von der Trauernden Abschied

nehmen. Er verschied in ihren Armen am $\frac{15}{27}$ten December 1812.

Bis zu diesem erschütternden Augenblick hatte die Hoffnung zur Genesung des Gemahls die Großfürstin aufrecht erhalten, hatte sie vermocht, der Gefahr der Ansteckung zu trotzen und selbst den Tod nicht zu scheuen. Kaum aber war der letzte Athemzug des Gatten verwehet, so sank sie bewußtlos dahin. Die heftigsten Krämpfe zerrütteten den zarten Bau des Körpers und veranlaßten die Anlage zur steten Kränklichkeit. Der sonst so kräftige Geist verlor die Herrschaft über die Einbildungskraft. Bilder einer untergegangenen glücklichen Zeit wechselten mit Gemälden des Jammers und Schreckens in wilder, fliegender Eile ordnungslos unter einander.

Mit der größten Vorsicht wurde sie nach Petersburg gebracht, wo es der sorgfältigen Mutterpflege und der zartesten Geschwisterliebe endlich gelang, die heftigen Ausbrüche des Schmerzes in stille Trauer um den geliebten Todten zu verwandeln, und Geist und Körper zu stärken. Im Frühjahre 1813 besuchte sie die Heilquellen Böhmens, woselbst der Körper noch mehr genas, der Geist aber durch politische Beschäftigungen in jener thatenreichen Zeit die nöthige Zerstreuung erhielt, und dadurch an Spannkraft gewann. Immer aber blieb in ihrer Seele, früher nur für Wohlwollen und Liebe empfänglich, eine Bitterkeit gegen den Urheber zahlloser Leiden des Vaterlandes, ja vom ganzen Europa. Sie gebrauchte jetzt die großen Geistestalente, um die allgemeine Freiheit zu erringen und den grausen Menschenwürger zu vernichten. Dieses Ziel hatte sie bei allen ihren wichtigen Unterhandlungen vor Augen, und unterstützte darin die Entwürfe des kaiserlichen Bruders, der ihr sein volles Vertrauen schenkte und sie mit den Geheimnissen der europäischen Höfe in genaue

Bekanntschaft setzte. Durch ihre Thätigkeit in Böhmen und nachher in Wien wurde zwischen Rußland und dem mit Frankreich durch enge Bande verknüpften Oesterreich eine Annäherung eingeleitet, die zuletzt in einen feierlichen Bundesvertrag zum Bekämpfen des gemeinsamen Feindes überging.

Noch hatte Buonaparten das Glück nicht ganz verlassen. Auf Lützens und Bautzens Schlachtgefilden blieb er unbesiegt, und bis zu Schlesiens Hauptstadt konnte er mit neugeschaffenen Heeren vordringen. Doch fühlte er schon auf's empfindlichste den tapfern Widerstand der vereinten russischen und preußischen Heere. Von beiden Seiten dachte man neue Streitkräfte zu sammeln, um den hartnäckigen Gegner zu zermalmen, und um diesen Zweck zu erreichen, wurde unter dem trügerischen Bilde, in Prags Mauern Europa den Frieden zu bereiten, eine mehrwöchentliche Waffenruhe zugestanden. Nach Ablauf derselben vereinigten sich Oesterreichs Heerschaaren mit den russischen und preußischen Freiheitskämpfern und Napoleons Macht wurde bei Dresden, an der Katzbach und bei Berlin auf's heftigste erschüttert.

In dieser Zeit hatte sich die Großfürstin Katharine in Wien, dem Orte der wichtigsten europäischen Verhandlungen, aufgehalten, hoch verehrt vom Kaiserhause und mit der innigsten Freundschaft der damaligen Kaiserin Marie Antonie Luise, Tochter des Erzherzogs Ferdinand, beschenkt. Diese selbst kränkelnd, und nach zwei Jahren das fromme Leben endend, fand in dem Umgang der zartfühlenden Großfürstin Trost und Ausdauer in den Körperleiden. Auf ihre Veranlassung durchreiste Katharine, in Gesellschaft des Erzherzogs Johann, die an Naturschönheiten reiche Steiermark. Durch diese Reise an Geist und Körper neu gestärkt, wollte sie nach Prag

sich begeben, um dem Kriegsschauplatze näher zu seyn. Aber schon in Linz erhielt sie die frohe Nachricht von der großen Völkerschlacht bei Leipzig (18ten October 1813), und daß Buonaparte dem Rheine zu eile, um hinter ihm Schutz gegen die siegreichen Heere der Verbündeten zu suchen. Sie hielt sich deshalb nur wenige Tage in Prag auf, holte ihre Schwester Maria, Erbprinzessin von Weimar, ab, und reiste mit ihr nach Frankfurt am Main, in das Hauptquartier des Kaisers Alexander. Bei ihm suchte sie das Gesuch der Schweizer, um Neutralität des Landes, zu unterstützen. Anfänglich schien es, als könnte dieser Wunsch erfüllt werden. Bald aber überzeugte sie sich in Schafhausen, wohin sie der Bruder gerufen hatte, daß eine solche Neutralität mit dem großen Freiheitskampfe unverträglich sey. Katharine benutzte den mehrwöchentlichen Aufenthalt in Schafhausen, das Land und die Einwohner, wofür sie schon durch den Jugendunterricht Vorliebe erhalten hatte, kennen zu lernen, so viel es die rauhe Winterszeit erlaubte.

Während die verbündeten Heere den starrsinnigen Feind im Innern Frankreichs aufsuchten und bekämpften, machte Katharine (im Januar 1814) eine Reise durch Stuttgart, Frankfurt, Cassel, Göttingen, Hannover, Bremen, nach Oldenburg zum Schwiegervater, der nach der Leipziger Schlacht seine Länder wieder erhalten hatte und jetzt in der Mitte der Unterthanen als Vater lebte. Auf dieser ganzen Reise entging der Großfürstin nichts, was Natur und Kunst Vorzügliches darbot. Nicht Stand und Geburt, nur höhere Geistesbildung und edler Eifer für Völkerglück und Landeswohlfahrt, konnte ihre Aufmerksamkeit fesseln. Deshalb gefiel ihr Göttingen mit der großen Masse von Geisteskräften und mit den Unterrichtsanstalten, von welchen sie sich eine genaue Kenntniß

zu verschaffen suchte. In Oldenburg hielt sie sich einen Monat lang auf und beschäftigte sich mit den Erbschaftsangelegenheiten ihrer beiden Söhne. Durch das zarte kindliche Betragen gegen den sechzigjährigen Herzog erwarb sie sich die hohe Verehrung desselben, und durch die natürliche Milde die größte Ehrfurcht des Landes. Hier lernte sie zuerst die große Anhänglichkeit der Deutschen an angestammte Fürsten und die väterliche Liebe des Regenten gegen treugesinnte Unterthanen genau kennen, und das wechselseitige Schauspiel der Treue und des Wohlwollens erweckte bei ihr große Zuneigung zu dem biedern deutschen Volke.

Von Oldenburg reiste sie nach Holland, um die Merkwürdigkeiten dieses Landes in Augenschein zu nehmen. Wie alle Russen, die in dieses Land kommen, besuchte auch sie die bekannte Hütte zu Saardam am Meerbusen Y. Sie liegt abgesondert von den übrigen Gebäuden und ist von schlechtem Holze, ohne alle Verzierung, gebauet. In derselben lebte zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein ganzes Jahr hindurch der große Czaar, Peter der Erste, als Schiffszimmermann, unter dem Namen Peter Michailow. Er arbeitete wie ein Tagelöhner, unterzog sich den strengen Zunftgesetzen, schlief auf einem noch jetzt in der Hütte vorhandenen hölzernen Bette und versagte sich alle Annehmlichkeiten des Lebens, um — seine unerfahrenen Unterthanen in dem Bau und in der Leitung großer Schiffe gründlich unterrichten zu können. Schon um dieser einzigen Handlung willen verdiente er mit Recht die Bewunderung der Nachwelt. Auch die Großfürstin zollte sie reichlich dem großen Ahnherrn.

Von Helvoetsluis schiffte sie nach der Themsenmündung in England über. Eine Seereise hat für jeden Landbewohner viel Anziehendes; mehr aber noch für die

Großfürstin, deren Aufmerksamkeit jeder neue Gegenstand im hohen Grade fesselte. Die mit einer solchen Reise, zumal zur Winterszeit, verbundenen Unannehmlichkeiten und die gewöhnliche Kränklichkeit konnten sie davon nicht abschrecken. Jetzt kam ihr zu statten, daß sie von ihrer Kinderwärterin, der Mistreß Druft, die sie auf ihren Reisen begleitete, englische Sitten und die englische Sprache genau kennen gelernt hatte und wie eine Landeseingeborne englisch sprach und schrieb. Dadurch wurde es ihr leicht, in England, dem Lande des Außerordentlichen, ihre Wißbegierde, die hier reichlich Nahrung fand, zu befriedigen.

Mit großer Auszeichnung wurde die Schwester Alexanders am englischen Hofe behandelt. Vorzüglich bewies ihr die Prinzessin Charlotte von Wallis, Tochter des Prinz Regenten und künftige Regentin des Landes, viele Aufmerksamkeit, welche zuletzt in einen engen Freundschaftsbund überging. Es war für diese Prinzessin, die nie Geschwister oder andere junge fürstliche Personen um sich gehabt hatte, ein sehr angenehmes Gefühl, eine vertraute Freundin zu besitzen, der sie ohne Zurückhaltung die geheimen Gedanken des jugendlichen reinen Herzens mittheilen konnte.

In London erhielt die Großfürstin die frohe Nachricht, Paris sey von den Verbündeten erobert, der Feind des Vaterlandes habe Thron und Land verloren und werde nach der Insel Elba verwiesen. Wie ein Zauberschlag wirkte diese Botschaft auf Katharinen. Der Geist erheiterte sich, die heftigen Krämpfe des Körpers minderten sich, und abgelegt wurden die Trauerkleider, beinahe anderthalb Jahr getragen; denn derjenige, welcher den bittersten Schmerz ihr erweckt, war bestraft und so der Tod

des geliebten Gatten und der Untergang vieler tausend Landesleute gerächt worden.

Bald darauf kam der Kaiser Alexander mit dem Könige von Preußen und vielen fürstlichen Personen des Festlandes nach England, um dieses merkwürdige Land, seine großen Hülfsmittel und seine künstlichen Anstalten zur Erhöhung des Wohlstandes und der Betriebsamkeit kennen zu lernen. Ueberall begleitete die Großfürstin ihren Bruder, selbst auf die Universität Oxford, wo die Monarchen die höchsten akademischen Würden annahmen. Die Engländer staunten nicht wenig, eine Prinzessin des kalten Nordens scharf und richtig über wissenschaftliche Anstalten und über die feinsten Erfindungen urtheilen zu hören und zwar in rein englischer Sprache.

Im Gefolge Alexanders befanden sich der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg und der Kronprinz (jetzt König) Wilhelm von Würtemberg. Daß der erstere und nicht der niederländische Erbprinz mit der Hand der Prinzessin Charlotte die Aussicht zum englischen Throne erhielt, bewirkte zum Theil die Großfürstin Katharine, die bei den vielseitigen Unterhandlungen für ihre Freundin sehr thätig war.

Der Kronprinz von Würtemberg wurde, als naher Verwandter des englischen Königshauses *), am Hofe und wegen seines im Freiheitskriege bewiesenen großen männlichen Muthes, und wegen seiner Liebenswürdigkeit in den höhern Gesellschaftskreisen sehr ausgezeichnet. Auch die Großfürstin Katharine bewies ihrem Vetter viel Aufmerksamkeit. In seiner Gesellschaft fuhr sie, nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in England, von Dover nach

*) Seine Stiefmutter, die jetzige Königin Wittwe, ist eine Schwester des Prinz Regenten.

Calais über. Ihre fernere Reise ging durch Brüssel und Aachen nach Cöln, wo sie mit dem Kaiser Alexander und dem Herzog von Oldenburg zusammentraf, und über die Zukunft, sowohl für sich selbst, als für die beiden Söhne, das Nöthige verabredete.

Da sie noch immer einige körperliche Beschwerden empfand, so reisete sie den Rhein hinauf nach den böhmischen Heilquellen, die jetzt bei veränderter Geistesstimmung auffallend gut auf den Gesundheitszustand der Großfürstin einwirkten. Auf allen diesen Reisen wurden die vaterländischen Staatsverhältnisse mit gleicher Liebe, wie früherhin, behandelt. Auch ging sie nach beendigter Badekur (im September) nicht nach Rußland, sondern nach Wien, um daselbst die Ankunft ihres kaiserlichen Bruders, bei Eröffnung des Congresses, zu erwarten. Hier verweilte sie so lange, bis Buonaparte wieder von der Insel Elba kam und ganz Europa in Verwirrung zu stürzen drohete. Alle Thätigkeit bot sie auf, um das System der Verbündeten zu erhalten und den verhaßten Mann von dem durch Trug und List errungenen Thron zu stürzen. Erst nach der Abreise der Fürsten verließ auch sie Wien und besuchte in Gesellschaft ihres Schwagers, des Erzherzogs Joseph, in Ofen das Grab der Schwester, über deren frühzeitigen Verlust sich hier der Schmerz mit Heftigkeit erneuerte.

Nicht lange weilte sie in Ungarn, sie eilte, ohne wieder Wien zu berühren, nach Stuttgart, um die russischen Heere nach dem Rhein ziehen zu sehen. Hierauf ging sie nach Weimar, wohin von Wien aus ihr älterer Sohn gebracht war. Anfänglich hatte sie sich vorgenommen, in Oldenburg den Ausgang des Krieges abzuwarten, doch dieser Ort lag zu weit vom Kriegsschauplatze ab. Sie wählte deshalb Wiesbaden zu ihrem Aufenthalt und ge-

brauchte hier die Bäder drei Monate lang mit Nutzen. In diesem Zeitraum beschäftigte sie sich mit politischen Gegenständen, mit entworfenen Plänen für die Zukunft und mit einem Briefwechsel, welchen sie mit den geistreichsten Männern und Frauen in ganz Europa führte. Wiesbaden schien das Hoflager eines großen Monarchen zu seyn, so viele schriftliche Sachen wurden hieher gesandt und wieder abgeschickt. Der Großfürstin rascher Geschäftsgang konnte den Verhandlungen mancher Staatsbeamten zum Muster dienen.

Schnell wurde der Feldzug des Jahres 1815 durch Blüchers und Wellingtons Tapferkeit entschieden und Paris von diesen beiden Feldherren erobert, bevor noch die übrigen großen Heere der Verbündeten anrücken konnten, oder Gelegenheit erhielten, einen gleichen glänzenden Siegesruhm sich zu erwerben. Auch dem Kronprinzen von Würtemberg versagte es der Zufall, seine großen taktischen Kenntnisse und seinen hohen deutschen Muth in großen entscheidenden Schlachten zeigen zu können. Nur in der geschickten Leitung des Heeres und in einzelnen kleinen Gefechten war es ihm vergönnt, seine hohe Besonnenheit und ritterliche Tapferkeit herrlich zu beweisen. In der unglaublich kurzen Zeit weniger Wochen war Frankreich besiegt, Paris erobert, Ludwig dem Achtzehnten der väterliche Thron wieder gegeben und der Thronenräuber in gefängliche Haft gebracht.

Für Europa begann nach dreißigjährigen Unruhen und heftigen Bewegungen endlich ein sicherer, fester Friedenszustand, zwar anfänglich noch hin und wieder, wie gewöhnlich bei gewaltsam und lange aufgeregten Kräften, durch einzelne entgegenstrebende Einwirkungen gestört, die aber bald durch die weisen Maßregeln der Herrscher unterdrückt wurden. Mit dem Anfange dieser glücklichen

Zeit der Ruhe und des Friedens entsproß auch dem Kronprinzen von Würtemberg ein seltenes Erdenglück. Zu Frankfurt gab ihm die Großfürstin Katharine das Jawort.

Sie selbst brachte im October 1815 der Schwester, der Erbprinzessin Maria in Weimar, die Nachricht von dieser zweiten glücklichen Verbindung, und eilte nach Berlin, wo sie den Kaiser Alexander traf und mit ihm mehrere Einrichtungen für die Zukunft verabredete. In Petersburg wurde nach ihrer Ankunft daselbst (im December) die Auseinandersetzung des Erbtheils der beiden Söhne an die väterliche Verlassenschaft vorgenommen. Bei diesem Geschäfte sorgte die zarte Mutterliebe, daß durchaus keine Verkürzung des Antheils der Prinzen Statt finden durfte. Weit mehr gab Katharine her, als die Ehepacten verlangten, nämlich die größere Hälfte von ihrer reichen Aussteuer und von ihren sämmtlichen Capitalien. Und so erhielten die Söhne ein größeres Vermögen, als die Mutter, ja als die meisten Prinzen in Deutschland besitzen. — Aber sich ganz von den Kindern zu trennen, das vermochte das Mutterherz nicht. Stets wies sie das Ansinnen zurück, sie in Petersburg oder Oldenburg erziehen zu lassen; und hierin wurde sie von dem Kronprinzen, welcher der Braut schnell nach Petersburg gefolgt war, kräftig unterstützt. Auch er wollte die vielversprechenden Prinzen nicht aus seiner Nähe entfernen lassen.

Am 28sten December 1815, nach dem russischen Kalender, oder am 9ten Januar 1816, nach unserer Zeitrechnung, wurde das Brautpaar feierlich verlobt und am $\frac{1}{2}\frac{3}{4}$ten Januar 1816 die Vermählung mit großem Glanze vollzogen. Das junge Ehepaar verweilte noch einige Monate in Petersburg, um bei der Vermählung der jüngsten Großfürstin Anne mit dem niederländischen Kronprinzen Wilhelm (am $\frac{2}{2}\frac{4}{1}$ten Februar) gegenwärtig zu

seyn. Diese doppelten Feierlichkeiten veranlaßten in Petersburg viele Feste und ein seltenes Zusammenströmen von Fremden. Die Stadt schien nur ein Wohnsitz der Freude und der Pracht zu seyn. Bald aber folgten die Tage der Trauer, da die beiden letzten Prinzessinnen aus dem Kaiserhause schieden. Mit herbem Kummer rissen sich die Großfürstinnen aus den Armen der Mutter und Brüder, und jeder treue Russe empfand den heftigen Schmerz der Trennung; denn große Anhänglichkeit an den geliebten Regentenstamm findet man in der Brust jedes, auch des gemeinsten Russen. Hierin wetteifert er mit dem Deutschen.

Der Kronprinz von Würtemberg und seine Gemahlin verließen Petersburg am $\frac{2}{14}$ten März, und schon am $\frac{1}{13}$ten April hielten sie in Stuttgart ihren feierlichen Einzug. Für die Bewohner dieser Königsstadt war die kostbare Ausstattung der Kronprinzessin ein nie gesehenes Schauspiel. Große Transporte kamen aus Rußland an, und was sie mitbrachten, wurde in vielen Zimmern der schaulustigen Menge zum Anstaunen dargelegt. Schon fürchteten viele Personen, daß jetzt ein Hofstaat eingerichtet werden solle, dessen Aufwand das kleine verarmte Königreich nicht aufbringen könne. Aber wer dieß glaubte, kannte Katharinens Sinn für das Einfache nicht.

Der Pallast des Kronprinzen war für einen Erbherzog groß genug gewesen, für den Hofstaat eines Königssohns und künftigen Thronfolgers aber viel zu beschränkt. Es mußte darin Mehreres abgeändert und neu angelegt werden. Das junge Ehepaar fand aber bei seiner Ankunft die neuen Einrichtungen noch nicht fertig und mußte deshalb mit den beiden oldenburgischen Prinzen vorläufig das Haus des Prinzen Paul, Bruders des Kronprinzen, beziehen. Dieses Gebäude steht in Stuttgart auf einem

einsamen Platze, versteckt unter unansehnlichen Gebäuden, und hat nur sehr beschränkten Raum.

Die Kronprinzessin übernahm auch hier, wie früher in Twer, die obere Leitung des Hofstaats, und verbannte daraus alle in fürstlichen Hofhaltungen gewöhnliche Verschwendungen und überflüssige Ausgaben, welche nur einige untere Hofbedienten bereichern, dem Lande aber große Summen entziehen. Diese in Stuttgart ungewohnte Erscheinung erregte zwar unter den Höflingen Mißvergnügen und heimlichen Tadel; aber die Armen segneten dafür die Kronprinzessin, welche die ersparten Gelder zur Unterstützung der Bedürftigen, zur Sättigung der Hungrigen und zur Heilung der Kranken verwendete. Sobald sie die unverschuldete Noth eines Unglücklichen erfuhr, so sorgte sie für angemessene, oft reichliche Abhülfe, meist ganz im Verborgenen. Sehr oft erfuhren die Leidenden gar nicht, woher ihnen unerwartet Hülfe gekommen war.

Um das verarmte Königreich nicht zu belästigen, behalf sie sich nur mit einem kleinen Hofstaat, größtentheils aus gebornen Würtembergern bestehend. Aus Rußland brachte sie nur ihre eigene Kinderwärterin, die schon genannte Engländerin Drust, eine englische Wärterin bei dem jüngsten oldenburgischen Prinzen, eine russische Kammerfrau und den Kammerdiener des ersten Gatten mit. Zu diesen vier Personen kam noch in Stuttgart ein Oberhofmeister, eine Oberhofmeisterin und eine vom Kronprinzen selbst gewählte Hofdame, das Fräulein v. Baur, Tochter des aus Kotzebue's Leben bekannten russischen General-Gouverneurs *). Diese talentvolle und gebildete Frau hatte sich schon viele Jahre in Stuttgart aufgehal-

*) Erste Lieferung S. 22.

ten, und wußte sich bald das völlige Zutrauen der neuen Gebieterin zu erwerben. Die Correspondenz und auswärtigen Geschäfte der Kronprinzessin und der beiden Prinzen besorgte der Privatsecretair beim verstorbenen Prinzen, von Buschmann, ein geborner Oldenburger, russischer Staatsrath und Ritter des russischen Annen- und Wladimirorden und des würtembergischen Ordens der Krone. Er und der russische Staatsrath von Born hatten das völlige Vertrauen des verstorbenen Prinzen besessen. Der letztere war bei ihm Kanzleidirector gewesen und hatte ihn in der russischen Sprache unterrichtet. Nach dem Tode des Prinzen machte ihn die Großfürstin zu ihrem Vorleser und Bibliothekar und ließ die beiden jungen Prinzen in der russischen Sprache durch ihn unterrichten. Auch dieser allgemein geachtete Mann ist Ritter mehrerer Orden.

In Stuttgart gewann die Kronprinzessin bald durch kindliche Ehrfurcht und durch liebevolles Wesen das Herz des Schwiegervaters, des Königs Friedrich, eines Mannes, der mit fester Zuversicht und mit vieler Umsicht handelte und seinen Umgebungen die schuldige Ehrerbietung einzuflößen wußte. Allein der Schwiegertochter geübter Blick in verwickelte Staatshändel, ihr richtiges Urtheil, und auf ausdrückliches Verlangen und mit schonender Zurückhaltung gegeben, verschaffte ihr bald das ganze Vertrauen des Königs. Dieses Zutrauen benutzte sie wieder, um sich über alle, Würtemberg betreffende Angelegenheiten die genaueste Auskunft zu verschaffen, und sich zu den großen Pflichten einer Landesmutter, im wahren Sinne des Worts, vorzubereiten.

Dem Könige war jede Gelegenheit erwünscht, wo er konnte der geliebten Schwiegertochter ein Vergnügen machen. So gefiel ihr die reizende Lage und die schöne

Aussicht des kleinen Schlosses Bellevue, eine halbe Stunde von der Hauptstadt an der Kunststraße nach Cannstadt hin gelegen, und sogleich schenkte er es ihr. In frühern Zeiten hatte er es schon einmal seinem Liebling, dem Grafen Dillon gegeben, es aber nachher wieder gegen reichliche Entschädigung zurückgenommen. Das Schloß liegt in einem freundlichen Thale an dem Neckar. Rechts hat es die Aussicht nach dem hohen Tek, einem kegelförmigen Berge, auf dessen Gipfel das Stammschloß der alten Grafen des Landes steht. Auf der linken Seite übersieht man Cannstadt und seine Umgegend. Der König hatte ansehnliche Ländereien um dieses schöne Schloß gekauft und sie mit Gehölze und Buschwerk zu einem lieblichen Park bepflanzen lassen. Schon der Weg von Stuttgart führt durch reizende Anlagen, welche ein Werk des Königs Friedrich sind.

Bellevue wurde bald der Lieblingsaufenthalt der Großfürstin und ist es, so lange sie lebte, geblieben. Hier führte sie mit dem Gemahl und den beiden Kindern ein geräuschloses, aber sehr glückliches Familienleben. Mußten sie nicht am Hofe des Vaters erscheinen, so wurden des Mittags einige wenige frühere Bekannte des Kronprinzen, oder geistreiche Fremde und Eingeborne zur Tafel gezogen. — Langeweile, oft an Höfen einheimisch, kannte Katharine nicht. Jeder Augenblick ihres Lebens war mit Geschäften ausgefüllt. Sie las und schrieb viel, um selbst in allen Angelegenheiten das Wahre zu erforschen. „Es giebt" dieß sind ihre eigenen Worte, „für mich nur ein Wissenswerthes — das Wahre." Auf die Erziehung ihrer Kinder verwendete sie viel Zeit. Hier glaubte die heiße Mutterliebe nie genug zu thun, und mit väterlicher Sorgfalt unterstützte sie darin der Gatte.

Im Juni des Jahres 1816 machten beide Ehegatten eine kleine Reise durch Oberschwaben nach der Schweiz, für welches Land Katharine großes Wohlgefallen empfand und daran schöne Rückerinnerungen knüpfte.

Nicht lange genoß das fürstliche Ehepaar das stille häusliche Leben. König Friedrich wurde gefährlich krank. Katharine ließ sich durch die nahe Niederkunft, der sie mit jedem Tage entgegen sahe, nicht abhalten, persönlich die Pflege des geliebten Vaters zu übernehmen. Stets blieb sie, bei eigenen körperlichen Beschwerden, an seinem Lager, reichte mit ihren Händen die Arznei und suchte die Schmerzen und Leiden ihm möglichst zu erleichtern, so dringend der Kranke sie auch um eigene Schonung bat. Noch in der Todesstunde schlug er die Augen dankbar auf zum Himmel, daß er ihm einen Engel zur Stärkung gesandt habe, nahm die Hand der Tochter, preßte sie an sein gebrochenes Herz und verschied in Katharinens Armen am 30sten October 1816.

Auf's äußerste erschöpft durch die heftige Anstrengung, begab sich die neue Königin in ihre Zimmer und wurde nach wenigen Stunden von einer Tochter, der Prinzessin Marie Friederike Charlotte, entbunden. So froh auch Jeder wegen dieser schnellen Entbindung war, so hätte doch ein Prinz, dessen Geburt man sehnlichst wünschte, den Eltern und dem Lande mehr Freude gemacht.

König Wilhelm bestieg den Thron in einem sehr bedrängten Zeitpunkt. Das Land war schwer mit Schulden belastet, das Volk durch viele Kriege und durch drückende Abgaben verarmt. Dazu gesellte sich eine fürchterliche Hungersnoth, die Folge einer in ganz Europa Statt gefundenen Mißernte. Von jedem neuen Regenten verlangt man Abhülfe alles Drückenden und Lästigen; aber

in Würtemberg blickten Tausende zum Thron hinauf und fleheten um Milderung der schweren Lasten, Tausende streckten die Arme aus nach Brodt, um sich gegen den Hungertod zu schützen. Die Stände von Alt-Würtemberg wollten veraltete Gerechtsamen wieder hergestellt, die neu hinzugekommenen Länder eine neue Landesverfassung haben. Selbst in der königlichen Familie herrschte Uneinigkeit. Des Königs Bruder, Prinz Paul, lebte im Auslande und wurde zwei Jahr später von seiner Gemahlin geschieden.

Es gehörte eine seltene Klugheit dazu, in diesem Gewirre die besten Maßregeln aufzufinden, und mit sehr beschränkten Hülfsmitteln das Land in diejenigen glücklichen Verhältnisse zu setzen, worin es sich jetzt, nach Verlauf weniger Jahre, befindet. In jener schweren, trüben Zeit stand dem König Wilhelm ein Engel zur Seite, der ihn mit bewährtem Rath in verwickelten Geschäften unterstützte, und mit zärtlicher Theilnahme die Regierungslasten tragen half. Einen Theil der Sorge für das Landeswohl, und das war nicht der kleinste, nämlich Verminderung der durch Theuerung entstandenen großen Hungersnoth, übernahm die Königin Katharine, welche bei der Mutter, der Kaiserin Marie, sich hierin viel Erfahrungen gesammelt hatte und den schriftlichen Rath dieser großen Wohlthäterin des Menschengeschlechts benutzte.

Im Würtembergischen waren schon mehrere, zum Theil nicht unbedeutende Wohlthätigkeitsanstalten vorhanden, allein in der großen Hungersnoth reichte ihre Hülfe bei weitem nicht zu. Deshalb schenkte der König eine ansehnliche Summe Geld und die Königin gab aus ihrem Vermögen her, was sie nur entbehren konnte. Sie forderte alle Begüterte, vorzüglich gefühlvolle Frauen, „deren

hoher Beruf im Leben ist, zu helfen," *) zur Mitwirkung auf. Daraus entstand am Schluß des Jahres 1816 der Wohlthätigkeitsverein, „eine mit Einwilligung des Königs über das ganze Land sich verbreitende Gesellschaft von Männern und Frauen, welche aus freiwilliger Liebe zu Gott und Menschen die Kräfte der Einzelnen vereinigt, um dem menschlichen Elende zu allen Zeiten, insbesondere aber in der jetzigen großen Noth zu steuern." **) Diesem Vereine schlossen sich die alten Wohlthätigkeitsanstalten an, ohne dadurch ihre Unabhängigkeit zu verlieren, und wurden von der Königin großmüthig unterstützt.

Ein solches Beispiel von oben herab wirkte, wie ein elektrischer Schlag, auf das ganze Land. Ueberall vereinigten sich die Begüterten zu Beiträgen für die Nothleidenden; überall wurden Speiseanstalten errichtet. Gebildete Frauen übernahmen die Verwaltung der milden Gaben, und die Töchter sorgten für die Zubereitung und Vertheilung der Speisen. Dadurch wurden Tausende dem gräßlichen Hungertode entrissen. — Bei diesen Hülfsanstalten vergaß die Königin eine sehr ehrwürdige Menschenklasse nicht, solche Nothleidende nämlich, deren Ehrgefühl nicht verstattet, sich in den großen Haufen der Bettelnden zu mischen, sondern lieber im Mangel verschmachten. Diese Verarmten wurden im Geheimen durch Frauen, welche nicht bei den Speiseanstalten beschäftigt waren, unterstützt. Viele Mütter, deren Kinder nach Brodt wimmerten, viele Wöchnerinnen, deren Säuglinge

*) Worte der Königin.

**) Desgleichen in der von ihr selbst entworfenen Instruction.

keine Nahrung und Pflege hatten, erhoben jetzt dankbar die Hände zum Himmel, der ihnen Hülfe sendete, und segneten die Landesmutter, die sie aus großer Noth riß.

Bei allen Armenanstalten ist es sehr schwierig, die Klippe zu vermeiden, daß nicht die Armen sich an eine, auf Tage oder Wochen fest bestimmte Unterstützung gewöhnen, sie als eine ihnen gebührende gesetzliche Pension ansehen und darnach die häuslichen Einrichtungen treffen. Deshalb wirken Geldunterstützungen so nachtheilig, vermehren die Zahl der Armen und werden, wie in England, eine unerträgliche Last für die Wohlhabenden. Auch die Königin kannte diesen gewöhnlichen Fehler aller solcher Armenanstalten, bei denen Bequemlichkeit und Herkommen den Vorsitz führen. Sie hatte den richtigen Grundsatz: „Arbeit verschaffen hilft mehr, als Almosen geben.“ — Die beste Unterstützung verarmter Personen ist, die Producte ihres Fleißes theuer zu bezahlen, ja übertheuer, wenn der Verarmte nur noch wenig arbeiten kann, und dann wieder, so gut es gehen will, meist mit Schaden, zu verkaufen. Dann bleiben nur die zu aller Arbeit unfähigen Personen übrig, welche gleichfalls nicht mit Gelde unterstützt, sondern auf Kosten der Armenanstalt gespeiset, gekleidet und geheilt werden.

Diese allein richtigen Grundsätze suchte die Königin, so weit es die Umstände erlaubten, in Ausführung zu bringen. Es wurden Waarenlager errichtet, in welchen verschämte Arme die Früchte ihres Fleißes trugen und zu ansehnlichen Preisen bezahlt erhielten. Auch wohlthätige Frauen und Jungfrauen brachten künstliche und geschmackvolle Arbeiten und legten sie unentgeldlich auf dem Altar der Menschenliebe nieder. In Stuttgart war dadurch ein solches starkes Waarenlager entstanden, daß man damit im Frühjahr 1817 eine Bude füllen konnte.

Frauen aus den höhern Ständen besorgten den Verkauf und erhielten von den großmüthigen und artigen Käufern höhere Preise, als dafür gefodert wurden. — Die Königin freute sich des guten Erfolgs, daß „durch solche Arbeitsanstalten so manchem Staatsbürger Mittel verschafft wurden, ohne Verletzung des Ehrgefühls sein Leben nicht nur zu fristen, sondern auch nützlich hinzubringen."

Auch Handwerker und Handarbeiter erhielten kein Geld, sondern die nöthigen rohen Stoffe, um sie zu verarbeiten. Nur bei gänzlichem Unvermögen zur Arbeit wurden sie mit Geld unterstützt. Darauf hielt die Königin mit der größten Strenge. Bei der Abnahme der Rechnungen über die während der Theuerung ausgegebenen Unterstützungsgelder bemerkte sie, daß einem Schuster baares Geld gegeben sey. Sie äußerte hierüber Verwunderung, da der Mann ein geschickter Arbeiter wäre. Als sie aber erfuhr, er sey zu der Zeit krank und deshalb ganz unvermögend gewesen, die bestellten Arbeiten zu fertigen und so eine starke Familie zu ernähren, gab sie ihre Zustimmung zu diesem Posten der Geldausgabe und schickte noch an demselben Tage dem Manne funfzig Gulden aus ihrer eigenen Kasse, um dafür Leder anzukaufen.

Mit gleich weiser Umsicht suchte sie der Bettelei der Kinder Einhalt zu thun. Schon vor mehreren Jahren waren in Stuttgart aus freiwilligen Beiträgen milder Armenfreunde zwei Anstalten errichtet worden, in welchen ganz arme Kinder Beschäftigung erhielten. Sie schlossen sich, nach dem Wunsche der Königin, dem Wohlthätigkeitsvereine an und erhielten später die Namen Katharinenpflege und Mariapflege, letzteren zum Andenken an die Kaiserin Mutter. In Katharinenpflege werden

die Speisen für die Armen zubereitet. Diese Anstalten konnten wegen der beschränkten Einkünfte nicht einmal alle Bettelkinder der Hauptstadt beschäftigen und zur Ordnung gewöhnen. Wie nun die Theuerung einbrach, stieg die Kinderbettelei zu einer furchtbaren Höhe. Deshalb ließ die Königin Anstalten einrichten, in welchen solche Kinder täglich gespeiset wurden. Ein Mehreres ließ sich zur Zeit der großen Noth nicht thun. Als diese aber überstanden war, suchte sie die Pflanzschule des müssigen umherstreifenden Gesindels auf immer zu zerstören und die Kinder schon frühzeitig zur Arbeit zu gewöhnen. In einem vom Könige dazu geschenkten Gebäude wurde eine Armenschule errichtet, wozu die Königin einen musterhaften Plan selbst entwarf. Vierhundert Kinder erhielten darin unentgeldlich Nahrung und Unterricht, und wurden zu Handarbeiten angehalten. Was ein Kind damit sich verdient, gehört ihm, um damit seine Kleidung anzuschaffen, oder seine verarmten Eltern zu unterstützen.

Diese Anstalt steht unter unmittelbarer Aufsicht von sehr geachteten Männern und Frauen. Die Oberaufsicht behielt sich die Monarchin selbst vor. Sie war die Sonne, die Alles belebte, Eifer und Fleiß belohnte, Trägheit und Unart durch sanfte Ermahnungen bestrafte. Regelmäßig, selbst bei ungünstiger Witterung, besuchte sie die Schule; nur Krankheit oder ganz ungewöhnliche Hindernisse konnten sie davon abhalten. Und wenn sie erschien, als liebevolle Mutter, in dem Kreise einer blühenden, frohen Jugend, dann schlugen ihr alle Herzen mit Ehrfurcht und Liebe entgegen. Sie kostete die Speisen, rief einige Kinder bei ihren Namen, denn sie kannte sie Alle namentlich, ließ sich die erlernten biblischen Sprüche hersagen, und besah die von den Kindern gefertigten Arbeiten. Eine solche Aufsicht erregte im hohen Grade das Bestreben der

Aufseher und Lehrer, die Kinder gut zu erziehen und zu bilden; und diese, sich durch Fleiß und Sittlichkeit auszuzeichnen. Nur selten dürften, bei einer solchen großen Schaar verwildert gewesener Kinder, harte Strafen angewendet und noch seltener ganz verdorbene Geschöpfe aus der Anstalt entfernt werden. Die Königin hatte die Absicht, irgendwo eine eigene Schulanstalt für bösartige Kinder anzulegen; doch kam dieser Gedanke nicht zur Ausführung. Sie ließ deshalb die aus der Anstalt verstoßenen Kinder auf dem Lande bei rechtlichen Leuten unterbringen, und bezahlte größtentheils aus ihren eigenen Mitteln die Kosten für die Kleidung und Erziehung.

Aus dieser Beschäftigungsanstalt für arme Kinder ist Alles, was auf Pracht oder feinen Lebensgenuß hindeuten könnte, verbannt; nur Einfachheit und im hohen Grade Reinlichkeit ist die Zierde derselben. Das dürftige Ansehen der Anstalt war der Königin sehr empfindlich, vorzüglich, als sie den Besuch der Kaiserin Mutter erwartete, indessen tröstete sie sich damit, daß „die Kinder an Einfachheit gewöhnt und in Demuth erzogen werden sollen. Dazu mag dann auch die Wohnung stimmen und bedarf es des Schmuckes und Glanzes nicht.“ — Eben so wahr äußerte sie sich, als die Kaiserin in der Anstalt die Arbeiten der Mädchen betrachtete: „In Feinnähen, in Perlsticken und andern solchen künstlichen Arbeiten unterrichten wir diese Töchter der Armuth nicht. Sie sollen in den Schranken des Nothwendigen bleiben, und wir wollen die Lust zu niedriger und harter Arbeit, wie ihr Stand sie fodert, ihnen nicht benehmen.“ — Diese Beschäftigungsanstalt erhielt nach dem Tode der Stifterin den Namen: Katharinenschule.

Auch auf andere Erziehungsanstalten des Landes richtete die Königin ihren Blick und suchte ihnen eine bessere Einrichtung zu geben. Vorzüglich lag ihr die Erziehung des weiblichen Geschlechts sehr am Herzen, die in Deutschland noch vor wenigen Jahrzehnten ganz vernachlässigt wurde. Dürftige Schulkenntnisse, mangelhafter Religionsunterricht, geringe Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und der allererste Anfang in der Kunst, eine Haushaltung zu führen, gaben schon Ansprüche auf eine vollendete weibliche Bildung. Daher waren auch gebildete Frauen nur in den höhern Ständen und allenfalls einzeln im Mittelstande der großen Städte anzutreffen. Ist es aber wahr, und wer könnte daran zweifeln, daß wahre Volksbildung nur durch eine richtige Erziehung der Kinder bewirkt werden kann, letztere aber hauptsächlich in den Händen der Mutter liegt; so sieht man die Nothwendigkeit einer vollendeten Töchterbildung ein. So lange aber nicht jede Mutter vermag, ihre Töchter selbst zu erziehen, sind öffentliche Anstalten, welche diese mütterliche Pflicht übernehmen, ein wahres Bedürfniß für jedes Land und für jeden bedeutenden Ort.

Auch in Stuttgart gab es einige Anstalten, in welchen erwachsene Mädchen ihre völlige Ausbildung erhalten konnten. Ungeachtet sie die Königin mit ansehnlichen Summen unterstützte, blieben sie doch zu klein und zu sehr auf die Hauptstadt beschränkt. Deshalb errichtete Katharine in dem vom Könige geschenkten landständischen Hause eine große Töchterschule, wobei die Erziehungsanstalt in Petersburg zum Muster genommen wurde. Die erste Einrichtung machte sie mit bedeutenden Kosten auf fünfzehn Kostgängerinnen und zweihundert Tageschülerinnen, welche von geschickten Lehrern in den Wissenschaften und von Erzieherinnen und Aufseherinnen in

weiblichen Arbeiten und allen einer Hausfrau nöthigen Kenntnissen unterrichtet werden. An die Spitze der Anstalt stellte die Königin, unter ihrer Oberaufsicht, einen Rector und eine Directrice, und setzte ihnen zur Seite einen Elternrath, theils von der Königin ernannt, theils von den Mitgliedern gewählt. Entfernt wurde aus dem Unterricht Alles, was auf Eitelkeit hinwies; denn nach den eigenen Worten der Königin „muß der Mensch für den Ernst des Lebens erzogen werden. — Die moralische Kraft ist des Weibes einzige Stärke, und veredelte Charakterbildung die beste Ausstattung für das Leben in zwei Welten." — Um alle eitle Auszeichnung in Kleidern zu entfernen, tragen die Kostgängerinnen eine in Farbe, Stoff und Form gleiche Kleidung, welche diejenigen Mädchen, die nur die Schule besuchen, auch sich anschaffen dürfen, aber nicht dazu gezwungen werden.

Schon am 17ten August 1818 wurde die Anstalt eingeweiht. Zweihundert Schülerinnen waren mit ihren Eltern gegenwärtig. Die Königin hielt mit großer Rührung eine Anrede an die Versammlung und versprach, „der Anstalt erste und besorgteste Pflegerin bis zum letzten Athemzuge zu seyn!" und sie hat treulich ihr Wort gelöst. Auch dankte sie den vier obersten Lehrern des Obergymnasiums, daß sie auf ihre Einladung den Unterricht in der siebenten, oder obersten Abtheilung der neuen Anstalt übernommen hätten. Diese Lehrer werden im Auslande als Schriftsteller geschätzt und von ihren Mitbürgern als geachtete Männer sehr ausgezeichnet. Hierauf durchwandelte Katharine die einzelnen Reihen der zahlreichen Versammlung und ermunterte Einzelne zum Eifer für die Anstalt. — Der Rector Zoller sprach zuletzt über die Bedeutung der Töchterbildung, die man als

eine Grundsäule der Volksaufklärung und des Landesglücks anzusehen habe. — Diese Erziehungsanstalt gedeihet immer mehr; schon am nächsten Jahresfest zählte sie, ungeachtet des unersetzlichen Verlustes ihrer Stifterin und Beschützerin, 230 Zöglinge.

Nach dem Tode der Königin gab der König der Anstalt den Namen Katharinenstift und übertrug die Oberleitung dem Justizminister von Maucler, welchen die Königin schon in den Elternrath gesetzt hatte. Diese Stelle erhielt nunmehr der Geheime Secretair von Buschmann. Ein Verein aber brachte die Zuschußsummen zusammen, welche bis dahin aus der Stifterin eigenem Vermögen geflossen waren.

Jugendbildung und Ackerbau befestigen das Glück der Völker auf eine dauerhafte Weise, nicht aber Manufacturen und Anfertigung von Luxussachen, die nur von Willkühr und Laune des Zeitgeistes abhangen. Jene beiden Hauptquellen des Volkswohlstandes waren die Gegenstände der eifrigsten Fürsorge Katharinens. Um den Ackerbau zu heben, wurde im Sommer 1817 auf Kosten und unter dem Schutze des Königs, ein landwirthschaftlicher Verein gestiftet und ihm eine Domaine zu Hohenheim zur Muster-Wirthschaft und ökonomischen Lehranstalt überlassen. Die Direction erhielt der bekannte große Oekonom, der ehemalige königlich preußische Ober-Regierungsrath Schwerz. Dieses für das Königreich so wohlthätige Institut nahm die Königin in ihren besondern Schutz. Regelmäßig wohnte sie den Sitzungen der Direction bei, belohnte hervorstechenden Fleiß, setzte ansehnliche Preise für ökonomische Erfindungen und landwirthschaftliche Verbesserungen aus, ließ aus fremden Ländern, vorzüglich aus England, Maschinen, Modelle, Sämereien ꝛc. kommen, kaufte die kostbarsten ökonomischen Werke des

In- und Auslandes, und gab zu neuen Versuchen die erforderlichen Summen her: Alles auf ihre Kosten. Dabei äußerte sie so vielseitige, auf Reisen gesammelte Kenntnisse und Erfahrungen, daß die geschicktesten Landwirthe dadurch in Erstaunen gesetzt wurden. Der Beifall dieser großen Kennerin wurde die höchste Belohnung und der größte Anreiz zum weitern Fortschreiten. — Jährlich wird ein großes landwirthschaftliches Fest gegeben und Preise ausgetheilt, für die beste Bewirthschaftung eines Guts, für eine wichtige chemische Entdeckung zur Vervollkommnung des Erwerbfleißes, für ein erfundenes Ackergeräth, für das beste Stück Vieh in jeder Viehgattung u. s. w. Damit aber auch das Volk sich freuen könne, ist mit diesem Feste ein Fischerstechen und Pferderennen verbunden, und die Sieger darin erhalten kleine Geldsummen. Nur einmal (am 28sten September 1818) konnte die Königin in Gesellschaft des Gemahls Theil an diesem Feste nehmen und im bunten Gewühl eines frohen Volkes die Freuden einer verehrten Landesmutter genießen *). Nach dem Tode der Königin hat der Geheimerath von Hartmann, welcher schon unter der Oberleitung der Monarchin den Vorsitz hatte, die Oberaufsicht des landwirthschaftlichen Vereins, des Wohlthätigkeitsvereins und der Beschäftigungs- und Bildungsanstalt erhalten, und muß von dem Zustand und den Bedürfnissen der Institute unmittelbar dem Könige Bericht erstatten.

Noch eine wohlthätige Anstalt verdankt der Königin ihr Entstehen, nämlich die am 18ten Mai 1818 errichtete Sparkasse für die ärmere Volksklasse, vorzüglich für

*) Das landwirthschaftliche Fest zu Cannstadt, zum erstenmal gefeiert am 28sten September 1818. Mit einem Umriß der Rennbahn und ihrer Einrichtung. Stuttgart, 1818. 8.

Dienstboten, die gewöhnlich im Alter, wenn die Kräfte sie verlassen, große Noth leiden. In diese Kasse konnte Jeder monatlich einen kleinen Sparpfennig, doch nicht unter einem Gulden oder über hundert Gulden, einlegen. Schon der monatliche Beitrag von einem Gulden giebt mit den Zinsen in zehn Jahren ein Capital von 155 Gulden, das in Unglücksfällen eine bedeutende Unterstützung gewährt. Diese Anstalt gewann gleich bei ihrem Entstehen so das Vertrauen der unbemittelten Menschen, daß von 150 Personen in wenigen Tagen 3500 Gulden eingeliefert wurden, wozu allein Ulm 1600 Gulden beitrug. Die Königin setzte diese Sparkasse mit dem Wohlthätigkeitsverein in Verbindung und ernannte das erstemal die zwölf Vorsteher.

Auch andern Gegenständen, in so fern sie Einfluß auf die Wohlfahrt des Landes hatten, schenkte sie volle Aufmerksamkeit. — Der Professor Langsdorf hatte aus dem Vorkommen des Bittersalzes im Gypsbruche zu Kochendorf bei Neckarsulm geschlossen, daß wahrscheinlich Salzquellen in der Gegend verborgen seyn müßten. Es wurde auf königliche Kosten ein Schacht eingeschlagen und durch Bohren weiter nachgesucht. Man entdeckte dadurch eine 26 Grad starke Sole, die in der nun angelegten Saline eine große Menge Salz verschaffte, welches bis dahin vom Auslande bezogen werden mußte. Für den guten Fortgang dieses Erwerbzweiges war die Königin sehr besorgt und begleitete den König auf der Reise dahin, um sich durch den Augenschein von dem Betriebe des neuen Salzwerkes zu überzeugen.

So finden wir die thätige Frau stets besorgt, für das Land wohlthätig zu wirken. Dazu benutzte sie jede Gelegenheit, vorzüglich auf Reisen, welche sie gemeinschaftlich mit dem Könige machte. Ueberall forschte sie

nach den Mängeln in den Einrichtungen, nach den Hindernissen, welche das Fortschreiten des Menschenglücks hemmten. Kam sie dann wieder auf ihr Zimmer zurück, dann wurden die Reisebemerkungen geordnet und die erforderlichen Vorbereitungen zu den nothwendigsten Abänderungen getroffen. Reisen zum Vergnügen, oder zum Zeitvertreib, kannte sie nicht.

Einige Monate vor ihrem Tode (im October 1818) hatte sie das Glück, ihre Mutter bei sich zu sehen und derselben die neuen Einrichtungen zeigen zu können. Jetzt erst fühlte sie sich für die vielen Arbeiten, für die große Mühe und die mancherlei Entbehrungen belohnt, da diese kenntnißreiche Frau volle Zufriedenheit zu erkennen gab, und die verschiedenen Anstalten reichlich beschenkte *).

Sowohl für die königliche Familie, als auch für das ganze Land waren es frohe Tage, welche die Kaiserin Maria hier verlebte. Ueberall gab es kleine ländliche Feste. Den pomphaften Einzug in Stuttgart (am 8ten October) ausgenommen, vermied die Kaiserin jedes Gepränge. Einfach lebte sie im Kreise der Kinder und Enkel. Mit frommen kindlichen Sinn besuchte sie die Oerter, wo ihre Eltern gelebt hatten und wo die Leichname derselben jetzt ruheten. Ansehnlich wurden diejenigen beschenkt, welche die Verstorbenen in den letzten Tagen bedient hatten. Gleiches ansehnliches Geschenk erhielt jeder Würtemberger, dem ein glückliches Gestirn in die Nähe der Kaiserin führte.

*) Der Centralverein für Wohlthätigkeit erhielt 350, der Stuttgarter Localverein 100, die Töchter-Bildungsanstalt 300, und jede der Lehr- und Beschäftigungsanstalten armer Kinder 100 Dukaten. Ueberdies trat die Kaiserin dem Wohlthätigkeitsvereine bei mit einem jährlichen Beitrage von 2000 Rubeln.

In diesem hohen Jubel der Königsstadt glaubte Keiner, daß binnen wenigen Monaten diejenige nicht mehr seyn würde, um derentwillen die Kaiserin hingekommen war. Auch Kaiser Alexander ahnete nicht, daß er in Frankfurt, gegen Ausgang des Monats Octobers, auf der Reise zu dem Congreß in Aachen, seine geliebte Schwester, mit welcher und deren Gemahl er sich fast ausschließend unterhielt, zum letztenmal gesehen habe; denn eine feste Gesundheit schien ihr ein langes Leben zu verkünden.

Noch am Neujahrstage nahm sie froh und heiter die Glückwünsche des Königs, der Kinder und des Landes an. Mit innigem Vergnügen ordnete sie die Zubereitungen zum Empfang der geliebten Schwägerin, der Kaiserin Elisabeth, welche den kranken Bruder, den Großherzog von Baden, besucht hatte, und auf der Rückreise nach Petersburg, in Stuttgart am 9ten Januar eintreffen wollte *). Noch am 3ten Januar besahe sie die neuen Anlagen in Eßlingen, wobei sie sich wahrscheinlich erkältete. Am Abend dieses Tages nöthigte sie ein Fieberanfall, das Schauspielhaus in Stuttgart vor dem Ende des Stücks zu verlassen. Zu dem leichten rheumatischen Fieber gesellte sich vier Tage nachher die Gesichtsrose, welche aber auch auf keine Lebensgefahr hindeutete. Selbst der Leibarzt von Hardek, der am Morgen des Todestages aus Ludwigsburg gekommen war, und den die Königin freundlich grüßte, fand keinen gefährlichen Zustand, weshalb der König beruhigt das Krankenzimmer verließ. Die Königin sandte hierauf die Kammerfrau zu der ältesten Prinzessin Maria, welche etwas kränkelte, und ließ

*) Die Kaiserin kam wegen des Todes der Königin nicht nach Stuttgart.

sich nach deren Befinden erkundigen. Diese Frau kam schnell zurück und fand die Gebieterin irre redend und sich in den Träumen einer aufgeregten Phantasie mit ihren Kindern beschäftigend. Eilig wurde der König herbeigerufen. Wie er kam, lag sie schon ohne Bewußtseyn, und nach einer halben Stunde verschied sie in seinen Armen.

Die Gesichtsrose hatte sich auf das Gehirn geworfen und durch einen Hirnschlag den schnellen Tod herbeigeführt. Auch bestätigte die nachmalige Oeffnung des Schädels die Entzündung des Gehirns; denn alle Höhlen fanden sich mit Blut unterlaufen.

Groß war der Schmerz, in den der König versank. An dem Sterbelager jammerten die Kinder um die beste der Mütter. Im Schloß erhob sich lautes Klagegeschrei, und durch dieses erfuhr die Stadt und dann das Land, daß die angebetete Landesmutter, von deren Krankheit nur wenige Personen etwas erfahren hatten, nicht mehr sey. — Mit inniger Wehmuth feierten das Andenken der verehrten Königin die von ihr gestifteten Anstalten, für die sie großmüthig in ihrem Testament gesorgt hatte. In allen Kirchen des Landes wurde am 5ten und 7ten März eine allgemeine Trauerfeierlichkeit begangen und dabei ein kurzer Lebenslauf der Verstorbenen vorgelesen *). Den gerechten Schmerz Würtembergs theilte das Ausland, auf das die verstorbene Königin im Freiheitskriege wohlthätig und folgereich gewirkt hatte.

*) Das Morgenblatt für gebildete Stände 1819, Nro. 58 und 59. theilt uns diese kurze Biographie mit. Sie hat die Aufschrift: „Lebensabriß Ihrer Majestät der am 9ten Januar 1819 verewigten Königin Katharine von Würtemberg. Zur Trauerfeier des 5ten und 7ten März 1819 in allen Kirchen des Königreichs Würtemberg verlesen.“

Daß der Kaiser Alexander durch die unerwartete Nachricht von dem Verlust seiner geliebtesten und vertrautesten Schwester auf's heftigste erschüttert werden mußte, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Er hatte einige Zeit nöthig, um sich wieder zu erholen. Dann machte er behutsam die Kaiserin Mutter und die Geschwister mit der traurigen Bothschaft bekannt und suchte die heftigen Ausbrüche des ersten Schmerzes zu mildern.

Katharine hinterließ vier Kinder, die beiden oldenburgischen Prinzen und zwei Töchter, von denen die jüngste, Sophie Friederike Mathilde (geboren am 17ten

---

Das Museum und das Gymnasium zu Stuttgart und die Hochschule in Tübingen zeichneten sich durch Trauerfeierlichkeiten aus, welche mit Anstand und Würde begangen wurden. Zu dem Museum mußte ein Eintrittsgeld von einem Gulden für jede Person erlegt werden. Dadurch erhielt die Katharinenschule eine Einnahme von beinahe 600 Gulden. Die Hochschule zu Tübingen hat ihre veranstaltete Feierlichkeit in folgender kleinen Schrift beschrieben: „Denkmal der Todesfeier, welche der verewigten Königin von Würtemberg, Katharina Paulowna ꝛc. von den Hochschülern in Tübingen den 13ten Jan. 1819 gehalten wurde. Tübingen 1819. 24 S. 8." Das große Landestrauerfest wurde gleichfalls mit einer Rede in Tübingen gefeiert: „Gedächtnißrede auf den Tod der Königin Katharina von Würtemberg, gehalten den 7ten März von Carl Philipp Conz, Professor der Beredsamkeit. Tübingen 1819. 31 S. in 8."

Daß eine Fluth von Gedichten auf diesen Todesfall sich ergießen würde, war vorauszusehen. Die meisten davon erheben sich kaum zu dem Mittelmäßigen. Verschiedene derselben hat das Morgenblatt in den Nro. 23. 28. 31. 33. 43. 59 u. s. w. aufbewahrt. Auch diese können nicht alle zu den gelungenen gezählt werden, sondern beweisen mehr den guten Willen, die Gefühle eines guten patriotischen Sinns darzulegen.

Juni 1818) noch nicht voll ein halbes Jahr alt war. Für diese Kinder hatte sie einen richtigen Erziehungsplan entworfen und auf seine genaue Befolgung mit Strenge gehalten.

Alles Schöne, Gute und Edle in der weiblichen Natur fand sich bei Katharinen vereinigt. Sie war eine unbegränzt ergebene Gattin, eine liebevolle Mutter, die herzlichste Freundin, eine milde, theilnehmende Gebieterin, fein gebildete Kunstkennerin und geistreiche Künstlerin. Dieses seltene Zusammentreffen aller weiblichen Vollkommenheiten erhob sie zum Ideal aller edlen Frauen. Auch ihr Gesicht war sehr einnehmend und wohlgebildet, ohne in allen Theilen den feinsten Anfoderungen der Schönheitsregeln zu entsprechen. Das dunkelblaue Auge, voll Feuer und Geist, war nicht abstoßend und demüthigend, sondern bezauberte durch die zarte Milde, welche sich in ihm offenbarte. Ueberhaupt spiegelte sich auf dem ganzen Gesicht das innere Wohlwollen und die große Herzensgüte ab und bewirkte, daß Jedermann sich mit Vertrauen näherte. Die schöne Hautfarbe des Gesichts wurde durch das kastanienbraune Haar noch mehr gehoben. Der Körper war schlank und zart, mit einer Neigung nach vorn hin.

Ihr Inneres war sehr beweglich, und diese große Beweglichkeit verursachte wahrscheinlich ihren frühen Tod. Mit Leichtigkeit konnte sie von einem Gegenstand zu dem ganz entgegengesetzten übergehen. Deshalb wurden ihr Arbeiten so leicht, und sie, die mit der Zeit so sparsam umging, konnte viel, unglaublich viel leisten, mehr, als selbst die Kräfte des Körpers verstatteten. Hatte sie einmal einen Plan reiflich überdacht, so wurde er auf dem kürzesten Wege schnell ausgeführt. „Kein Gutes, auch das Geringste nicht, aufzuschieben," war bei ihr

zur Lebensregel geworden. Durch ihre Befolgung und durch die weise Benutzung der Zeit verschaffte sie in der kurzen Frist von zwei Jahren dem Lande viele Wohlthaten und rief große Anstalten ins Leben *). Zu verschiedenen andern waren schon die Pläne entworfen und sind zum Theil nach dem Tode der Königin zur Ausführung gekommen.

So gehörte ein allgemeines Krankenhaus, bei welchem eine Entbindungs- und eine Unterrichtsanstalt für Hebammen, imgleichen eine Anstalt für Augenkranke eingerichtet werden sollte, zu den Lieblingsentwürfen. Schon im Jahre 1817 hatte der König aus seinem Privatvermögen ein Capital von 60,000 Gulden bestimmt, um nahe bei Stuttgart, auf einem angenehmen Platz, ein Kranken- und Gebärhaus anzulegen. Die Kosten der Einrichtung wollte die Königin größtentheils übernehmen, sobald die neuen Stiftungen mit hinlänglichen Einkünften versehen wären. Doch der Tod verhinderte die Ausführung. Man sahe das Krankenhaus als das beste Denkmal auf die wohlthätige Landesmutter an, und suchte durch freiwillige Beiträge die ansehnlichen Kosten der ersten Einrichtung zusammen zu bringen. Auch hier offenbarte sich die große Liebe für die Verklärte. In kurzer Zeit wurden über 50,000 Gulden dazu und an 2000 Gulden zu den damit verbundenen Instituten unterzeichnet, so daß der Ausführung des Plans kein Hinderniß im Wege steht.

Ein anderer Lieblingsplan war, eine neue Ansiedelung solcher Landeseinwohner anzulegen, welche sich zur

*) Ihr wohlthätiger Sinn umfaßte nicht bloß Würtemberg. Auch das geliebte Vaterland wurde nicht vergessen. So schenkte sie als Königin dem Invalidenfond zu Petersburg 5000 Rubel.

Auswanderung hatten überreden lassen und aus Mangel an Erhaltungsmitteln nicht das Ziel ihrer Reise erreichen konnten, sondern in der größten Armuth zurück kamen und durch ihre Erhaltung den Gemeinden sehr lästig wurden. Alle solche Menschen sollten wenig benutzte Landstriche anbauen und dadurch zu Eigenthum und einem nothdürftigen Auskommen gelangen.

Aber wie viel Entwürfe zur Verbesserung des gesellschaftlichen Wohls mögen Katharinen nicht beschäftigt und dunkel ihrer Seele vorgeschwebt haben, die, jetzt dem menschlichen Auge entzogen, nur dem großen Weltenrichter bekannt sind und ihren Thaten zugezählt werden? Von mehrern haben sich noch schwache Spuren in den hinterlassenen Papieren erhalten. Stieg in ihrer Seele bei den vielen täglichen Beschäftigungen ein Gedanke zu irgend einer Verbesserung des Vorhandenen, oder zum Entwurf der Anlage einer neuen Schöpfung auf, so machte sie gleich auf der Stelle mit Bleistift eine kurze Bemerkung. Oft erhielten auf dieselbe Art die Vorsteher der Institute davon Nachricht, um den hingeworfenen Gedanken zu prüfen und ausführbar befunden, ihn zu verwirklichen. Würden diese mit Bleistift beschriebenen Papierstreifen gesammelt und der Welt bekannt gemacht, so machten sie die beste Lobrede auf die verstorbene Königin.

Seltenen Scharfsinn bewies sie, wenn es darauf ankam, solche Personen zu wählen, welche entworfene Pläne ausführen, oder bei der Einrichtung und Aufsicht der neuen Anstalten behülflich seyn sollten. Hier wußte sie immer die brauchbarsten Personen aufzufinden, und fast niemals hat sie die unangenehme Erfahrung gemacht, sich in der Wahl vergriffen zu haben. Wer aber so glücklich war, von ihr gewählt zu werden, dem schenkte sie ein volles Vertrauen. In ihrer reinen Seele war kein Mißtrauen zu finden. Von

Jedem erwartete sie Rechtlichkeit und fand sie; denn nur durch übertriebenes Mißtrauen werden schlechte Staatsdiener erzeugt.

War Katharine im öffentlichen Leben ein hohes Muster weiblicher Tugend, so war sie es noch weit mehr im häuslichen. Hier erst entfaltete sich die himmlische Heiterkeit und die holde Zärtlichkeit gegen Gatten und Kinder. Selten wird auf dem Throne und in den Pallästen eine solche Mutter- und Gattenliebe angetroffen. Am meisten gleicht ihr Preußens Königin Luise. Beide Königinnen waren hohe Muster der edelsten Weiblichkeit, des häuslichen Glücks und der ungeheuchelten Gottesfurcht. Beide ehrte nicht bloß das Land, worin ihr Thron stand, sondern auch das Ausland. Sie waren die beiden Lichtgestalten, zwischen denen eine dunkle Unglücksperiode der französischen Zwangherrschaft in Deutschland lag; Katharine brachte wieder Friede und Wohlfahrt in das unglückliche Land.

Auch Katharine war fromm, im wahren Sinne des Worts. Dieß bewies sie nicht bloß öffentlich, sondern noch weit mehr im stillen häuslichen Leben. Die Bibel und einige Andachtsbücher beschäftigten sie täglich. Viele von ihr darin bezeichnete Stellen beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit sie gelesen hat und wie sie daraus Aufmunterung zum Guten, Trost und Geduld in Widerwärtigkeiten zu schöpfen wußte. — Gern war sie in den öffentlichen Versammlungen der Christen zur Gottesverehrung. Zwar war für sie zu Stuttgart eine reich und geschmackvoll verzierte Capelle nach griechischen Kirchengebräuchen eingerichtet worden, aber sie besuchte auch gern den lutherischen Gottesdienst in der Schloßkirche und hörte andächtig den Religionsvorträgen der Lehrer zu. — Wenige Wochen, nachdem sie ihren Sommersitz Bellevue be-

zogen hatte, kam sie am Arme ihres Gemahls unerwartet in die Kirche zu Cannstadt, in deren Sprengel das Schloß eingepfarrt ist, nahm Platz in der Gemeinde und war ein Muster der Andacht während des ganzen Gottesdienstes. — Sie hatte sich gewöhnt, in allen Lagen ihres Lebens zum erhabenen Weltenschöpfer aufzublicken und von ihm Kräfte zur Standhaftigkeit und Ausdauer zu erflehen, wenn irdische Leiden ihren Geist darnieder beugten, oder unausweichliche Hindernisse sich ihren Wohlthätigkeitsplänen entgegen stemmten. Auch in den Tagen der Wonne und des Erdenglücks vergaß sie nicht den himmlischen Vater, sondern beugte sich mit kindlichem Sinn, um ihm für die geschenkten Wohlthaten zu danken.

Ohne sich einer der mannichfaltigen und schweren irdischen Pflichten zu entziehen, betrachtete sie den Himmel als ihr wahres Vaterland. Zu ihm erhob sich auch der Geist in seiner vollen Kraft, und nicht durch ein langes Krankenlager gebeugt, verließ er plötzlich, im Vollbesitz der Liebe aller Angehörigen und des ganzen Landes, die sterbliche Hülle, in der er bis dahin gewaltet hatte.

Es sind mehrere Abbildungen von der Königin vorhanden. Da sie nur das Körperliche, das im Augenblick der Darstellung Erstarrte wiedergeben, Katharinens Gesicht aber der Spiegel ihres beweglichen Geistes und ihres liebevollen Herzens war, so müssen alle solche Gebilde der Kunst unähnlich erscheinen, weil ihnen der Zauber des Ueberirdischen abgeht. Am gelungensten hat der große Künstler Dannecker die Gesichtszüge in einer Büste treu aufbewahrt, auch derselben einen hohen Grad von geistigem Ausdruck gegeben. — Alle Gemälde und Kupferstiche aber, selbst die neueste Abbildung in dem Taschenbuche Cornelia für 1820, geben nur ein bald mehr, bald weniger verfehltes Bild von der Verklärten, und aus ihnen

lernt Keiner, der sie nicht gesehen hat, den unwiderstehlichen Zauber kennen, der auf ihrem Gesichte thronte. Am ähnlichsten ist das von ihr selbst verfertigte Gemälde und dasjenige, welches der würtembergische Maler Steinbrand nach jenem Gemälde und nach der Büste des Dannecker entworfen hat.

Als Denkmahl für die Königin wird durch den Hofbaumeister Salucci eine von ihm entworfene griechische Capelle auf dem rothen Berge, dem alten Stammschlosse der Grafen von Würtemberg, gebauet. Darin soll der Leichnam der Königin beigesetzt werden. Dieses hatte sie oft gewünscht, wenn sie von ihrem geliebten Bellevue auf die Ueberreste einer längst vergangenen Vorzeit blickte. Der Name des ersten, wahrscheinlich heidnischen Erbauers und das Jahrhundert, in welchem er lebte, hat die Geschichte nicht aufbewahrt. Nur so viel weiß man, daß schon im Jahre 1083 Bischof Adelbert von Worms die Schloßcapelle zum katholischen Gottesdienst eingeweihet hat. Im Jahr 1127 brannte das Schloß ab und wurde 1202 neu aufgebauet, aber schon wieder 1311 von dem kaiserlichen Landvoigt, Conrad von Weinsberg, zerstört, weshalb auch Graf Eberhard seinen Wohnsitz nach Stuttgart verlegte. Doch wurde das Schloß wieder hergestellt und ist in den Jahren 1360, 1519 und 1547 belagert und erobert worden. Die alten, oft ausgebesserten, oft veränderten Gebäude werden jetzt abgebrochen und auf ihren Trümmern wird sich eine Capelle der griechischen Kirche als Grabstätte einer russischen Kaisertochter erheben. So wechselt Alles auf dieser vergänglichen Erde.

Unvergängliche Denkmähler hat sich die Königin in den Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten selbst errichtet. Hier lebt ihr liebevoller Geist bis in entfernte Zeiten fort. Zwar wird das Fortschreiten des menschlichen Geistes zum höhern Ziel auch hier Abänderungen in Gestalt und Lehrart nothwendig machen, aber nicht das Andenken an die edle Stifterin verwischen können, deren Namen noch die kommenden Jahrtausende dankbar nennen werden.

Auguſt Ferdinand, Graf von Veltheim.

Digitized by Google

August Ferdinand, Graf von Veltheim.

(Geb. 1741, den 18ten Septbr., gest. 1801, den 2ten October.)

Edle, vaterländische Geschlechter, die aus den alten Zeiten bis zu den unsrigen fortgeblühet haben, gleichen den Burgen, welche von ihnen bewohnt werden. So wie diese, bei aufmerksamer Betrachtung, an die Eigenschaften der verschiedenen Jahrhunderte erinnern, welche sie durchdauert haben, und gleichsam eine anschauliche Geschichte der verflossenen Zeiten darstellen mit ihren uralten Thürmen und dann die mannichfachen neuern und neuesten Anlagen; so leisten auch die edlen Familien, Besitzer und Bewohner dieser Burgen einen ähnlichen Dienst. Durch die besondern Geschichten dieser Familien wird uns die Geschichte des Vaterlandes und seiner Kinder im Allgemeinen anschaulich, lebendig und glaubbar; „aber auch erbaulich," darf man hinzusetzen: denn obschon freilich keinem Sterblichen das, was nicht in seiner, sondern in des Schicksals Macht stand, und eben so wenig das, was Andere, nicht er selbst, gethan, zum Ruhm kann gerechnet werden, folglich der Glanz und das Verdienst der Ahnen

nicht den Nachkommen derselben eine wahre und echte Ehre verleihen kann, so ist doch so viel gewiß, daß, wenn der Nachkomme die von den Vorfahren überlieferten Güter und Vortheile redlich benutzte, nicht allein ihm selbst deshalb Ehre gebührt, sondern auch jene ihm zugefallenen Vortheile, als wirksame Mittel, deren sich die göttliche Weltregierung zu schönen Zwecken bedient, nun in einem um desto erfreulichern Lichte erscheinen.

Dieses läßt sich mit dem gegründetsten Rechte und im weitesten Umfange auf den edlen Grafen von Veltheim, dem wir in diesem Aufsatz ein Denkmahl zu errichten wünschen, anwenden.

Betreffend das altdeutsche Geschlecht, aus welchem Graf August Ferdinand abstammte, so finden wir dasselbe schon im zehnten Jahrhunderte blühen; denn es kommen unter dem glorwürdigen Kaiser Heinrich I. (auceps) bereits Grafen v. Veltheim als Besitzer großer Güter in Meißen und Sachsen vor und werden damals auch Grafen von Osterburg genannt. — Und als zwei Jahrhunderte nachher der berühmte Welfe, Herzog Heinrich der Löwe, (1172) die fromme Wallfahrt nach Jerusalem machte, glänzt unter seinen Begleitern, an der Spitze starker Mannschaft, Bertram von Veltheim hervor. Unter den Kirchenfürsten erscheinen zu derselben Zeit Adelgot und Rüdiger (Roger) von Veltheim als Erzbischöfe von Magdeburg. Vom letztern bewahrt man noch heut zu Tage in Harbke einen Ring auf, den jener Roger einst soll getragen haben und der, wie man glaubte, dem Besitzer desselben ein ungestörtes Glück zusichere. Ein anderer Veltheim jener Zeiten, Werner, (1157) stammte mütterlicher Seits aus dem hohen Hause der Askanier; denn er war ein Schwestersohn des berühmten Albert des Bären, Markgrafen von Brandenburg, aus dem

Hause Askanien (s. Bodo's Chronecken der Sassen, Seite 133). Und es geschah zum ermunternden Andenken an jene erlauchten Ahnen, daß Graf August Ferdinand seinen beiden Söhnen die Namen „Roger" dem älteren, und „Werner" dem jüngeren beilegte. Ueber diese älteste Geschichte der Veltheimer aber findet man ausführlichere Belehrung in „Pfeffingers Historie des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses (Theil I. Seite 505 bis 529)"; ferner in „Rud. Anton Nolten's geschriebener diatribe geneal. histor. de illustr. Veltheim. familia, diplom. illustr. Helmst. 1727."; dann auch in „Joh. Dav. Köhler's histor. Nachr. v. d. Erb- ꝛc. Aemtern des Herzogth. Braunscheig und Lüneburg (S. 17)"; so wie in den Denkmählern des Mittelalters überhaupt. Hiebei ist sehr zu bedauern, daß der berühmte Helmstedtsche Geschichtsschreiber „Heinrich Meibom" seine Untersuchungen über die Familie der Veltheimer nicht vollendet und in den Druck gegeben hat.

Das gegenwärtige Geschlecht der Grafen von Veltheim auf Harbke u. s. w. wird mit vollkommner, historischer Gewißheit von Heinrich von Veltheim aus dem vierzehnten Jahrhunderte abgeleitet, dessen Söhne, Heinrich und Johann, sämmtliche Güter unter sich getheilt und die beiden, noch anjetzt fortdauernden Linien „die schwarze" und „die weiße" gestiftet haben.

Zu der „schwarzen" Linie, welche im Magdeburgischen, Halberstädtischen und Braunschweigischen ansehnliche Güter und ritterliche und landständische Vorrechte besitzt, gehört das Harbkesche Grafenhaus. Dem widmen

wir nun mit Vergnügen unsere besondere Aufmerksamkeit! —

Da der Einfluß eines Vaters auf den Sohn allezeit von großer Wichtigkeit zu seyn pflegt, so erinnern wir zuerst hier an den Vater unsers Grafen. Derselbe war der oberste Hofrichter zu Wolfenbüttel, Friedrich August von Veltheim, ein ungemein redlicher, gerechter, verständiger, geistreicher und weltkluger Mann. Als am Hofe des Herzogs Karl solche Rathgeber, die des Landes Wohlfahrt nicht eben zum Hauptaugenmerk genommen zu haben schienen, die Oberhand zu gewinnen anfingen, zog er sich in seine ländliche Einsamkeit zurück. Aber sobald wieder die redlichen Männer hervorgerufen wurden, um dem Lande, das mit einer ungeheuren Schuldenlast beschwert worden war, zu helfen, gab Friedrich August, welchen die Ritterschaft zu ihrem Abgeordneten bei der Versammlung der Landstände erwählt hatte, sogleich der ländlichen Ruhe Abschied und widmete alle Kraft und Zeit dem Dienste des Ganzen. Welchen Dank das braunschweigische Land damals der Erfahrung, der Treue, dem Ansehen und dem Ernste dieses edlen Greises schuldig geworden ist, lebt immerdar im Andenken aller guten Braunschweiger. Auch ward der Ruhm des vortrefflichen Veltheimers damals so groß und kundbar, daß Friedrich der Zweite, der große Preußenkönig, der an dem Schicksal der braunschweigischen Lande und des braunschweigischen Fürstenhauses, mit welchem er durch so enge Bande verknüpft war, stets den innigsten Antheil nahm, den hochverdienten Mann unter seine eigene, geheimen, vertrautesten Räthe aufzunehmen wünschte und den Bitten des Greises, ihn der ländlichen Stille und Rast für die noch übrigen, wenigen Jahre des Lebens genießen zu lassen, nur ungern nachgab.

Wie nun aber dieser edle Greis mit seiner ländlichen Ruhe hausgehalten habe, mögen vorzüglich jene großen und schönen Pflanzungen ausländischer Bäume und Gewächse, besonders aus dem nördlichen Amerika, und jene reichen Baumschulen, welchen er auch die unfruchtbarsten Stellen des Bodens dienstbar zu machen gewußt hat, beweisen. Hier grünt und blühet und ragt in die lichte Höhe empor sein Denkmahl im erhabenen Tempel der Natur. Er ist's gewesen, der durch solchen Vorgang zuerst im größern Theile des deutschen Vaterlandes die Botanik, die Wald-Zucht und den Gartenbau vervollkommnet und vorwärts gebracht hat. Wenn man diese herrlichen Anlagen um Harbke, wo Nutzen und Vergnügen im gleichen Maße bezweckt und gefördert worden sind, durchwandelt, so weiß man nicht, ob man, des großen Umfangs wegen, sie Wälder, oder der Anmuth wegen, sie Gärten nennen soll; so innig ist hier das Erhabene mit dem Zierlichen verbunden worden. So musterhafte Pflanzschulen haben wohl ihren Ruhm und daneben eine ungemein wohlthätige Anreizung und Anweisung zu ähnlichen Anlagen weithin verbreiten müssen! Mitgewirkt hiezu hat folgende Schrift: „die Harbkesche wilde Baumzucht u. s. w. von du Roi. Braunsch. 2 Bnde. 1772. Neue Ausg. von Pott 1795." Der ruhmwürdige Verfasser dieser lehrreichen Schrift war, auf Empfehlung des berühmten Helmstedtschen Professors D. Beireis, seines Lehrers, vom Hofrichter Friedrich August nach Harbke berufen worden und hatte dort fünf Jahre angewandt, um, mit Hülfe des thätigen Greises selbst, jenes Buch an das Licht zu stellen.

Eines solchen Vaters Verdienste um Erweckung und Bildung zu Tugend und Wissenschaft hat August Ferdinand, der dankbare Sohn, nie aufgehört, bei jeder

Gelegenheit mit der innigsten Rührung zu preisen. Auch erzählt der große Kirchenhistoriker, Abt Henke, zu Helmstedt, wie er selbst hauptsächlich und zuerst dadurch, daß er, damals noch Jüngling, ein Ehrendenkmahl für den verstorbenen Hofrichter (Helmstedt 1775) geschrieben, bei dem Sohn, unserm August Ferdinand, eine Gunst und Freundschaft gewonnen habe, welche nachmals ununterbrochen fortgedauert und sowohl bei allen wichtigen Unternehmungen, als auch in Schutz und Schirm gegen neidische oder dumme Verleumder, sich zum höchsten und treuesten hülfreich erwiesen habe.

Des Grafen Mutter war Maria Katharina, geb. v. Kameitzki, eine fromme, edle, den Wissenschaften holde Frau. Und so öffnete sich auch hier dem Sohne eine reiche, reine Segensquelle für den Geist und für das Herz.

Höchst bedeutend für die Bildungsgeschichte August Ferdinands, so wie seines jüngern Bruders, Friedrich Wilhelms, ist aber auch die Wahl der Jugendlehrer und Führer geworden, welchen der Vater seine Söhne anvertrauete. Es waren dieses der nachmals durch Geschichts- und Staatenkunde berühmte und als Professor und Hofrath zu Helmstedt verstorbene Remer, und der nachmals dem Fürstenthum und der Stadt Halberstadt so werthe, nun auch heimgegangene (7ten Nov. 1810) Doctor der Theologie, General-Superintendent, Consistorialrath und Oberprediger, Christian Ludwig Schäffer. So wie Remer im Friedrich Wilhelm die Neigung zu der Bahn des künftigen Staatsmannes erweckt hat, worauf derselbe nachmals bis zum Minister in Hessen-Cassel emporgegangen ist; so hat Schäffer dagegen im August Ferdinand die Neigung zu denjenigen Lieblingswissenschaften angeregt und gepflegt, in welchen der Graf nach-

mals so glänzend sich ausgezeichnet und einen unsterblichen Namen sich erworben hat. — Es gehört daher zur Sache, daß wir dieses seines vortrefflichen und hochverdienten Lehrers noch zuvor ausführlicher gedenken. Christian Ludwig Schäffer, am 31sten Aug. 1732 zu Magdeburg geboren, unter den Augen gebildeter, biederer, frommer, heiterer Eltern, ihnen ähnlich, aufgewachsen, hatte auf der damals unter dem Abt Steinmetz blühenden Schule von Kloster Berge, besonders durch den vortrefflichen Unterricht des berühmten Silberschlag, Mathematik und Naturwissenschaft vorzüglich liebgewonnen. Diese Lieblingsgegenstände hatte er auch auf der Universität zu Halle nimmer aus dem Auge verloren. Er war überhaupt durch mannichfaltige Kenntnisse und freundliche, feine Sitten seinen früheren Lehrern so theuer geworden, daß sie ihn, sobald die akademische Laufbahn vollendet worden war, zurück riefen und ihn zu ihrem Mitgehülfen erkohren. Aber auch der Hofrichter von Veltheim war auf den ausgezeichneten Mann, in welchem Reichthum der Kenntnisse mit heiterer Lebensweisheit in schöner Verbindung erschienen, aufmerksam geworden und lud ihn unter so vortheilhaften Bedingungen als Lehrer und Führer seiner Söhne nach dem anmuthigen Harbke, daß Schäffer dem Rufe folgte. Hier fand sein Forschungsgeist, durch gründliche Kenntniß der Mathematik, der alten Sprachen und Geschichte unterstützt, gar bald in der Umgegend des anmuthigen Landsitzes sich von manchen auffallenden Hügeln angezogen und er rastete nun nicht, bis er, von seinen freudigen Schülern begleitet, einige dieser Hügel eröffnet hatte. Doch hören wir ihn selbst, wie er in seiner nachmals bei Biesterfeld (Quedlinburg und Leipzig, 1764. 8. 102 Seiten, mit 3 Kupfertafeln) herausgegebenen Schrift „Beiträge zur Vermehrung der Kenntniß der teut-

schen Alterthümer" Seite 52 erzählt: „Die Anhöhe, welche ich durchsucht habe, ist im Walde, dem Dorfe Harbke südostwärts gelegen, nahe an den Winkel-Lohden, und wird der „blaue Berg" genannt; ein Ort, welcher unsern heidnischen Voreltern zu gottesdienstlichen Verrichtungen (s. Arnkiel Cimbrische Heiden-Religion III. 217. 241. 284.) vorzüglich bequem gewesen. Diese Anhöhe ist in derselben Gegend der höchste Ort und allenthalben mit einem weiten Thale umgeben. Es sind auf dieser Anhöhe einige zwanzig kleinere Hügel befindlich, welche nach keiner gewissen Ordnung liegen, sondern zum Theil ziemlich weit von einander entfernt sind, zum Theil aber auch sehr nahe an einander grenzen. Indessen verräth doch ihre reguläre Figur und Gleichförmigkeit und der angewandte Fleiß, indem einige derselben am Fuß ihrer Rundi'ng oder um ihren Mittelpunkt mit ziemlich großen Steinen cirkelförmig umgeben sind, gar deutlich, daß sie kein Werk der Natur, noch bloß von ohngefähr aufgeworfen sind. (s. Tafel I. Fig. 1. 2.) Die erste Untersuchung bestätigte auch sogleich die Muthmaßung, daß es Grabhügel der Alten wären, welche die Sachsen, und die Teutschen überhaupt, gemeiniglich auf Anhöhen und in Wäldern anlegten, denen man eine vorzügliche Heiligkeit zuschrieb (s. Abels sächs. Alterth. Thl. II. 285). Dergleichen „Grabhaine" waren auch noch geraume Zeit nach Einführung der christlichen Religion üblich, da man noch immer lieber bei der Asche seiner Väter auf den heidnischen Grabhügeln, als auf christlichen Kirchhöfen ruhen wollte (s. Arnkiel Thl III. S. 250). Diese Hügel des blauen Berges liegen der Länge nach zwischen Osten und Westen, so daß Arnkiels Bemerkung unmöglich allgemein gelten kann, indem er nur die Hügel, welche zwischen Süd und Nord liegen, für „Grabhügel," die aber, welche zwischen

Ost und West liegen, für „Kirchhügel" (zu gottesdienstlichen Verrichtungen) hält, auf welchen nur höchstens die Priester begraben worden seyn (Arnkiel III. 217. §. 4). Die Lage der Harbkeschen Hügel streitet geradezu dawider."

Die Hügel des blauen Berges — denn einige andere im Kloster Marienbornschen Holze, in den Gehölzen und auf den Höhen von Helmstedt, und auf dem Timians- und dem Lindenberge bei Harbke selbst sind damals noch nicht durchforscht worden — ließ Schäffer (wie er Seite 99 — 102 beschreibt) den Regeln gemäß eröffnen und förderte eine reiche Ausbeute von Urnen, Waffen und Zierrathen der alten Germanen zu Tage. Diese Funde, begleitet von scharfsinnigen, gelehrten und gründlichen Bemerkungen und Betrachtungen, auch anschaulich gemacht durch Abbildungen, sind in der oben erwähnten, 1764 erschienenen Schrift zur allgemeinen Kunde gebracht worden. Aber es findet sich hier, auf der dritten Tafel, auch noch ein bei Neuhaldensleben in einer Urne gefundenes, höchst merkwürdiges Bild aus weichem Metall, welches einen Krieger darstellt, der auf einem Löwen sitzt, mit der rechten Hand eine Trommel schlägt und mit der linken ein Heerhorn vom Ur an den Mund setzt, vielleicht eine echte Abbildung des germanischen Kriegesgottes Hermin oder Irmen, über welchen es noch gar sehr an genügenden Nachrichten fehlt, obschon neulich „Grimm" und „von der Hagen" Aufklärungen zu geben es weder an Fleiß, noch an Gelehrsamkeit haben fehlen lassen. — Doch dieses nur beiläufig! — Wir kehren zu dem Hauptgegenstande zurück. — Daß ein Lehrer, wie Schäffer, einem Schüler, wie August Ferdinand, dessen lebhafter Geist von Wißbegierde brannte, den ersten, starken, entscheidenden Anstoß und zugleich auch die erste, richtige

Weisung zu ähnlichen Forschungen, wodurch sich der Graf nachmals so glänzend ausgezeichnet hat, gegeben habe, wird schwerlich Jemand bezweifeln. Auch als der Hofrichter seine Söhne 1756 auf die Schule von Kloster Berge sandte, begleitete sie Schäffer als Führer. So berühmt aber auch damals durch den Abt Steinmetz jene Schule geworden war, so wollte doch Manches dort dem lebhaften Geiste August Ferdinands nicht sonderlich entsprechen. Man war dort auf den Abweg gerathen, daß man jede jugendliche Keckheit sogleich für sündliche Ausartung und Verderbniß hielt, die nicht etwa nur gemäßigt, nein! die gänzlich erstickt werden müßte. Auf die sogenannten „weltlichen" Wissenschaften ward ein verächtlicher Blick geworfen und dagegen die Schuljugend unablässig zu jener erzwungenen und äußeren Frömmigkeit angetrieben, welche man heut zu Tage richtiger „Frömmelei" nennt. Steinmetz aber seinerseits pflegte Schulen, welche jenes frommen Anstrichs ermangelten, „heidnische Athenäen" zu nennen. Doch brachte er durch alles sein Eifern für Frömmigkeit wahrlich nicht das, was er im eigenen guten Herzen ehrlich bezweckte, auch nun bei allen seinen Zöglingen hervor, nämlich echte Religiosität. Freudige Geister, wie August Ferdinand, gemahnten sich auf der Höhe von Kloster Berge wie einer Zwingburg und pflegten, wenn der strenge Wächter den Rücken wandte, sich für die vielen aufgezwungenen, kalten Andachtsübungen und Gebete dann durch manchen lustigen Streich schadlos zu halten. Bei weitem aber das Schlimmste war dieses, daß sehr viele Zöglinge der Anstalt hier die heitere, freundliche Religion Jesu nur von einer falschen und abschreckenden, nicht aber von ihrer lieblichen und anziehenden Seite kennen und für das ganze übrige Leben schätzen und heilig halten lernten. Dieses waren die Be-

merkungen, welche der Graf noch in späteren Jahren über jene Anstalt zu machen pflegte, wobei er jedoch nie vergaß, sich auch dankbar des Guten zu erinnern, was ihm hier durch den Unterricht mehrerer wackerer Lehrer, vorzüglich aber, wie er stets mit Innigkeit rühmte, durch die besonderen Unterweisungen seines freundlichen und kenntnißreichen Führers Schäffer zu Theil worden war, der erst im Jahre 1759 von ihm schied, um die zweite Predigerstelle an der St. Martinskirche zu Halberstadt, wohin er durch große Stimmenmehrheit berufen worden war, da er auch als herzlicher, würdevoller Redner sich früh hervorthat, zu übernehmen. — Um dieselbe Zeit verließ nun auch August Ferdinand die Schule und ward vom Vater, da derselbe in ihm eine vorherrschende Lust zur Bergwerkskunde wahrnahm, zu dem damaligen Berghauptmann Friedrich Anton von Heynitz (gest. den 15ten Mai 1802, als königlich preußischer Minister), einem vertrauten Freunde des Veltheimschen Hauses, nach Cellerfeld gesandt. Hier, im Hause, im bergmännischen Bezirk und unter den Augen des berühmten Heynitz machte er nun die ersten Schritte auf der neuen Bahn. Dann aber, nachdem er die vorläufigen Erfahrungen eingesammelt hatte, schickte ihn der Vater, damit nun auch die vollständige, gründliche, wissenschaftliche Bildung hinzukäme, auf die Helmstedtsche Akademie — welche man leider! jetzo noch immer eine vormalige nennen muß, da sie von jenem beklagenswerthen Umsturz, welchen sie durch corsische Fäuste erlitten hat, noch nicht wieder durch hülfreiche Hand der Welfen aufgerichtet worden ist. — Hier machte August Ferdinand in seinen Lieblingswissenschaften, vornämlich durch den Unterricht des berühmten Beireis, ungemein glückliche Fortschritte. Physik, Mechanik, Mineralogie, Chemie und andere ähnliche Studien wurden

mit brennendem Eifer und unermüdlichem Fleiße getrieben. Der tägliche, sehr freundschaftliche Umgang mit Beireis, dessen lebhafter Geist mit Veltheims ganz ähnlicher Stimmung vortrefflich übereinkam, und die Freiheit, sich der reichen Beireisischen Sammlungen von aller Art nach Gefallen bedienen zu dürfen, mußte wohl, wie man leicht denken kann, jeglichen Fortschritt in einem Felde, dessen weiteste Räume der Graf nachmals mit raschen, starken Fittigen überflog, auf das glücklichste befördern. Nächstdem benutzte er noch den philosophischen und geschichtlichen Unterricht Kipping's und die juristischen Vorlesungen Menkens und Eisenharts. Schmerzlich bedauerte er es in der Folge, daß die drei Jahre seines Aufenthalts doch wohl nicht so allseitig von ihm benutzt worden seyn, wie das Glück ihm es damals angeboten habe.

Die Vorbereitungszeit war nun vorüber. August Ferdinand verließ die Akademie und begab sich (1763) für ein Jahr nach Braunschweig, wo er den Sitzungen des Schatzrathes beiwohnte. Dann aber, damit er die größere Welt durch eigene Anschauung kennen lerne, führte ihn der weise Vater selbst auf Reisen durch Schwaben, die Rheinlande, Elsaß und Niederlande, wobei es nicht sowohl auf den Besuch glänzender Städte und Hofhaltungen, als vielmehr auf Sehenswürdigkeiten der Natur und der Kunst, auf Menschenkenntniß und auf Besuch der vorzüglichsten Berg- und Hüttenwerke abgesehen war, zu welchem Ende der Vater nachmals auch noch eine besondere Reise mit dem geliebten Sohn nach dem sächsischen Erzgebirge unternahm. Nach Vollendung dieser lehrreichen Reisen trat (1766) August Ferdinand in das amtliche Leben ein. Er wurde, besonders auf Anrathen und dann auch unter besonderer Anleitung des hochverdienten Frei-

herrn von Münchhausen, zu Hannover als Kammerrath angestellt. Wie angenehm und besonders auch wie lehrreich ihm dieser neue Aufenthalt geworden, hat er nachmals nie genug rühmen können. Dann nach anderthalb Jahren schritt er in das Gebiet hinüber, dem er sich von Anfang an ausschließlich gewidmet hatte und worin er einen unsterblichen Namen gewinnen sollte: es ward ihm die Unteraufsicht der Harzbergwerke übertragen (Viceberghauptmannschaft). Alle, die hier in näherer Verbindung mit ihm gelebt haben, können seine Kenntniß und Erfahrung im Bergwesen, seine klugen Rathschläge, seine scharfsinnigen Urtheile, seinen schnellen und sichern Blick in den schwierigsten und mißlichsten Sachen, seine unerschütterliche Festigkeit gegen Uebelgesinnte, seine Freundlichkeit gegen alle Guten, seine menschenfreundliche Hülfsbereitwilligkeit für die geringere Classe der Arbeiter ganz insbesondere nicht genug rühmen. — Diese Viceberghauptmannschaft verwaltete er an die eilf Jahre und würde vielleicht einen Beruf, für den er ganz geboren und gerüstet zu seyn schien, nimmer verlassen haben, wenn ihn nicht die Befehdungen einiger Neidischen, wozu noch ein häusliches Leiden sich gesellte, bewogen hätten, dem Beispiel seines Vaters nachzufolgen und dem öffentlichen Leben Abschied zu geben; denn es wurde damals sein Herz durch den plötzlichen Verlust seiner ersten Gattin, der Freiin Friederike Philippine von dem Busche, und zugleich des ersten Sohnes mit der Mutter, auf das schmerzlichste verwundet. Nun fühlte er, dessen natürliche Reizbarkeit jedem Eindrucke die Kraft verdoppelte, daß sein durch ein so ungeheures Unglück erschütterter, niedergeschmetterter Muth nie wieder sich genugsam werde erheben können, um öffentliche Geschäfte mit der dazu erforderlichen Kraft vollkommen verwalten zu können. Am

wenigsten aber vermogte er länger an einem Orte auszudauern, wo er bisher so unaussprechlich glücklich gelebt hatte, nun aber auf einmal von grausenvoller Finsterniß des Mißgeschicks umnachtet worden war. Er nahm daher eilends seinen Abschied und begab sich in jene wohlthätige, durch den Vater so ungemein verschönerte und bereicherte Einsamkeit des anmuthigen Waldthales von Harbke zurück, mit dem Entschluß, der auch nachmals ausgeführt worden ist, die ganze bevorstehende Lebenszeit lediglich einer wissenschaftlichen Muße und der Landwirthschaft zu widmen. Nur einmal noch in der Folge hat er, aus Gefälligkeit gegen einen vornehmen, gelehrten Engländer, der unter seiner besondern Führung die Harzbergwerke zu bereisen wünschte, diese Höhen wieder besucht.

Im romantischen Harbke, vom grünen Kranze seiner Wälder, seiner Pflanzungen und Gärten umgeben, lebte er fortan sich selbst, verbesserte seine Güter, förderte die oben gerühmten Anlagen seines Vaters, widmete aber besonders den Wissenschaften und Künsten seine besten Kräfte. So lieb gewann er diese glückselige Lebensweise, — Vielen ersehnt, Wenigen beschieden, Mehreren vergebens dargeboten — daß es schwer wurde, ihn unterweilen daraus hervorzurufen in das Getümmel der Menschen; aber ganz unmöglich war, ihn jemals wieder gänzlich davon zu scheiden, besonders seitdem er (1769) an Ottonien Henrietten von Arnimb wiederum eine höchst liebenswürdige Lebensgefährtin gefunden und nun nochmals das Glück gewonnen hatte, vier Kinder, zwei Söhne (die Grafen Roger und Werner) und zwei Töchter, um sich erblühen zu sehen. — Durch keine, auch nicht durch die glänzendsten Anerbietungen konnte er bewogen werden, jemals wieder ein öffentliches Amt zu übernehmen; ja! denselben Eifer, womit Andere dergleichen Stellen nachzu-

jagen pflegen, sah man bei ihm auflodern, wenn es galt, den Einladungen dazu, sobald er sie nur aus der Ferne witterte, auf alle mögliche Weise vorzubauen. Er hielt sich zwar wohl alljährlich einige Wintermonate in Braunschweig auf, betrat aber den schlüpfrigen Boden des Hoflebens so wenig, als möglich, und fand sich in der glänzenden Nähe der Fürsten nur dann ein, wenn unerläßliche Pflicht oder das Gesetz der Schicklichkeit solches nothwendig machte. Er verhehlte es nicht, daß er das Schicksal derer, welche an die Höfe gefesselt sind, innigst beklage und dagegen sich überglücklich preise, dem es vergönnt sey, seine Lippen nie mit schmeichlerischen Reden beflecken zu dürfen, sondern überall, auch vor Personen des höchsten Ranges, offen und einfach seines Herzens Meinung aussprechen und der Wahrheit und Gerechtigkeit allein die Ehre geben zu können. Indessen fehlte es ihm dabei ganz und gar nicht an der Kunst, die feinste Hofsitte mit jener edlen Freiheit in Verbindung zu bringen. — Bei diesen Eigenheiten konnte er nun die Zeit seines Aufenthaltes in der Residenz, wie daheim, für die Wissenschaft und den Umgang mit werthen Freunden, ausgezeichneten Staatsmännern und geschätzten Gelehrten gewinnen. Hardenberg (der jetzige königlich preußische Fürst Staatskanzler), und Feronce, die seltenen Staatsmänner; dann die schönen Geister Lessing, Ebert, Eschenburg; Brückmann, der gelehrte Arzt und Mineralog; v. Zimmermann, der große Kenner der Menschen und Länder, und andere, jenen ähnliche Zierden Braunschweigs waren es, mit welchen er am liebsten und am meisten umzugehen pflegte. Mogte er aber nun in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, mogte er bei Männern seines Standes oder bei andern zu Gaste seyn, oder sie an seiner eigenen Tafel sehen, so wußte man,

daß Prunk und Aufwand ihm überall zuwider sey. Auch wenn er, was oft geschah, in seinem anmuthigen Harbke die Gelehrten der Helmstedter Universität zu sich lud, so rechneten die Gäste hier nicht sowohl auf leckern und üppigen Ueberfluß für den Gaumen, als vielmehr auf die lieblichste Unterhaltung für den Geist, wozu der edle Wirth vornämlich selbst durch Heiterkeit und Geistesreichthum die köstlichste Würze beizutragen pflegte. — Wie angenehm floß der Tag hin, wenn man aus dem reichen Museum und der vortrefflichen Büchersammlung zu einer behaglichen Tafel und von da wiederum sich zu einer Lustwandelung durch die schattigen Haine und mannichfachen Pflanzungen oder in die Rüstsäle und Kunstsammlungen begab, und nirgend und nie die Unterhaltung stockte! Denn der Graf erfreute sich einer, man möchte sagen, üppigen Fruchtbarkeit des Genies, eines Ueberschwangs der mannichfaltigsten Sachkenntnisse, eines in gleichem Maaß umfassenden und getreuen Gedächtnisses und einer unerschöpflichen Suada, welche insbesondere die höchst wohlthätige Kraft hatte, alle Nebel und Runzeln von den Stirnen derer, welche mit ihm umgingen, unwiderstehlich zu verscheuchen. — Auch den Reisenden, welche aus fernen Gegenden zur Sommerszeit fast täglich in Harbke eintrafen, um die dortigen, überall berühmten, Anlagen zu sehen, bezeigte er sich, wenn es wissenschaftliche Männer waren, ungemein freundlich und zugänglich, so daß nicht leicht Jemand von ihm geschieden ist, ohne ihn seiner Freundlichkeit wegen zu lieben, und seines Genies und seiner Kenntnisse wegen zu bewundern.

Er ließ aber diese ländliche Muße nicht etwa nur sich allein, aber nicht dem gemeinen Wesen, nützlich werden, sondern pflegte vielmehr stets Scipio's Ausspruch, daß er nie weniger müßig gewesen sey, als wenn zu seyn er es

scheine, auf sich anzuwenden. Sorge und Arbeit genug erweckte ihm die Bewirthschaftung seiner Güter und seines Vermögens, und die Wahrnehmung und Vertheidigung der Rechte seiner Familie, wozu noch die Dienstfertigkeit kam, mit welcher er eines Jeden Vortheil und Wohlfahrt, wenn es irgend geschehen konnte, zu befördern allezeit beflissen war. Man möchte nicht leicht ein zweites Dorf finden, wo zum-Besten der Bewohner, zum Unterricht der Jugend, zur Hege und Pflege der Armen, Kranken und Hinfälligen menschenfreundlichere und zweckmäßigere Anstalten getroffen wären, als eben zu Harbke. Doch hat zu diesen frommen Werken — das darf nicht vergessen werden — auch des Grafen würdige Großmutter, aus dem Hause Bartensleben, vordem sehr bedeutend beigetragen.

Daß alle diese echtchristlichen Anstalten unverletzt blieben, ist stets des Grafen heiligste Sorge gewesen. Sehr am Herzen lag ihm daneben auch die zweckmäßige Verwendung der Unterstützungsgelder für dürftige Studirende, welche vor 200 Jahren Frau Ilse von Saldern legirt hat. Er fügte den alten Verordnungen weise Vorschriften hinzu, daß von nun an nur denen, welche durch Fleiß und Sitte sich auszeichneten, jene Wohlthaten ertheilt werden können. Und wie Vielen hat er außerdem noch den Druck ungünstiger Umstände auf Schulen und auf der Akademie erleichtert, sobald er nur eine günstige Meinung von ihrem Kopf und ihrem Herzen zu hegen berechtigt worden war! Denn er war eben so entfernt von schmutzigem Geiz, als von unüberlegter Freigebigkeit; und wo er gab, geschah es in der Stille, und so, daß er nicht etwa nur um einen einzelnen Menschen, sondern um die Menschheit überhaupt, und nicht bloß für den gegenwärtigen, vorübergleitenden Augenblick, sondern auch für die

Zukunft und die Nachkommenschaft überhaupt sich ein Verdienst zu erwerben hoffen durfte.

Denselben besonnenen Eifer bewies er bei den Berathungen der Magdeburger Landesstände, deren Mitglied er war, und war ganz insbesondere beflissen, daß, außer andern dem gemeinen Besten förderlichen Veranstaltungen, auch eine Sammlung, Verbesserung und wirksame Einführung der Provinzialgesetze und Gebräuche möchte zu Stande gebracht werden. Seine Mitstände gaben einen Beweis, wie dankbar sie die Richtigkeit seiner Urtheile, die Umsichtigkeit seiner Rathschläge und seine Dienstbereitwilligkeit überhaupt anerkannten, dadurch, daß sie ihn als ihren einmüthig erwählten Abgeordneten zur Huldigung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm den Zweiten, absandten und sich freueten, als er bei dieser Gelegenheit von dem Könige selbst eine hohe Belobung einerntete und zu einem Grafen des preußischen Königreichs erhoben und so der alte Glanz des Veltheimischen Hauses auch in dieser Hinsicht vollkommen wieder hergestellt wurde.

Wie der Graf auch im Reiche der Wissenschaften sich einen unvergeßlichen Namen erworben habe, bleibt jetzo noch übrig zu erzählen.

Jede Wissenschaft, jede Kunst fand an ihm einen glühenden Verehrer. Ganz unbekannt war er mit keiner. In einigen aber war er vollkommen zu Hause und beherrschte sie als Meister. — Ein Zuwachs, den eine seiner Lieblingswissenschaften und Künste gewann, erweckte in ihm eine so lebhafte Freude, als wäre ihm ein neues Landgut zugefallen. Geheime Wissenschaften aber, die an das Licht hervorzutreten und zu gemeinem Nutzen der Menschen sich männiglich mitzutheilen, aus Stolz oder Scham sich weigerten, verachtete er aus Herzensgrunde.

Nicht minder verlachte und bespöttelte er den mystischen und düstern Bombast, wodurch manche unserer neuern Sophisten, um für außerordentliche Geister zu gelten, ihre Erbärmlichkeit kund thun. Alles, was mit Aufwand eines scharfen Nachdenkens und großem Zeitaufwand erlernt werden mußte, dann aber doch am Ende nur eine geringe Ausbeute gab, wies er von sich. Dagegen schätzte er unter allen Wissenschaften keine höher und widmete keiner einen freudigern, anhaltendern und glücklichern Fleiß, als der Geognosie. Wer über Gegenstände dieser Wissenschaft Belehrung suchte, fand in ihm einen unerschöpflichen Schatz. So wie er früher, als er noch an der Spitze des Bergwesens stand, das Innere der Berge durchforscht hatte, so war er nachmals, als er aus den finstern Schachten wieder an das freundliche Licht hinaufgestiegen war, unermüdlich beflissen, die Oberfläche unseres Planeten und sein Verhältniß zu den Heeren der übrigen Weltkörper zu berechnen und zu erforschen. So waren und wurden immer mehr Metallurgie, Geographie, Astronomie, Chemie, Physik, Naturgeschichte, Mathematik und Mechanik vor allen andern seine Lieblingswissenschaften, und es zeigte sich, zu welcher Höhe ein erster Anstoß und eine erste Anleitung in den zarten Jugendjahren nachmals erheben kann.

Ueber die Metalle und die Mineralien überhaupt hatte der Graf schon 1781 ein Buch: „Grundriß einer Mineralogie", welches bereits sieben Jahre vorher, als er noch dem Bergwesen vorstand, zusammengetragen worden war, zu Braunschweig an das Licht treten lassen, und sich dadurch den Ruhm eines classischen Schriftstellers in diesem Fache bei allen Kennern erworben. Der berühmte Beireis selbst, des Grafen ehemaliger Lehrer, legte jetzo das Buch des zum Meister erhobenen Schülers bei seinen

mineralogischen Vorlesungen zum Grunde. Der Graf war durch eigene Anschauung und langjährigen Gebrauch der Stoffe, welche er beschrieb, zu der Abfassung einer solchen Schrift auf das Vollkommenste in Stand gesetzt worden. Dazu kam noch, daß er durch eigenen Fleiß und durch bereitwillige, königliche Hülfe sich eine aus allen Gegenden der Erde zusammengebrachte, ganz vorzügliche Sammlung von Fossilien angelegt hatte, wodurch nun seine Studien ungemein nicht nur gefördert, sondern zu gleicher Zeit auch erleichtert wurden. Doch hat er nachmals, als sein regsamer Geist von anderen, neuen Gegenständen mächtig angezogen worden, jene köstliche Sammlung einem angesehenen, gelehrten Britten, der im Besitz derselben sein höchstes Glück fand, überlassen, ist aber in der Folge vielleicht hiedurch verhindert worden, sein größeres Werk über die Mineralogie — denn das früher erschienene, kleinere, bildete gleichsam nur erst das nackte Gerippe — auszuführen. Indessen hat er doch einzelne Gegenstände der Wissenschaft noch in einigen besondern Schriften bearbeitet, z. B. „Etwas über Bildung des Basalts und vormalige Beschaffenheit der Gebirge in Deutschland. Leipzig 1786. Zweite Aufl. Braunschweig 1789." — „Ueber Werners und Karstens Reformen in der Mineralogie, nebst Anmerkungen über die älteren und neueren Benennungen einiger Steinarten. Helmstedt 1793." — „Ueber den Hydrophon der Neuern und den Pantarbas der Alten (in Crells Annalen der Chemie 1796)." — „Ueber einige Hauptmängel der Eisenhütten in Deutschland. (Ebendaselbst.) 1790."

Jene oben angedeuteten neuen und anderen Gegenstände, welche in späteren Jahren den Grafen der Mineralogie entführten, aber doch erst durch gründliche und vollständige Kenntniß dieser letzteren Wissenschaft von

ihm nun mit so ausgezeichneter Trefflichkeit bearbeitet werden konnten, betrafen besonders die Plastik der Alten. Hier untersuchte der Graf zuerst die Stoffe (Stein, Metall u. s. w.), woraus die Kunstwerke gebildet waren; dann aber auch die Form, die Bedeutung und die Geschichte derselben. Eine starke Anregung zu diesen Forschungen muß man wohl dem vertrauten Umgange des Grafen mit Lessing, dem großen Kenner alter Kunst, zuschreiben. Dann schaffte er in der Folge, ohne irgend Unkosten oder Mühe zu scheuen, die besten, seltensten, theuersten Werke und Kunstdenkmähler herbei und drang nun durch unermüdlichen Fleiß und siegreichen Scharfsinn auch hier so glücklich in das innerste Heiligthum der Kunst ein, daß die ersten Kenner ihm gern für ganz neue Aufschlüsse Dank sagten. Beweise dessen sind seine Schriften: „Ueber die vasa murrhina. Helmstedt 1791." — „Vermuthungen von der Barberini-, jetzt Portland-Vase. Helmstedt 1791." — „Ueber Memnons Bildsäule, Nero's Smaragd, Toreutik und Kunst der Alten, in Stein und Glas zu schneiden. Helmstedt 1793." — Da, wenn ein wichtiger Gegenstand des Grafen Aufmerksamkeit erst einmal an sich gezogen hatte, er dann nicht rastete, bis er denselben vollständig und durch eigene Kraft ergründet hatte, und er nun bei den Nachforschungen alter Kunst es durchaus nöthig fand, um überall, wie seine Art war, mit eigenen Augen zu sehen, die alten Schriften der Römer und Griechen zum Behuf der Archäologie und Geschichte zu berathfragen, so hielt er sich nicht lange bei vergeblichen Klagen, die alten Sprachen seit der Schulzeit etwas vernachlässigt zu haben, auf, sondern er machte mit unermüdlichem, redlichem Fleiß sich sofort an das Werk und ruhte nicht, bis das Versäumte wieder nachgeholt war. Und hier ist ein ermuthigender, lehrreicher

Beweis gegeben worden, was dem Genie, wenn es emsigen Fleiß zu Hülfe ruft, möglich ist, in kurzem zu Stande zu bringen.

Um aber durch Einförmigkeit des Studirens den munteren Geist nicht zu ermüden, sondern durch unterweilige Abwechslung der Gegenstände immer wieder neue Lust und Kraft zu dem Hauptstudium zu erwecken und nach einiger Entfernung von demselben dann immer frischer und wackerer zu demselben zurückzukehren, widmete der Graf damals auch manche seiner stillen Stunden bald der Naturphilosophie, um dunkle Tiefen derselben aufzuhellen, bald der alten Geschichte und Geographie, um schwierige Aufgaben zu lösen, dann auch wohl zuweilen der neuesten Geschichte, um manche auffallende Erscheinungen derselben genügend zu erklären. Auf diese Art sind folgende, von allen Kennern mit verdientem Beifall aufgenommene Schriften an das Licht getreten: „Ueber das Feuersetzen der Alten und Hannibal's Methode, die Alpen zu sprengen. Göttingen 1782." — „Vermuthungen über den Mann mit der eisernen Maske (in den Anekdoten vom franz. Hofe aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten und des Duc Régent, aus Briefen der Madame d'Orleans, Charlotte Elisabeth ꝛc. Straßburg, oder richtiger Braunschweig 1789, und zweimal neu aufgelegt 1790 und 93)." — „Ueber die Fruchtsperre im Herzogthum Magdeburg. 1796." — „Ueber die Onyxgebirge des Ctesias und den Handel der Alten nach Ostindien. Helmstedt 1797." — Von den goldgrabenden Ameisen und Greiffen der Alten. Helmstedt 1799." — Seine Gedanken über bis jetzo noch nicht entdeckte Spuren präadamitischer Menschen im Reiche der Fossilien finden sich in „Velthusens fortgesetzten Nachforschungen über den Ursprung der christlichen Religion. Hamburg 1781. S. 137." — Auch für

„Lessing's literarische Collectaneen (Thl. I. Seite 488)" hat der Graf einige Beiträge und für die „Allgemeine deutsche Bibliothek (Berlin)" mehrere Recensionen geliefert.

Die meisten jener einzelnen Abhandlungen hat der edle Verfasser noch kurz vor seinem Hinscheid von neuem sorgfältig durchgesehen, durch Berichtigungen und Zusätze zu einer letzten, durch Gelehrsamkeit, wie durch Schönheit des Vortrages gleicherweise ausgezeichneten Ausgabe bearbeitet und dann 1800 zu Helmstedt unter dem Titel: „Sammlung einiger Aufsätze histor., antiquar., mineralog. und ähnlichen Inhalts," erscheinen lassen.

Noch weit mehrere Gegenstände, als diese, hatte der Graf zu bearbeiten sich vorgenommen; aber er, dem es sonst wahrlich nie an Muth gefehlt hat, war nun eben dadurch, daß dem, was er bisher geliefert hatte, stets von den gültigsten Richtern war der Preis zugetheilt worden, dergestalt schüchtern und bedenklich geworden, daß es ungemein schwer hielt, ehe er sich zu der Herausgabe einer Schrift, wie lange und fleißig er auch daran gearbeitet haben mogte, entschloß. Nie aber hätte er es sich erlaubt, eine seiner vortrefflichen Abhandlungen an das Licht treten zu lassen, wenn er nicht zuvor alles, was über den Gegenstand derselben irgend und jemals von Andern geschrieben worden, sorgfältig gelesen und erwogen und außerdem mit den besten Sachkennern noch einmal Alles überlegt, erwogen und der gemeinschaftlichen Feile unterworfen hätte. „Nur das Vollkommene oder — gar nichts!" war die Maxime dieses seltenen Schriftstellers.

Ruhm durch Wissenschaft war dem edlen Veltheim süßer, als jeder andere Glanz, als jedes andere Vergnügen; Ruhm durch Wissenschaft hielt er unter allen andern Gütern des eifrigsten Strebens für besonders würdig.

Dieses aber bewundern wir um desto mehr, je seltener diejenigen, welche durch Geburt, Stand, Titel und Reichthümer glänzen, noch irgend einer andern Auszeichnung zu bedürfen vermeinen. Sehr angenehm war es ihm deshalb, als die Helmstedter Akademie gerade in demselben Jahr, wo er von dem Könige von Preußen in den Grafenstand erhoben worden, ihm die Würde eines Doctors der Weltweisheit und Magisters der freien Künste ertheilte. Es erhub sich bei dieser Gelegenheit ein Wettstreit ganz eigener Art, indem die Akademie sich nicht der Ehre, dem Würdigsten die Würde freiwillig zuerkannt zu haben, begeben; der Graf aber es durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen haben wollte, daß er sich eifrigst um diese echte und reine Ehre zuvor beworben habe. Das Diplom, wodurch Remer, damals Decan, ehemals des Grafen Lehrer, diesem erlauchten Schüler die neue Würde ertheilte, ist zu merkwürdig, als daß wir nicht die bedeutendsten Worte desselben hier einschalten sollten:

„Quod virum hunc, non magis antiqui splendore generis honorumque dignitate, quam liberalitate ingenii limatoque judicii acumine, profunda rerum scientia, librorum in lucem editorum fama, in antiquarum historiarum artiumque monumentis illustrandis felicissima sagacitate, generosa bonas literas proferendi earumque studiosis juvandi, peritos ornandi voluntate conspicuum, florentem et venerandum, insolitum equestri ordini exemplum, insolito ordinis philosophorum decreto, unanimi et voluntario, quo non viro maxima merito decora decoris aliquid addere voluerit, sed ex justa tantarum virtutum aestimatione, philosophiae Doctorem et liberalium artium Magistrum appellasset et renunciasset.“

Wahrheit war, was Veltheim damals, wie im Scherz,

zu sagen pflegte: „Ich weiß in der That nicht, welchem Schmuck ich, sofern ich nur auf meine eigene Person Rücksicht nehme, den Vorzug geben soll, meiner neuen Grafen- oder meiner neuen „Doctor-Würde!" —

Noch aber vermehrt wurde damals seine Freude, als auch die Londoner Akademie der Wissenschaften ihn mit freiwilliger Anerkennung seiner großen Verdienste unter ihre Mitglieder aufnahm. — Dennoch aber — was selten gefunden wird — vermogte diese heiße Begierde nach echtem Ruhm nie in ihm auch nur das schwächste Fünklein des Neides gegen Andere, selbst gegen diejenigen nicht, welche unwürdig zu äußeren Ehren gelangten, zu erwecken. Ja! noch eifriger, wie er selbst nach echtem Ruhme strebte, sah man ihn bemüht, denen, welche er liebte, die Bahn der Ehren zu eröffnen und auf derselben ihnen vorwärts helfen.

Einen Mann, der überhaupt mehr und schneller bereit gewesen wäre, die Vortheile Anderer, und besonders bei wissenschaftlichen Gegenständen, zu befördern, hat man schwerlich jemals gefunden. Es schien, daß er den reichen und ausgewählten Schatz seiner Sammlungen von Büchern und andern Hülfsmitteln für Kunst und Wissenschaft, nicht sowohl zu seinem eignen, als vielmehr zu seiner Freunde Gebrauch angehäuft habe. Und damit auch für die Zukunft dieser Schatz nicht nur bliebe, sondern noch immer vermehrt würde, so hat er durch seine letzten Verordnungen ihn der Fürsorge desjenigen seiner Nachkommen, der Harbke besitzen würde, auf das Heiligste und Unverbrüchlichste anbefohlen.

Man kann leicht denken, daß ein Mann, der nie weder Zeit noch Mühe geschont, nützliche und gelehrte Werke zu Stande zu bringen, auch nicht versäumt haben werde, mit den vorzüglichsten Geistern seiner Zeit einen

fleißigen Briefwechsel zu unterhalten. Auf diese Weise hat er sich höchst lehrreich und angenehm auch in seiner Einsamkeit durch Briefe besprochen mit beiden Forstern, Ferber, Born, Heynitz, Trebra, Käſtner, Heyne, Klügel, Schneider, Nicolai, Blumenbach, Planta und mit wie vielen Andern! Wie vielfacher Nutzen ist durch diese schriftlichen Unterhaltungen dem Reiche der Wissenschaften erwachsen und welches reiche, reine, innige Vergnügen ihm selbst, dem edlen Einsiedler! — Welch ein Gewinn für das Reich der Wissenschaften, wenn eine solche Briefsammlung noch einmal ein öffentliches Gut werden könnte! —

Wenn man den Graf in seinem häuslichen, bürgerlichen und literarischen Leben, nach seinen Grundsätzen, Neigungen und Handlungen betrachtet, so erblickt man einen Mann, der durch Vorschriften so der Weisheit, wie der Lebensklugheit seine besondere Gemüthsart, die sich merklich zur Heftigkeit hinneigte und deren Flammen leicht über die Schranken hinauszulodern drohten, dergestalt zu regeln gewußt hatte, daß zuletzt nur noch eine gewisse männliche und gediegene Kraft sich hervorthat. — Hiebei war die goldene Regel des Pythagoras oder Bias:

μηδεν ἄγαν! (ne quid nimis! nichts zu heftig!)

sein Leitstern gewesen und ihm stets so gewissenhaft theuer und heilig geblieben, daß er jene Worte μηδεν ἄγαν in seinem Studirzimmer mit Diamant scharf und deutlich in eine Fensterscheibe, welche seinem Blick die nächste war, eingeschnitten hatte. Ganz besonders aber prägte er sich ein und befolgte er unverbrüchlich jene Maxime seit der Zeit, wo die Umwälzung der Dinge in Frankreich überall Empörungen, Verwirrungen, Kriege, und selbst zwischen Verwandten und Freunden hitzige Zwiste und bittere Feindschaften hervorgebracht hatte; denn er sah ein,

daß, so wie aus der Vernachlässigung jenes μηδεν ἄγαν, nämlich aus der unbändigen Herrsch- und Ehrsucht und aus der wilden Begierde nach Neuerungen und aus frecher Willkühr jene zahllosen Uebel, gräßlichen Schandthaten und namenloses Elend für Staat und Haus den Ursprung genommen, so auch ebenfalls aus Vernachlässigung des „nichts zu heftig!" die Urtheile der Menschen, Furcht und Hoffnung, Haß, Verdacht und Feindschaft, angefacht durch jene Uebel, alles Maaß überschritten hätten. Deshalb war sein heiligstes und eifrigstes Streben dahin gerichtet, daß er in jener mit öffentlichen Gefahren und Zerrüttungen aller Ordnung schwangern Zeit wenigstens sein Gemüth, nach jener Vorschrift des weisen Griechen, fassen und beruhigen möchte. Auch hat man ihn seitdem nie mehr außer sich gerathen sehen, hat ihn nie in übermäßiger Trauer, nie in jubelnder Freude, nie in heftigem Zorn, nie in erstarrender Furcht, nie in bezaubernder Verwunderung, nie in übereilten Rathschläger erblickt; und gesetzt auch, es hätte sich etwas dergleichen im Innersten seiner Seele regen wollen, so wußte er nicht sowohl durch eine gewisse Kunst, wie etwa die Gewalt über Blick und Stimme, die innere Bewegung zu verhehlen, als vielmehr war er jetzo mit hinlänglicher Kraft gerüstet, jene Bewegungen innen zu zerbrechen und nun Alles in Ruhe gehörig zu erwägen und stets einer nüchternen Besonnenheit und eines klaren Bewußtseyns seiner selbst und aller Umstände mächtig zu bleiben.

Den letzten und den herrlichsten Beweis von der Kraft jenes „μηδεν ἄγαν!" aber hat der Graf noch zuletzt damals gegeben, als auch auf seinem unsäglich qualvollen Krankenlager selbst die schärfsten und anhaltendsten Schmerzen seinen Seelenfrieden dennoch keinesweges zu erschüttern und zu zerstören vermochten. Bis zu den letz-

ten drei Jahren seines Lebens hatte er sich stets eines rüstigen Körpers und einer festen Gesundheit, welche er durch strenge Mäßigkeit und immerwährende Heiterkeit aufrecht zu erhalten beflissen war, erfreuen dürfen. Aber plötzlich begannen seine Kräfte zu sinken und er sah sich von einem anfangs unbedeutend scheinenden, nachmals aber, ungeachtet aller Kunst der geschicktesten Aerzte, unheilbaren Halsschaden angegriffen.

Wie nun hier, als die Qualen mit jedem Tage zunahmen, er mannhaft sie erduldet, mit wie unerschrockenem Blick er dem gewissen Tode entgegengeschauet, wie er die Seinigen weder durch Klagen, noch durch üble Laune belästigt hat, wahrlich! dessen werden seine Lieben und seine Freunde, welche nie von dem Bette des geliebten Dulders gewichen sind, nimmer vergessen und es zu bewundern und zu preisen nimmer aufhören können. — Unter namenlosen Qualen darnieder liegend und dem Grabe ersichtlich ganz nahe, pflegte er mit den Freunden fast so heiter, wie in glücklichern Tagen, ja! im Unglück fast noch heiterer, als wohl zuweilen im Glück er es nicht immer gewesen war, über die zurückgelegte Lebensbahn und über diejenigen wissenschaftlichen Gegenstände, welche ihm die angenehmsten gewesen waren, sich zu unterreden. Durchaus keine Todesfurcht war hier zu bemerken, wohl aber eine — wenn auch nicht unbezweifelt gewisse und nebellos helle — doch sanft durch die gemilderten Schatten herdurchschimmernde Hoffnung der Unsterblichkeit. Dabei blieb ihm sein gewohnter Trost in allen trüben Lebensstunden auch jetzt unter den heftigsten Qualen noch immer treu zur Seiten — die Wissenschaften und der Umgang mit gelehrten Männern, denen er auch dann noch, als er selbst kaum noch sich zu verlautbaren ver-

mochte, mit sichtbarem Vergnügen zuhörte, wenn sie an seinem Bette über gelehrte Sachen redeten und stritten. Sehr willkommen war ihm deshalb auch gerade damals ein fremder Gast, der gelehrte Niederländer C. C. J. van Vivere, der sich eine Zeit lang in Braunschweig aufhielt; denn dieser bearbeitete mit dem Grafen dasselbe Lieblingsfach, die alte Kunst. Er übersetzte Veltheims Schrift über die Barberini- oder Portlands-Vase in das Französische, begleitete sie mit seinen Anmerkungen und gab sie, nachdem der schon Hinscheidende die Uebersetzung noch auf dem Sterbebette durchgesehen und gebilligt hatte, 1801 zu Helmstedt in Druck.

Darnach endlich, am 2ten October 1801, im 61sten Jahre des Alters, ward der standhafte Dulder aus den Qualen abgerufen, um Wahrheit, wonach ihn stets gedürstet, aus der ursprünglichen und lautern Quelle zu trinken.

Der große, edle, mit unvergänglichem Ruhm gekrönte Abt und Kirchenlehrer, Heinrich Philipp Conrad Henke, des vortrefflichen Grafen langjähriger, vertrauter Freund, beschließt sein „Elogium, Augusto Ferdinando Comiti de Veltheim dictum. Helmstadii 1802. 4.“, dem eine wohlgerathene Abbildung des Grafen, nach Tischbein von Schröder gestochen, beigefügt ist und aus welchem „Elogio“ der Verfasser dieser hier vorliegenden Biographie dieselbe, der Hauptsache nach, geschöpft hat, — ahnungsvoll — denn ach! bald sollte er selbst aus der Mitte seiner Freunde abgerufen werden — mit folgenden Worten aus dem 88sten Briefe Seneca's:

„Avide fruamur amicis, quia, quamdiu contingere hoc possit, — incertum est. Habeamus illos tamquam amissuri. Amissos autem ne moereamus

effusius, atque, per famam sapientum edocti, putemus *praemissos*."

„Die Freunde gehen voran; die Freunde folgen nach!" — Und zuerst folgte Henke (s. dessen Biographie von D. Wolf und D. Bollmann; und im „Magazin der Biographien, Quedlinburg bei Basse); dann, fast um dieselbe Zeit auch Schäffer, der treue Jugendführer des edlen Grafen und durch wechselseitige Liebe mit ihm verbunden bis zu dem letzten Augenblicke. Es war aber Schäffer, während der Graf sich von einer Stufe der Ehren zu einer immer höhern erhub, gleichfalls auf der ihm von der Vorsehung angewiesenen Bahn vorwärts geschritten. Die Liebe und Achtung seiner Gemeine zu St. Martin in Halberstadt hatte ihn, nach dem Absterben seines Schwiegervaters, des Generalsuperintendenten Michälis, zur ersten Pfarrstelle, und die Schätzung der Oberen zu den Würden eines Consistorialraths und Generalsuperintendenten befördert. „Wenn er sich nun" erzählt ein vertrauter Freund des Verewigten, „als Prediger bis zum letzten Auftritt (4ten Nov. 1810, drei Tage vor seinem Hinscheiden, über den Text: „Bestelle dein Haus; denn du mußt sterben") durch die zahlreichsten Versammlungen belohnt sah und wenn er durch eine eigne, sanft eindringliche Weise jungen Theologen ein nachahmungswerthes Muster in der Kanzelberedtsamkeit aufstellte, so sind seine Verdienste um diese, wie um alle Prediger des Fürstenthums insgesammt, als Consistorialrath und Generalsuperintendent, unbezweifelt. Seine Humanität, seine Menschenkenntniß, seine gründliche Gelehrsamkeit

und seine feine Bildung begleiteten ihn überall und immer. Ihm konnte sich Jeder, wenn die gute Sache, sey es für sich oder Andere, auf seiner Seite war, mit völligem Vertrauen nähern. Schäffers Rath war belehrend und herzlich, und seine Hülfe bestand nicht in leeren Worten und Versprechungen. Seine Ansichten waren hell und richtig; sein Ueberblick war schnell und Alles, Haupt- und Nebensache, umfassend. Selbst diejenigen, welche durch Uebereilung in Verlegenheiten gerathen waren, fanden, was man bei Vorgesetzten immer finden sollte, milde Nachsicht und sanfte Zurechtweisung. Seine besondern Verdienste um die Töchterschule der Bürgerschaft und um die Prediger-Wittwencasse, welche durch ihn eine Abhülfe vieler Sorgen geworden ist, werden nie vergessen werden. —

Zwei geliebte Gattinnen hatte Schäffer müssen hinscheiden sehen; doch führte ihm noch, nahe dem Ende seiner Tage, das günstige Geschick eine seiner vollkommen würdige Begleiterin zu, geschmückt mit gleichen Vorzügen des Geistes und des Herzens. Diese sorgsame, umsichtige, wackere Hausfrau trug unendlich viel dazu bei, dem Greise die Leiden der Zeit, von welchen seit dem Jahre 1806 auch das Fürstenthum und die Stadt Halberstadt heimgesucht wurden, erträglich zu machen und die frohe Laune, welche Schäffer nie aus seiner Nähe hatte entweichen lassen, auch jetzt noch in seinem friedlichen Hause einheimisch zu erhalten. So näherte sich nun der heitere, seine vielseitigen und bedeutenden Geschäfte durch noch immer frische Kraft beherrschende Greis seiner funfzigjährigen Amtsjubelfeier (11ten Juni 1809). Fürstenthum, Stadt, Gemeine, Familie, Freunde wetteiferten, ihm die herzlichsten Glückwünsche darzubringen, und die Universität zu Halle übersandte ihm das Doctordiplom der Gottesgelahrtheit. Er selbst hielt an diesem feierlichen Tage an

seine von froher Rührung durchdrungene Gemeine dieselbe Predigt, mit welcher er einst vor funfzig Jahren zum ersten Mal vor derselben aufgetreten war. Noch immer heiter und gesund, die Nähe seines Hinscheidens nicht ahnend, obwohl stets darauf vorbereitet, wie der Text seiner letzten Predigt (4ten Nov. 1810. „Bestelle dein Haus: denn du mußt sterben!") andeutet, überraschte ihn an demselben 4ten Nov., des Abends, im Kreise seiner Familie ein Nervenschlag, der ihm jedoch für den Augenblick nur die Finger lähmte. Der fromme Greis, durch frohen und unerschütterlichen Glauben gegen alle Schreckniſse des Todes gewaffnet, sprach: „Wie du willst, mein Vater im Himmel; ich bin bereit und komme gern!" — Und dieses geschah dann nach wenigen Tagen schmerzloser Krankheit, am 7ten November, Abends 7 Uhr, um dieselbe Stunde, wo der erste Vorbote sich angemeldet hatte. — Die Frau Generallieutenant von Ebra, Excellenz, ist dieses allen Guten Unvergeßlichen einzige, nachgebliebene Tochter.

Chr. Niemeyer,
Prediger zu Dedeleben.

Gebhard Lebrecht Fürst Blücher von Wahlstadt.

Gebhard Lebrecht Fürst Blücher von Wahlstadt.

Im achtzehnten Jahrhundert lebten drei Feldherren, einander sehr ähnlich an Tapferkeit, Kriegesruhm, Geschicklichkeit, Denkart und Schicksal — Ziethen, Laudon und Blücher. Jeder von ihnen war Zeitgenosse des großen Königs Friedrich von Preußen, und wurde von diesem eine Zeit lang verkannt. Jeder zeichnete sich zuerst als General leichter Reuterei und zuletzt als Anführer großer Heere aus, denen sie Sieg und dem Lande unsterblichen Ruhm erwarben, und starben im hohen Alter, hochgeehrt vom Landesherrn und bewundert von einer dankbaren Mit- und Nachwelt. Von ihnen dienten Ziethen und Blücher im preußischen, Laudon aber im österreichischen Heere. Der erstere verschaffte sich seinen großen Ruhm im siebenjährigen, Laudon den seinigen gleichfalls in diesem und später im türkischen, und Blücher den seinigen im großen deutschen Befreiungskriege. Jeder von ihnen war ein Felsen, den zu zertrümmern, der Gegner vergeblich seine Kraft verschwendete. Keiner verlor

Muth und Besonnenheit, wenn das Glück ihm abhold war; aber zermalmend fiel er über den Feind her, sobald ein günstiges Geschick dem kühnen Angriff zur Seite stand. Wer von ihnen seinem Fürsten am treuesten angehangen, sein Vaterland heißer geliebt, ein tapferer Soldat und ein biederer Mensch gewesen sey, läßt sich nicht ausmitteln; hierin sind sie sich wohl völlig gleich. Desto größer aber ist der Unterschied in den Belohnungen und Auszeichnungen für ihre geleisteten Dienste, indem hier die Ansichten des Zeitalters einen großen Einfluß haben. Immer sucht die Mitwelt die Belohnungen der vergangenen Geschlechter durch neuerfundene Auszeichnungen und durch eine größere Menge der schon vorhandenen zu überbieten. Dadurch wird der Werth derselben immer mehr vermindert, und zuletzt geht der beabsichtigte Zweck ganz verloren, bis wieder ein neuer Kreislauf beginnt, in welchem die einfachste Belohnung den höchsten Werth erhält. Dieses Schicksal hatten die National-Belohnungen der Griechen und Römer, und ein Gleiches steht dereinst den Auszeichnungen der neuen Völker bevor. Auch bei diesen wird mit jedem Geschlecht die öffentliche Auszeichnung gesteigert. Ziethen starb als General der Cavallerie, Laudon als Feldmarschall und Blücher als Fürst, Feldmarschall und geziert mit beinahe allen europäischen Orden.

Gebhard Lebrecht von Blücher stammte aus einem alten adeligen Geschlecht, das sich im nördlichen Deutschland in mehrere Zweige verästet hat. Er gehörte zum Hause Großen-Ransow im Herzogthum Meklenburg-Schwerin, und wurde zu Rostock am 16ten December 1742 geboren. Sein Vater, Christian Friedrich von Blücher, war Rittmeister im Dienste des Landgrafen von Hessen-Cassel gewesen, hatte aber Abschied genommen und wohnte mit seiner Gattin, Dorothee Marie von Zülow

aus Fiehnsdorf in Meklenburg, auf seinem Gute zu Rastow, einem im meklenburg-schwerinschen Amte Güstrow belegenen Dorfe. Hier beschäftigte er sich mit der Bewirthschaftung seines Landguts und der Erziehung seiner sechs Söhne. Bei dieser Erziehung wurde, den damaligen Zeitbegriffen gemäß, mehr der Körper als der Geist ausgebildet. Reiten, Fechten, Tanzen, Jagen, Französisch sprechen und schreiben, oft fehlerhaft genug, waren die Hauptgegenstände, Wissenschaften aber nur Nebensache bei der Erziehung eines Edelmanns. An eine geregelte Erlernung der deutschen Sprache dachte kein Mensch.

Wie Alles in der Welt, hatte auch diese Erziehungsmethode, so mangelhaft sie immer seyn mochte, doch etwas Gutes. Der Körper des Jünglings, durch frühzeitiges Lernen und anhaltendes Sitzen nicht geschwächt, wurde abgehärtet und behielt die nöthige Kraft, um in männlichen Jahren die vielfachen Beschwerden im Kriege und die Eindrücke der Witterung ohne Nachtheil zu ertragen. Hatte die Natur den jungen Edelmann mit hervorstechenden Anlagen beschenkt, so fand sein durch keinen falschen Unterricht verkrüppelter Geist, Gelegenheit und Mittel, sich die versäumten Kenntnisse zu erwerben. Damals konnten nur glänzende Geisteskräfte zur wahren, dem Gemeinwesen nützlichen Bildung gelangen. Jetzt aber wird, bei dem vielseitigen Jugendunterricht, Jeder von der Natur nicht ganz vernachlässigte Jüngling als brauchbarer Geschäftsmann, aber oft mit sehr geschwächtem Körper, aus der Hand des Erziehers entlassen.

Auch bei der Erziehung Blüchers wurde weit mehr auf Ausbildung und Gewandtheit des von Natur schon starken und kräftigen Körpers, als auf wissenschaftliche Bildung gesehen, und dadurch der Grund zur spätern unerschütterlichen Gesundheit, zur Ausdauer in den vielen

Beschwerden des Krieges und zu der Kraftfülle gelegt, welche in den männlichen Jahren so hervorstechend war, und selbst durch ein hohes Alter nicht ganz unterdrückt werden konnte. Blüchers lebhafter, emporstrebender Geist wurde nicht durch ängstliches Verweisen und Bestrafen jedes Jugendfehlers niedergebeugt. Nur dann erfolgten Vorwürfe, wenn der Knabe bei Streitigkeiten mit Geschwistern und Gespielen den Anstand und ein feines Ehrgefühl verletzte, oder wenn er in ungewöhnlichen Lagen, durch jugendliche Unbesonnenheit verwickelt, sich daraus nicht auf die leichteste Art zu helfen verstand. Hieraus entstand später die Besonnenheit, in jeder schwierigen Lage das rechte Mittel zur Befreiung zu ergreifen; der Muth, vor keiner Gefahr zu beben; der Edelsinn, keines Menschen Rechte muthwillig zu verletzen, und das Selbstgefühl, kein Unrecht, selbst von den Mächtigsten der Erde zugefügt, geduldig und unempfindlich zu ertragen.

Schon im Knabenalter war Blücher ein Feind alles Verkrüppelten, Heimlichen und Schleichenden. Offen gestand er dem Vater oder Lehrer begangene Fehler und Ausbrüche des jugendlichen Leichtsinns, und hörte geduldig die Ermahnungen zu einem anständigern Betragen an, welches er sich bald eigen zu machen wußte. Dieses gesetzte Betragen und die seltene Geschicklichkeit und Gewandtheit seines kräftigen Körpers, erregte zeitig die Aufmerksamkeit in den Gesellschaften, und verschaffte ihm die Zuneigung des weiblichen Geschlechts.

Blüchers Vater liebte den Soldatenstand; seine angenehmsten Unterhaltungen betrafen den Krieg, Schlachten und kleine einzelne Gefechte. Das tägliche Anhören solcher Erzählungen erweckten bei dem jungen Blücher sehr zeitig eine große Vorliebe für das Soldatenwesen, womit der Vater sehr zufrieden war; doch sollte sie nicht zu früh

befriedigt, sondern dem jugendlichen Körper Zeit gelassen werden, sich zu den vielen Kriegesbeschwerden gehörig abzuhärten. Als deshalb im Jahr 1756 der siebenjährige Krieg ausbrach, in welchem Meklenburg sich Preußens vielen Feinden beigesellte, schickte der Vater seine beiden Söhne, Ulrich Siegfried, 14 Jahr alt, und Gebhard Lebrecht, 13 Jahr alt, auf die Insel Rügen zu seinem Schwiegersohn von Krakwitz, der daselbst als Besitzer eines Landguts wohnte. Hier auf neutralem Boden (denn nach hatte sich Schweden nicht gegen Preußen erklärt) wurde vermieden, daß die Jünglinge bei dem von Feind und Freund in Meklenburg vorgenommenen Ausheben der jungen Leute, nicht genöthigt wurden, in einer ihnen unangenehmen Waffenart zu dienen, und entweder bei der Reichsarmee gegen den großen König, oder in dessen Heer gegen ihre eigenen Landsleute und Verwandte zu kämpfen. Der Herzog von Meklenburg hatte, aus persönlichem Haß, zuerst auf dem Reichstage zu Regensburg seine Stimme gegeben, Preußens König als Reichsfeind zu erklären und gegen ihn die Reichsarmee auszurüsten, wodurch er seinem Lande großes Ungemach bereitete *).

Aber nicht lange blieb Schwedisch-Pommern von den Kriegesleiden verschont. Französische Ueberredung und Bestechung zwang die Schweden, gegen ihre Neigung, zum Kriege wider Preußen, der sich aber größtentheils nur auf Plündern und Ausschreiben von Lieferungen be-

*) Dafür wurde im Jahr 1759 das arme Meklenburg hart gezüchtiget. Ein unmenschlicher Commissar peinigte die armen Einwohner, weil sie nicht gleich 16,000 Rekruten stellen, viele Lebensmittel liefern und 42 Millionen Thaler Brandschatzung bezahlen konnten. Doch sobald Friedrich dieß grausame Verfahren erfuhr, so wurde es strenge verboten und schonende Behandlung der Einwohner anbefohlen.

schränkte. Die schwedischen Soldaten, sonst in Europa wegen ihrer Tapferkeit berühmt, ließen sich in diesem Kriege von wenigen Preußen jagen, und verloren die hohe Achtung, welche sie bis dahin genossen hatten. Zu Anfange dieses Krieges kam das schwedische Mörnerische Husarenregiment nach Rügen und verweilte daselbst eine Zeit lang.

Jetzt erwachte bei den beiden jungen Blüchers eine unwiderstehliche Begierde, Husar zu werden. Nichts half, daß die Schwester und der Schwager ihre Zustimmung verweigerten, und daß der Vater es der großen Jugend wegen ausdrücklich verbot; heimlich verließen sie das Haus des Schwagers und verlangten von dem zunächst liegenden Rittmeister, eingekleidet zu werden. Dieser suchte sie zwar von ihrem Vorhaben abzurathen, ließ auch den Schwager, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, kommen, um durch sein persönliches Ansehen, durch Bitten und Drohungen diesen Schritt zu verhindern. Allein die Jünglinge beharrten standhaft auf ihrem Vorsatz und wurden als Rekruten eingekleidet.

Nach einjähriger Dienstzeit wurde der jüngere Blücher Junker bei dem Regiment, und als solcher mußte er den Dienst eines Unteroffiziers bei einer Feldwache versehen. Gegenüber standen die preußischen schwarzen Husaren vom Regiment Belling. Dieses Regiment zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch kühne, oft verwegene Angriffe aus und war das Schrecken der Feinde, vorzüglich der Schweden. Es war noch nicht lange errichtet, denn der große König hatte die Husaren zuerst bei seinem Heere eingeführt. Sie wurden von ihm mit großer Vorliebe behandelt und mußten ausschließend den kleinen Krieg machen.

Als Blücher mit seinem kleinen Haufen Husaren nach

dem Posten beordert wurde, empfahl man ihm die größte Vorsicht, daß er sich bei einem etwanigen Angriff sogleich auf den Hauptposten des commandirenden Offiziers zurückziehen solle. Den Tag und die Nacht hindurch blieb Alles ruhig. Mit Anbruch des Morgens aber meldete ein als Vedett gegen einen Wald ausgestellter Husar, daß sich vor dem Walde etwas zu bewegen schiene und daß es vielleicht feindliche schwarze Husaren wären. Blücher ritt selbst hin, um es näher zu untersuchen. Kaum aber war er in die Gegend des Waldes gekommen, sprengten ihm die Feinde in solcher Anzahl entgegen, daß an keinen Widerstand zu denken war. Er wollte sich deshalb mit seinem Offizier vereinigen. Dieser aber hatte auch schon Nachricht vom Vordringen der fürchterlichen Husaren erhalten und sich, ohne lange auf Blüchers Ankunft zu warten, auf das Hauptcorps zurückgezogen. Jetzt mußte Blücher suchen, sich durch die eiligste Flucht zu retten, sein Pferd aber wurde durch einen Schuß verwundet und er von dem Husaren Martin Krause gefangen genommen. An diesem Tage wurden die Schweden weit zurückgedrängt und verloren mehrere Gefangene.

Bei der Durchmusterung derselben gefiel dem Obersten von Belling der kräftige Anstand und die kecken Antworten des jugendlichen Blüchers. Er erkundigte sich nach seinen Familienverhältnissen, sonderte ihn von den übrigen Gefangenen ab und behielt ihn, auf das gegebene Ehrenwort, vor erfolgter Auswechselung nicht zu den Schweden zurückzukehren, bei sich. Beinahe ein Jahr lang begleitete Blücher den Obersten auf allen Zügen, und wurde hier mit dem preußischen Dienst auf's genaueste bekannt. So sehr ihn auch Dankbarkeit und Liebe an seinen Wohlthäter und väterlichen Freund fesselten, so lehnte er doch stets dessen Antrag ab, die schwedischen Dienste mit den

preußischen zu vertauschen. Bei aller Vorliebe für Preußen, verabscheuete er den Meineid und wurde darin von seinem Vater, an den sich der Oberst Belling gewandt hatte, bestärkt. Auch ein alter Rittmeister im Regiment erklärte eine solche Wortbrüchigkeit für schändend.

Endlich fand sich eine Gelegenheit, Bellings und Blüchers Wünsche zu befriedigen. Ein gefangen genommener schwedischer Offizier, der früher als Unteroffizier bei den schwarzen Husaren gestanden hatte und zu den Schweden übergegangen war, sollte nach den preußischen Kriegesgesetzen aufgehangen werden. Da sich aber der schwedische General sehr für ihn verwendete, so schlug Belling nach vielen Unterhandlungen vor, den Ueberläufer wieder abzuliefern, wenn dem Junker v. Blücher der schriftliche Abschied übersendet würde. Dieser erfolgte schnell, und da an dem Tage, an welchem er einging, der Lieutenant Helmholdt bei einem Scharmützel vom Feinde erschossen wurde; so schlug der Oberst Belling den siebenzehnjährigen Blücher zum Offizier vor, und kaufte für ihn die ganze Ausrüstung des Gebliebenen.

Zu Anfange des Jahres 1760 wurde Blücher als Fahnenjunker beim Regiment angestellt. Seine persönliche Tapferkeit erhob ihn bald zu höhern Stufen. Noch in demselben Jahre (am 20sten September) wurde er zum Cornet, am 4ten Januar 1761 zum Unterlieutenant und am 4ten Juli zum Oberlieutenant und Adjutant ernannt. Wahrscheinlich würde er noch schneller gestiegen seyn, wenn er das Glück gehabt hätte, unter den Augen des großen Königs den Krieg zu machen. Da aber das Bellingsche Husarenregiment sich meistentheils in Pommern und Preußen herumtummelte, so wurden die ausgezeichneten Thaten Blüchers nicht genug bemerkt. Seine Bildung verdankte er vorzüglich dem Obersten Belling und dem Ma-

jor von Podscharli, einem sehr verdienten Offizier im Regimente. Mit der innigsten Dankbarkeit nannte er stets die Namen dieser beiden Männer, und noch im späten Alter rühmte er ihre Verdienste um seine militairische Ausbildung.

Aber diese große Anhänglichkeit hatte auf Blüchers künftige Schicksale großen Einfluß. Belling, der General seines Regiments geworden war, fiel unverschuldet in die Ungnade des großen Königs, welcher glaubte, daß bei einem anbefohlenen Einfall in Polen, zur Vertreibung der Russen, nicht Thätigkeit genug bewiesen sey, und deshalb die Anführer des kleinen Heeres bestrafte. Belling verlor sein Regiment, das dem Obersten von Loffow gegeben wurde. Mit diesem Chef mußte Blücher, der stets seinen verlornen Wohlthäter pries und jede seiner Handlungen auf's eifrigste vertheidigte, bald in unangenehme Verhältnisse kommen, welche später sehr nachtheilig einwirkten.

Nach dem Hubertsburger Frieden (13ten Februar 1763) gab der Garnisondienst Blüchern keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen und höhere Stufen schnell zu ersteigen. Erst am 3ten März 1771 wurde er Stabsrittmeister, oder Stellvertreter eines Stabsoffiziers, der Chef einer Escadron war. Zwei Jahre nachher konnte er, als ältester Stabsrittmeister, mit Recht auf den Besitz einer durch den Tod des Majors von Meseberg erledigten Escadron Anspruch machen. Jetzt aber zeigte sich das nachtheilige Verhältniß, worin er mit seinem Regimentschef stand. Auf dessen Vorschlag erhielt nicht Blücher, sondern der Lieutenant v. Jägerfeld von den grünen Husaren diese Stelle. Vergebens beschwerte sich jener über eine unverdiente und höchst kränkende Zurücksetzung, und da keine Abänderung bewirkt werden konnte, so verlangte er kränklicher Umstände wegen seinen Abschied. König Friedrich

schrieb an den Commandeur des Regiments, Major von Schulenburg: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheren.“ Blücher erfuhr seine Dienstentlassung zu Anfange des Jahres 1773 durch den damaligen Inspecteur, General von Löllhöfel. Ungern verlor das Regiment einen Offizier, der durch seinen Diensteifer und durch seine Liebenswürdigkeit in Gesellschaften, sich die Zuneigung Aller erworben hatte.

Jetzt war Blücher ohne Dienst und ohne Einkünfte. Sein Vater, schon im Jahr 1762, und seine Mutter, im Jahr 1767 gleichfalls zu Rostock gestorben, hatten kein großes Vermögen hinterlassen, und den kleinen auf unsern Blücher gefallenen Antheil hatte der Dienst im Regimente verzehrt. Indessen verhinderte ihn die große Liebe zu Preußen und seinem König, das Beispiel Laudon's und anderer Offiziere nachzuahmen und bei einem auswärtigen Monarchen um eine Anstellung beim Militair nachzusuchen. Im Gegentheil bemühete er sich um eine bürgerliche Beschäftigung.

Er war mit dem nicht reichen Fräulein Caroline Amalie von Mehling, zweiten Tochter des polnischen Obersten von Mehling, versprochen und hatte nur auf eine Escadron gewartet, um die Vermählung zu vollziehen. Seine Dienstentlassung raubte ihm zwar die Aussicht nicht, aber den Muth und das Vertrauen auf Gott. Er ließ sich von seinem Schwiegervater, der auf den erpachteten von Flotowschen Gütern in Westpreußen lebte, eines dieser Güter, Potulitz, in Afterpacht abtreten, richtete sich, so gut es die Umstände erlaubten, ein und heirathete seine Braut. Durch Fleiß und Geschicklichkeit brachte er es so weit, daß er sich Großen-Radow in Pommern kaufen konnte. Hier lebte er ganz als Landwirth,

verbesserte seine Aecker, war Wohlthäter seiner Unterthanen und ein liebevoller Vater seiner Kinder, die er mit Sorgfalt erzog.

König Friedrich hatte Blüchers kühnen Muth im Kriege nicht vergessen, und suchte die frühere rasche Entscheidung durch spätere Beweise seiner Gnade weniger fühlbar zu machen. Er gab ihm einigemal bedeutende Summen zur Verbesserung der Güter und bestätigte die Wahl der pommerschen Landstände, die Blüchern zum Landschaftsrath vorgeschlagen hatten. Diesem machten zwar die damit verbundenen Arbeiten kein großes Vergnügen, und hätte er gern die Feder mit dem Degen vertauscht; indessen verwaltete er doch gewissenhaft sein Amt, und suchte vorzüglich den Zustand der armen Einwohner zu verbessern. In dem langen Zeitraum von funfzehn Jahren schlang sich ein unauflösliches Band um Blüchern und die biedern Pommern, das sich noch spät durch eine große Vorliebe von seiner, und durch die unerschütterlichste Anhänglichkeit und Treue von ihrer Seite offenbarte.

Nach Friedrichs des Einzigen Tode (17ten August 1786) erwachte die nur gewaltsam unterdrückte Neigung Blüchers für den Soldatenstand in ihrer ganzen Stärke. Eifrig suchte er bei dem König Friedrich Wilhelm dem Zweiten um Wiederanstellung im Heere nach. Wie in vielen andern Fällen, wurde auch hier eine frühere Härte ausgeglichen. Um die unverdiente Zurücksetzung wieder gut zu machen, wurde Blücher (am 23sten März 1787) bei seinem alten Husarenregiment als Major und Commandeur des zweiten Bataillons angestellt, erhielt den Rang vor dem Major von Jägerfeld, und ein Jahr später (am 3ten Juni 1788) wurde er zum Oberstlieutenant ernannt.

Im Husarenpelz war Blücher wieder mit Leib und Seele Soldat, und bald zeichnete sich das zweite Bataillon durch ganz vorzügliche Gewandtheit aus. Zur Belohnung für seine große Thätigkeit erhielt er bei der großen Revue im Jahre 1789 den Militair-Verdienstorden, und am 30sten August 1790 wurde er Oberst. So angenehm ihm diese schnelle Beförderung seyn mußte, eben so groß war die Freude bei dem ganzen Regiment, welches ihm eine seltene Anhänglichkeit bewies. Der Husar liebte ihn, weil er bei aller Strenge im Dienst, doch außer demselben wohlwollend und ermunternd behandelt wurde; die jungen Offiziers verehrten ihn leidenschaftlich, weil er gern ihre Vergnügen, selbst in den rauschendesten Gesellschaftskreisen, theilte, und den ältern Offizieren war er ein theilnehmender, unveränderlicher Freund. Aus Liebe opferte ihm Jeder in den ernsten Stunden der Gefahr gern Blut und Leben. Diese Anhänglichkeit, sein persönlicher großer Muth und seine hohe Besonnenheit, auch in den verwickelsten Lagen, führte ihn von Stufe zu Stufe des menschlichen Ruhms und verschaffte ihm zuletzt den Marschallsstab und Fürstenmantel *).

Der kurze Feldzug von Holland (im Jahre 1787) bot Blüchern wenig Gelegenheit dar, sich vortheilhaft aus-

*) Es würde die Gränzen dieser Zeitschrift weit überschreiten, wenn alle einzelne Gefechte, Märsche oder gar die Großthaten dieses Helden nach den Regeln der höhern Kriegswissenschaft genau beschrieben, die abweichenden Nachrichten darüber verglichen und die dagegen gemachten Einwürfe berichtiget werden sollten. Alles dieses muß militairischen Schriften überlassen bleiben. Die Denkmähler begnügen sich, aus allem diesen nur die merkwürdigsten Lebensumstände des Feldherrn auszuheben und sie dem Laien in der Taktik und Strategie möglichst treu darzustellen.

zuzeichnen. Dieses geschahe in den Feldzügen am Rhein, während der Jahre 1792 bis 1794, in welchen das schwarze Husarenregiment bei dem Hohenlohschen Armeecorps stand. Blücher, obgleich noch nicht Chef des Regiments, dieses war der General von Golz, erregte allgemeine Aufmerksamkeit durch seine persönliche Tapferkeit, Ausdauer und Besonnenheit. Der gegenüberstehende Feind fürchtete ihn, der Waffengefährte aber war in seiner Nähe unbesorgt und dachte an keine Gefahr. — Schon damals begriff Blücher, daß man von den hergebrachten Regeln beim Angriff und der Vertheidigung abgehen und Grundsätze annehmen müsse, welche die neuere Taktik späterhin entwickelt und mit sehr empfindlichen Beispielen als richtig nachgewiesen hat.

Der erste Versuch, den im Jahr 1792 ein vereinigtes preußisches und österreichisches Heer machte, schnell auf Paris loszugehen, um die dortigen Volksunruhen zu unterdrücken, mißlang, und mußte mißglücken, weil man zu solchem Unternehmen viel zu geringe Streitkräfte verwendete. Freilich war damals ein Heer von 80,000 Mann eine große Masse; denn die Menge des Gepäckes, die Art des Unterhalts von Menschen und Pferden machte ein solches Heer so schwerfällig, daß es nur sehr langsam vorrücken konnte. Die Klugheit der Anführer und die Tapferkeit der Offiziere und Soldaten vermochten nicht die Ueberlegenheit der Franzosen unschädlich zu machen, welche sie durch Volksbewaffnung, ähnlich unserer jetzigen Landwehr und Landsturm, erhielten, indem sie über eine Menge Streitkräfte gebieten, und dadurch die großen Fehler ihrer Anführer, in dem Anfange des Feldzuges begangen, verbessern konnten. Sie zwangen nicht nur das angreifende Heer zum Rückzuge, sondern eroberten Mainz und die österreichischen Niederlande. Zwar gingen diese

Vortheile im nächsten Feldzuge 1793 wieder verloren, weil die Heere der Verbündeten durch die Theilnahme des deutschen Reichs am Kriege ansehnlich verstärkt wurden; bald aber entwickelten die Franzosen eine Uebermacht von Streitkräften, indem sie die Kriegskunst auf richtigere Grundsätze unter Carnot's Leitung zurückführten, und ihre Volksbewaffnung (Conscription) allgemein machten. So lange nun ihre Gegner nicht von ihren alten Gewohnheiten abließen und den Massen gleiche oder größere Streitkräfte entgegensetzten, mußten sie unterliegen und zugeben, daß die Franzosen sich allmählig zu Herren des ganzen westlichen Europa's machten. Erst im großen Befreiungskriege kamen die geistigen Kräfte und die körperlichen Massen, verbunden mit einer größern Beweglichkeit, mehr ins Gleichgewicht, und sogleich strahlte im neuen Glanze der auf einige Zeit verdunkelte alte Kriegsruhm tapferer Völker. Die Franzosen verloren in einigen Monaten alle in zwanzig Jahren mühsam und mit der größten Anstrengung errungene Vortheile, und wurden in die alten Landesgränzen zurückgewiesen.

Schon in den Feldzügen 1793 und 1794 war Blücher den Franzosen ein furchtbarer Gegner. Sie hatten die Gewohnheit, täglich die ausgestellten Vorposten und Feldwachen zu beunruhigen und dadurch den Felddienst sehr ermüdend zu machen. Blücher beschloß, sie dafür zu züchtigen, und wartete auf eine passende Gelegenheit. Diese fand sich, als die Preußen im Lager bei Cisoing standen. Blücher erfuhr, daß die Franzosen am 25sten Juli 1793 einen Versteck legen wollten, um die preußischen Vorposten und Plänkler aufzuheben. Nun legte er selbst einen Hinterhalt, aus welchem er plötzlich über die Franzosen bei ihrem hitzigen Angriff herfiel und sie theils niederhieb, theils gefangen nahm. — Im September 1793

wurden die Oesterreicher von den Preußen im Lager bei Luxemburg abgelöset. Jene hatten zugegeben, daß die Franzosen täglich die benachbarten Dörfer ausplündern durften. Blücher aber züchtigte sie gleich am ersten Morgen, nach dem Einrücken in jenes Lager, so nachdrücklich, daß ihnen die Lust zum abermaligen Besuch vergangen war.

In der Nacht vom 12ten zum 13ten Januar 1794 überfiel Blücher die Franzosen im Dorfe Morsheim, welche in einem nahen Walde vor dem Orte einen Wachtposten von 122 Mann ausgestellt hatten. Blücher überraschte die Mannschaft, die ruhig um das Wachtfeuer stand, so unvermuthet, daß sie Alle gefangen genommen wurden; hierauf drang er in das Dorf durch die mit Wagen versperrten Zugänge, machte drei Offiziere und viele Soldaten zu Gefangenen und jagte den Ueberrest zum Dorfe hinaus.

Der Erbprinz von Hohenlohe beschloß am 23sten Mai 1794, die Franzosen bei Weidenthal anzugreifen, und übertrug dem Obersten Blücher *), die Leitung des aus Fußvolk und Reuterei zusammengesetzten rechten Flügels. Rasch griff dieser an, ging über die Türkheimer Chaussee, die auf beiden Seiten mit tiefen Gräben versehen war, und jagte die Feinde in einen nahen Wald, in welchem sie sich durch Verhacke gesichert hielten. Nach kurzem Widerstande wurde der Wald genommen und das Dorf Weidenheim erstürmt. Weiter durfte Blücher den Feind nicht verfolgen. Auf der Chaussee von Neustadt kam der französische General Eisee mit zwei Bataillonen Fußvolk, zwei Stück Geschütz und 100 Mann Reuterei seinen bedräng-

*) Er war am 3ten März Commandeur des ganzen Regiments geworden.

ten Landsleuten zu Hülfe, welche sich sogleich setzten und den Kampf erneuerten. Blücher ging mit seinem kleinen Haufen auf den General Eisee los, ritt voraus und verlangte von dem General, sich zu ergeben, weil er abgeschnitten sey. Statt der Antwort gaben die Franzosen Feuer. Blücher ließ hierauf das Bataillon Müffling mit dem Bayonnet angreifen, warf die Franzosen, nahm ihnen die beiden Kanonen und beschoß sie damit auf ihrer Flucht in den nahen Wald.

Einige Tage später (am 28sten Mai) rückte der General Ferrino mit 6000 Mann, in zwei Heerzügen, aus der Stadt Kirrweiler in der Pfalz. Blücher hatte nur sein Husarenregiment bei sich. Das eine Bataillon stellte er der einen Colonne entgegen und mit dem zweiten Bataillon ritt er hinter einer Anhöhe, vom Feinde unbemerkt, eine Strecke fort, fiel dann unvermuthet diese Colonne von der Seite an, nahm ihr zwei Kanonen ab und brachte sie in solche Unordnung, daß sie eilends der Stadt zu floh. In den Stadtthoren entstand eine große Verwirrung; die Flüchtigen wollten hinein, Andere zur Unterstützung der Fliehenden heraus. Blücher benutzte dieses, drang nun selbst in die Stadt ein, eroberte abermals zwei Kanonen und verfolgte den Feind bis an die nächsten Dörfer Finningen und Fischlingen. Durch die Niederlage erschreckt, zog sich auch die zweite Colonne zurück, nur zwei Regimenter schwerer Reuterei stellten sich vor dem Dorfe Edesheim, um das zurückgebliebene erste Bataillon Husaren anzugreifen und zu werfen. Von den Anhöhen bei Fischlingen aus bemerkte Blücher die große Gefahr, sammelte schnell die Husaren und Dragoner in seiner Nähe und eilte seinen Husaren zu Hülfe. Die Feinde ließen ihn bis an dreißig Schritt herankommen, dann warf sich das eine Regiment rasch herum und stellte

sich in Linie gegen ihn auf. Unmöglich war es für die leichten Husaren, die schwere Reuterei zu werfen, deshalb ließ Blücher den Feind umschwärmen und mit Pistolen in die Glieder schießen, wodurch Unordnung entstand. Um derselben Einhalt zu thun, befahl der französische General, mit Zügen zu schwenken und abzumarschiren. Diesen Fehler benutzte Blücher, rief dem Trompeter zu: „Blase Trompeter! Jetzt oder nie!" fiel mit den Husaren in die Züge, zersprengte das Regiment, tödtete an 200 Mann und nahm den Anführer La Bassiere mit nahe an 100 Reuter gefangen. Durch diesen guten Erfolg ermuthiget, griff auch das erste Bataillon das vor ihm stehende Regiment an und jagte es vor sich hin. — In diesem Gefecht bei Kirrweiler wurden überhaupt funfzehn französische Offiziere und an 500 Gemeine zu Gefangenen gemacht, zwei Fahnen, sechs Kanonen, fünf Wagen und über 400 Pferde erbeutet. Der General Ferrino konnte sich nur dadurch retten, daß er vom Pferde sprang und sich im hohen Korn versteckte.

Blücher wurde für diese kühne That am 4ten Juni zum General-Major und Chef desjenigen Husarenregiments ernannt, mit welchem er bis jetzt so herrliche Thaten ausgeführt hatte.

Eben so merkwürdig ist das Gefecht bei Leistedt (am 18ten September), das Blüchern den rothen Adlerorden verschaffte. Er hatte den Auftrag erhalten, über Mohrlautern vorzudringen, sobald die Nachricht des bei Hochspeier gelungenen Angriffs des Erbprinzen von Hohenlohe einträfe. Kaum aber bemerkte er eine Unruhe unter den Franzosen, so sprengte er, ohne weiter auf Nachricht zu warten, mit seinen Husaren und den leichten pfälzischen Reutern vor, schnitt den Franzosen den Rückzug ab und machte über 600 Gefangene. —

Durch alle diese glücklich ausgeführte Angriffe zeigte Blücher, wie nützlich leichte Truppen, gut angeführt, einem Heere sind und welchen Schaden man mit ihnen dem Feinde zufügen kann. Doch gestand man gern zu, daß Blüchers vorzügliche Geschicklichkeit dazu das Meiste beitrüge, und um Andere zu belehren, mußte er, auf mancherlei Weise dazu veranlaßt, sein Tagebuch über Vorpostengefechte im Druck herausgeben, eine damals sehr brauchbare Anweisung, auch jetzt noch von Nutzen für denjenigen, welcher den kleinen Krieg erlernen oder führen will. Noch größern Einfluß würde Schrift und Beispiel auf die preußischen Offiziere gehabt haben, wenn der Krieg länger fortgedauert hätte und nicht eine eilfjährige Waffenruhe eingetreten wäre.

Preußen fand es in mehrerer Hinsicht vortheilhaft, sich von seinen Verbündeten zu trennen, und mit den Häuptern der französischen Republik, gleichfalls zur Aussöhnung sehr bereit, am 5ten April 1795 zu Basel einen Frieden abzuschließen. In demselben mußte es vorläufig und bis zum allgemeinen Frieden auf seine überrheinischen Besitzungen verzichten, bewirkte aber, daß unter seinem Schutz ganz Norddeutschland jenseit einer von Ostfriesland bis Schlesien gezogenen Theilungslinie, an den Wohlthaten des Friedens Theil nehmen konnte. Diese Linie besetzte Preußen mit seinen Truppen unter Anführung des Herzogs von Braunschweig. Auch Blücher erhielt den Oberbefehl über eine Abtheilung des Heeres am Unterrhein. Ein solcher Posten erfoderte große Umsicht und verursachte mancherlei Unannehmlichkeiten, welche aus dem abwechselnden Kriegesglück der österreichischen und deutschen Heere und aus den verschiedenen darauf sich gründenden Unterhandlungen der einzelnen Staaten entstand. Noch schwankender wurde der Zustand Deutsch-

lands und Italiens durch den Frieden zu Campo Formio (1797) und die mit ihm in Verbindung gesetzten Verhandlungen zu Rastatt und durch Kaiser Paul's kräftige Theilnahme (1798) an den Feindseligkeiten gegen Frankreich. Um unter diesen Umständen Norddeutschland den Frieden zu bewahren und ungewöhnlich hohen Wohlstand zu verschaffen, hatte Preußens neuer Beherrscher Friedrich Wilhelm der Dritte, der seinem, am 16ten November 1797 verstorbenen Vater auf dem Thron gefolgt war, viele Vorsicht und eine unerschütterliche Festigkeit nöthig.

Blücher befehligte damals die bewaffnete Macht, welche Ostfriesland, zur Verhinderung jeder Verbindung mit England, besetzt hielt, und gewann durch sein offenes Betragen und durch Anspruchlosigkeit die Liebe der ihm darin sehr ähnelnden Landeseinwohner. Bei seinem Aufenthalt in Aurich lernte er das Fräulein Amalie von Colomb, jüngste Tochter des Geheimen-Oberfinanzraths und Kammerpräsidenten von Colomb, kennen. Ihre Schönheit, Bildung und junonische Gestalt machte auf ihn, den fünf und funfzigjährigen Wittwer *) einen solchen tiefen Eindruck, daß er um ihre Hand warb und sie im Jahr 1798 erhielt. Sie wurde ihm eine treue Gefährtin des Lebens und betrauert jetzt seinen Tod als fürstliche Wittwe.

Als Preußen nach dem Lüneviller Frieden (9ten Febr. 1801) und durch den Reichs-Deputationsschluß vom 25sten Febr. 1803, für die abgetretenen überrheinischen Provinzen durch mehrere Länder geistlicher deutscher Fürsten und durch freie Reichsstädte entschädigt wurde, so erhielt

*) Seine erste Gemahlin war schon im Jahr 1787 zu Rummelsburg in Pommern gestorben.

Blücher, der am 20sten Mai 1801 Generallieutenant geworden war, im Jahr 1802 den Auftrag, von Erfurt und Mühlhausen Besitz zu nehmen. Diesem Auftrage wußte er durch seine Rechtlichkeit und durch seinen geraden Sinn alle das Unangenehme zu nehmen, was gewöhnlich mit einem solchen Geschäfte verbuhden ist. — Eben so erwarben ihm, dem Protestanten, seine geselligen Eigenschaften und sein zuvorkommendes Betragen die große Anhänglichkeit aller Stände in der bischöflichen Hauptstadt Münster, deren Gouverneur er am 10ten Februar 1803 geworden war. Bei diesem neuen Amt blieb er zugleich Chef seines Husarenregiments in Pommern, ein Beweis, wie sehr ihn sein König schätzte. In Münster lebte Blücher glänzend. Sein Haus war der Sitz aller geselligen Vergnügen und der Vereinigungspunkt der Freuden der Domherren und der feinen Genüsse des menschlichen Lebens. Den Sommer über besuchte er die großen Badeörter in der Nähe des Rheins, und nahm innigen Antheil an ihren Beschäftigungen und Zerstreuungen, das hohe Spiel mit eingeschlossen. Sein Aufenthalt in Münster war einer der glänzendsten und angenehmsten Zeitabschnitte seines Lebens, nur nicht von langer Dauer.

Buonaparte, der durch listige Benutzung der Zeitumstände am 20sten Mai 1804 Kaiser von Frankreich geworden war, behandelte alle Völker mit Hohn und Verachtung. Nichts war ihm heilig, sobald es auf Befriedigung seines Ehrgeizes ankam; und nach seiner Laune wurden freie Staaten unterjocht und neue Staaten auf kurze Zeit geschaffen. Um seinen übertriebenen Vergrößerungsplänen Einhalt zu thun, verbanden sich Oesterreich und Rußland und griffen im Herbst 1805 zu den Waffen. Ungeachtet Preußen alle Anerbietungen und Aufforderungen zur Theilnahme abgelehnt hatte und fest die

Neutralität zu bewahren strebte, wurde es doch von Buonaparte mit Uebermuth behandelt. Ohne Anfrage, ohne alle Entschuldigung ließ er denjenigen Theil seines Heeres, der aus Hannover kam, durch die preußische Provinz Anspach ziehen, um desto leichter das bei Ulm versammelte österreichische Heer vernichten zu können. Diese Geringschätzung gegen einen großen freien Staat erregte bei seinen Bewohnern den höchsten Unwillen. Auch der biedere Blücher äußerte laut seine Empfindlichkeit und nachher seine Freude, als Preußen sich rüstete, um mit dem Schwerdte einen der Nationalehre angethanen Schimpf zu rächen.

Doch ein durch große Siege erzwungener Friede zu Preßburg (27sten December 1805) hemmte Preußens noch lange nicht vollendete Rüstungen. Zugleich schuf er in Deutschland, dessen meiste Fürsten sich enge an Frankreich durch den Rheinbund anschlossen, neue Königreiche und Herzogthümer. Auch Preußens König mußte einige Theile seines Staats gegen die hannöverischen Länder vertauschen. Mochte dieser Frieden liebende Monarch noch so treu die abgeschlossenen Verträge erfüllen, das Blut seiner Unterthanen schonen und das Land vor den Schrecken des Krieges bewahren wollen, so brachten ihn doch die unerträglichen Neckereien und Beleidigungen des im Siegesruhm übermüthig gewordenen französischen Kaisers, zu dem Entschluß, im Sommer 1806 den vielfach erfahrenen Unbill durch offene Fehde zu strafen.

In Thüringen, an der fränkischen Gränze, wurden zwei preußische Heere unter Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und des Fürsten von Hohenlohe aufgestellt. Blücher kam bei dem Rüchelschen Corps auf den rechten Flügel des Hauptheeres. Schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten (am 8ten October 1806) er-

hielten die Franzosen mehrere Vortheile in den Vorpostengefechten, und durch Wetter, Stellung, Uebermacht und andere Zufälle begünstigt, gewannen sie am 14ten October einen doppelten Sieg bei Auerstedt, über das Hauptheer des tödtlich verwundeten Herzogs, und bei Jena über das Heer des Fürsten. Man hat dem General Blücher den Vorwurf gemacht, daß durch seine Ungeduld die Schlacht bei Auerstedt zu früh angefangen wäre, und deshalb verloren gehen mußte; dieser Vorwurf ist aber ungegründet. Kurz vor der Schlacht war Blücher von der Rüchelschen Heerabtheilung genommen, und ihm am Schlachttage selbst die Anführung der neugebildeten Vorhut des Hauptheeres anvertraut worden. Ungeachtet des starken Nebels wurde von ihm die französische Reuterei von der Division Goudin angegriffen und geworfen. Beim Verfolgen kamen die Preußen in die Schußlinie einer französischen Batterie und es entstand einige Verwirrung. Da man die Stellung des Feindes, des starken Nebels wegen, nicht genau erkennen konnte, so wollte der Herzog von Braunschweig das Heer bloß aufstellen und dann warten, bis sich das Wetter aufgehellt haben würde. Allein auf Anrathen des alten Feldmarschalls von Möllendorf mußte der Angriff fortgesetzt werden. Wenn deshalb den Verlust der Schlacht ein übereilter Angriff allein verursacht haben sollte, so ist daran Blücher ganz unschuldig gewesen. Dieser entdeckte, wie sich der Nebel etwas verzog, feindliches Fußvolk, über welches er sogleich herfallen wollte. Allein vergebens waren seine muthigsten Angriffe, die Vierecke, mit vielem Geschütz gesichert, wiesen sie jedesmal zurück. Bei dieser Gelegenheit setzte sich Blücher so sehr der Gefahr aus, daß das Pferd unter ihm erschossen wurde und ihm ein Trompe-

ter das seinige geben mußte. Er zog sich hierauf mit der Reuterei durch Auerstedt zurück.

Die nach dieser doppelten Schlacht in beiden preußischen Heeren entstandene Verwirrung suchte der französische Kaiser durch kräftiges Verfolgen zu vermehren, und daraus sich große Vortheile zu verschaffen. Schon am 15ten October mußte sich Erfurt ergeben, wohin der Feldmarschall von Möllendorf mit 14,000 Mann geflüchtet war. Am 18ten October wurde das bei Halle als Rückhalt aufgestellte Heer des Prinz Eugen von Würtemberg angegriffen und geschlagen. Unaufhaltsam rückte das französische Hauptheer vor, besetzte am 25sten October Berlin und schnitt dadurch den Trümmern der preußischen Heere, die von einzelnen französischen Heerabtheilungen heftig verfolgt, über den Harz nach Magdeburg geflüchtet waren, die Verbindung mit den jenseit der Oder gelegenen Ländern ab.

Auf diesem Rückzuge stieß Blücher bei Creussen mit seiner wenigen Reuterei (am 16ten October) auf die französische leichte Cavallerie des Generals Klein. Viel zu schwach, sie angreifen zu können, benutzte er die allgemein verbreitete Sage von einem abgeschlossenen Waffenstillstand, ritt mit mehrern Offizieren zu dem feindlichen General, und behauptete, von seinem Könige selbst erfahren zu haben, daß die Friedensunterhandlungen eingeleitet wären. Der Oberst von Massenbach bezeugte, Napoleons Schreiben an den König und dessen Anerbietungen zum Frieden gelesen zu haben. Ein solches Schreiben war wirklich, aber schon am Abend vor der Schlacht, eingegangen. Die Generale Lasalle und Klein traueten diesen Versicherungen und ließen die Preußen ruhig weiter ziehen. Eine solche Nachsicht strafte Buonaparte durch einen öffentlichen Verweis in den Bülletins, ungeachtet französische

Heerführer sich ein Jahr vorher einer ähnlichen Kriegeslist bedient hatten, um die Zerstörung einer Brücke über die Donau zu verhüten und dadurch ein schnelles, den Oesterreichern verderbliches Vorrücken zu gewinnen.

In Magdeburg erhielt der Fürst von Hohenlohe den Oberbefehl über die gesammelten Trümmer des großen preußischen Heeres, und Blücher die Leitung des bei Halle geschlagenen Armeecorps. Beide Anführer mußten jetzt darauf bedacht seyn, so schnell als möglich die Oder zu erreichen, von der sie schon auf der graden Straße, über Berlin, abgeschnitten waren. Nur ein Uebergangspunkt bei Stettin war ihnen geblieben. Dieser Ort lag aber von Magdeburg sechzehn Meilen weiter entfernt als von Berlin. — Mit der größten Eilfertigkeit und stets vom Feinde verfolgt, kam der Fürst am 26sten October bis Lychen an der meklenburgischen Gränze, eilf Meilen von Stettin, an. Da die Feinde immer heftiger ihn drängten, so verlangte er, daß sich Blücher, der noch sechs Meilen rückwärts bei Ruppin stand, mit ihm vereinigen sollte. Dieser suchte zwar deshalb auf der geraden Straße nach Prenzlau vorzurücken, konnte aber nicht mehr durchkommen und mußte am 27sten dem Oberfeldherrn auf einem Umwege auf Fürstenberg und Lychen folgen. Auf diesem Zuge fielen die Feinde, bei Menz unweit Fürstenberg, und am folgenden Tage bei Boitzenburg, etwa zwei Meilen von Prenzlau, mit Ungestüm in die Nachhut des Blücherschen Heers, wurden aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. In Boitzenburg erhielt Blücher die Nachricht von der Capitulation des Fürsten bei Prenzlau, wodurch 17,000 Preußen in französische Gefangenschaft geriethen.

Da am folgenden Tage (den 29sten October) auch der Gouverneur von Romberg die Festung Stettin mit einer 6000 Mann starken Besatzung übergeben hatte, so

sahe sich Blücher gezwungen, sein Vorhaben, über die Oder zu gehen, aufzugeben. Um jetzt den größern Theil des Heeres seinem Könige zuzuführen, blieb kein anderer Ausweg übrig, als die schnelle Erreichung eines Hafens an der Ostsee, in welchem die benöthigten Schiffe zur Aufnahme vorhanden waren. Vielleicht wäre dieses gelungen, wenn Blücher, nach dem Vorschlage des Generals von Winning, das Heer rasch durch Schwedisch-Pommern geführt und in Stralsund nach der Insel Rügen übergesetzt hätte. Hier konnte es so lange ruhig stehen bleiben, bis die nöthigen Transportschiffe beisammen waren, um nach Hinterpommern oder Preußen überzusetzen. Blücher verwarf den Plan, weil das damalige feindliche Betragen des Königs Gustav von Schweden gegen Preußen keine gute Aufnahme erwarten ließ, und entschloß sich zu dem Versuch, die Elbe auf einem Umwege zu erreichen und bei Boitzenburg oder Lauenburg überzusetzen, sich dann mit dem kleinen Corps des Herzogs von Weimar zu vereinigen und das belagerte Magdeburg oder Hameln zu entsetzen. Mochte auch dieser Versuch mißglücken, immer war er doch in der Hinsicht für den König von Preußen vortheilhaft, daß gegen diesen nicht die zur Verfolgung des Blücherschen Heeres bestimmten französischen Streitkräfte gebraucht werden konnten.

Anfänglich schien das Glück Blüchern zu begünstigen. Schon am 30sten November, dem zweiten Tage auf seinem Zuge durch Meklenburg, traf er unerwartet bei Dambek, hinter Strelitz, auf das kleine weimarsche Corps, dessen Anführer, nach der Entfernung des Herzogs, der Prinz Wilhelm von Braunschweig *) übernommen hatte.

*) Jüngster Sohn des in der Schlacht bei Auerstedt schwer ver-

Mit dieser Verstärkung des Heeres vergrößerte sich zugleich die Sorge für die Erhaltung der Soldaten; denn in beiden Heerabtheilungen herrschte ein gleicher Mangel an Lebensmitteln, Geld und Kriegsbedürfnissen. Hatte der Soldat am Tage sich durch einen anstrengenden Marsch den Verfolgungen des Feindes entzogen, dann mußte er am Abend in den Dörfern Nahrung aufsuchen und spärlich gesättigt, mit dem frühesten Morgen wieder aufbrechen. Vor Hunger und Ermattung fielen auf dem Wege täglich Menschen todt nieder und eine große Menge Kraftlose blieben liegen und geriethen in französische Gefangenschaft.

Bald mußte Blücher den Plan zum Uebergang über die Elbe aufgeben. Ein französisches Heer, unter Anführung des Marschalls Soult, kam ihm von Magdeburg her entgegen und machte sein Entkommen ganz unmöglich. Jetzt war Blücher von drei Seiten völlig eingeschlossen. Vor ihm stand der Marschall Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo (jetzt König Carl Johann von Schweden), rechts der Marschall Soult und links Murat, Großherzog von Berg (nachher König von Neapel). In dieser gefährlichen Lage, ohne alle Aussicht auf Hülfe, ja nur auf Erholung, verwarf Blücher stolz die mehrmals ihm gemachten Anträge zur Capitulation; vielmehr suchte er eine der großen Städte, Hamburg oder Lübeck, zu erreichen, um sich daselbst einige Tage aufzuhalten und die fehlenden Bedürfnisse verschaffen zu können. Hamburg

---

wundeten und bald darauf zu Altona verstorbenen Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Sein kühner Zug durch Norddeutschland (im Jahr 1809) machte ihn berühmt, und sein Heldentod (im Jahr 1815) bei der Schlacht von Ligny, verschaffte ihm bei allen deutschen Volksstämmen einen unvergänglichen Ruhm.

lag schon zu entfernt und konnte nicht mehr erreicht werden. Deshalb ging der Zug schnell auf Lübeck, welche alte deutsche Reichsstadt, alles Sträubens ungeachtet, am 5ten November mit Gewalt besetzt wurde. Eben so schnell folgten die Franzosen. Schon am folgenden Tage erstürmten sie das nicht gehörig vertheidigte Burgthor, eroberten nach heftigem Kampf die Stadt und mißhandelten die schuldlosen Einwohner drei Tage lang auf die grausamste Weise.

Blücher hatte nur etwa 9000 Mann aus der Stadt ziehen und sie an der holsteinischen, von dänischen Truppen zur Sicherung der Neutralität stark besetzten Gränze aufstellen können. Er selbst war an einem Fieber, die Folge der Anstrengung bei Lübecks Vertheidigung, krank; seine Soldaten, zum großen Theil schlecht bekleidet, ohne Nahrungsmittel und ohne hinlängliche Munition. In diesem traurigen Zustande entschloß er sich, das abermalige Anerbieten des Prinzen von Ponte-Corvo anzunehmen, und versprach, am folgenden Morgen zu unterhandeln. Der Großherzog von Berg, dem die vielen Weitläuftigkeiten unnöthig zu seyn schienen, ließ gegen Anbruch des folgenden Tages sein Heer aufbrechen, um die Preußen mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Den Angriff auf kurze Zeit auszusetzen, konnte Blücher nur durch die feierliche Versicherung erlangen, daß er schon sich erboten habe, mit dem Prinzen von Ponte-Corvo zu unterhandeln. Zu Ratkau, in Blüchers Hauptquartier, sollte diese Capitulation aufgesetzt werden. Im Eingange derselben wurde auf Blüchers Verlangen erwähnt, daß er die vom Prinzen von Ponte-Corvo angebotene Capitulation nur aus Mangel an Lebensmitteln und Munition angenommen habe.

Um dieses Eingangs willen wollte der Großherzog

von Berg den Vertrag nicht genehmigen, unter dem Vorwande, daß es nicht gewöhnlich sey, bei Capitulationen die Bewegungsgründe anzuführen; wahrscheinlich aber, weil diese Bemerkung ein nicht vortheilhaftes Licht auf den französischen Waffenglanz warf, indem drei Marschälle und drei Heere einen kleinen Haufen Feinde nur zu einer sehr zufälligen Unterwerfung zwingen konnten. — Blücher, hierüber aufgebracht, wollte von keiner Capitulation etwas wissen, die nicht diesen Umstand zur Rettung seiner Ehre erwähnte, und erklärte, so lange mit seinen Soldaten sich zu vertheidigen, als es die natürlichen Kräfte erlaubten; denn sein König und die ganze Welt müsse erfahren, weshalb er sich ergeben habe.

Vergebens suchten ihn die französischen Unterhändler von seinem Entschluß abzubringen und ihn über sein verletztes Ehrgefühl zu beruhigen; schon sollten die Feindseligkeiten wieder anfangen, als der französische General Rivaud noch zuletzt vorschlug, daß Blücher bei Unterzeichnung seines Namens ja die Ursachen zur Capitulation beifügen könne. Diesen Ausweg ließ er sich gefallen, indem es ihm ganz gleichgültig war, ob die Rechtfertigung am Anfange oder am Ende ständ. Es wurde eine neue Capitulation aufgesetzt, welche Blücher mit den Worten unterzeichnete: „Ich capitulire, weil ich weder Munition, noch Brodt und Fourage habe."

Indessen hätte es dieses Zusatzes nicht bedurft, um Blüchers Unterwerfung unter ein unbeugsames Schicksal zu entschuldigen. Durch seine ungekünstelte Darstellung seiner Lage in einem öffentlich bekannt gemachten Bericht an seinen König, ward er hinlänglich gerechtfertiget bei seinen Zeitgenossen, die ihn nicht in die Reihe derjenigen Befehlshaber stellten, welche die wichtigsten Festungen des Landes beim ersten Berennen einem oft schwächern Feinde

öffneten. Zwar versuchten einige seiner Mitkämpfer in Druckschriften, die unglücklichen Folgen ihrer eigenen begangenen Fehler und ihrer unrichtigen Ansichten ihm, dem Schuldlosen, anzudichten; sie verfehlten den Zweck. Keiner glaubte, daß den unglücklichen Ausgang bei Prenzlau und Lübeck der muthige Blücher verschuldet habe. Diesem blieb die Achtung des Vaterlandes und selbst der Feinde.

Wie wenig er durch die Capitulation bei Lübeck in der Gunst seines ihm stets wohlwollenden Königs verloren hatte, beweist die baldige Auswechselung (im Jahr 1807) gegen den in preußische Gefangenschaft gerathenen General Victor. Kaum in Preußen beim Heere angekommen, wurde er schon mit einem kleinen Corps nach Schwedisch-Pommern auf Schiffen geschickt, um sich im Rücken der französischen Heere mit Schill in Pommern zu vereinigen und das von dem Obersten von Gneisenau tapfer vertheidigte Colberg zu entsetzen. Wahrscheinlich wäre dieser Angriff für das in Ostpreußen unter Anführung des General L'Estocq, mit der höchsten Anstrengung und Ausdauer kämpfende kleine Heer der Preußen, auch für das große russische Heer von vielem Nutzen gewesen, aber der Friede zu Tilsit (am 9ten Juli 1807) machte allen weitern Anstrengungen ein Ende und nahm für jetzt Blüchern die Gelegenheit, sich wegen der Unfälle bei Lübeck glänzend zu rächen.

In diesem durch eine unglückliche Wendung des Krieges herbeigeführten Friedensschluß wurde die Hälfte der preußischen Provinzen abgetreten, und von Buonaparte der übrig bleibende Theil, unter den härtesten und drükkendsten Bedingungen, zurückgegeben. Jetzt mußte der kleine preußische Staat sein Kriegeswesen, den Zeitumständen gemäs, umändern und neu einrichten. Blücher erhielt zuerst eine Anstellung im Kriegsdepartement und

bald darauf das Militairgouvernement von Pommern. Zugleich wurde er am 21sten December 1807 zum Chef des neugebildeten pommerschen Husarenregiments, und am 20sten Mai 1809 zum General der Cavallerie ernannt. So weit seine Kräfte reichten, suchte er den Muth der Preußen zur Ausdauer unter dem gegenwärtigen Druck der Fremden, durch die Hoffnung auf eine bessere Zeit, zu erhalten. Auch war er sehr thätig, um in der Stille die Streitkräfte Preußens, das vertragsmäßig nur 40,000 Mann unter den Waffen halten durfte, zu erhöhen und die Mittel zur Vertheidigung und Befreiung des unglücklichen Vaterlandes zu vermehren.

Eine solche unwandelbare Anhänglichkeit an König und Vaterland empfahl Blüchern nicht bei dem französischen Kaiser. Aber verhaßt machte er sich demselben durch seinen offenen Tadel aller Gewaltstreiche und Ungerechtigkeiten gegen unabhängige Völker. Blücher, der größte Feind von Falschheit und Kriecherei, verdammte ohne Schonung, öffentlich in Gesellschaften, die tyrannischen Behandlungen Buonapartes gegen Preußen und freie deutsche Männer. Deshalb durfte er auch nicht bei dem Heere angestellt werden, das Preußen im Jahre 1812, dem Bündnisse mit Frankreich gemäß, bei dem großen französischen Heere zum Einfall in Rußland geben mußte; eine Zurücksetzung, die Blücher gern und freudig ertrug. Desto thätiger aber war er nach dem schauervollen Rückzuge der Franzosen aus Rußland, als der im März 1813 abgeschlossene Freundschaftsbund Alexanders und Friedrich Wilhelms den großen Befreiungskrieg eröffnete *).

*) Es herrschte allgemein, selbst in vielen gedruckten Schriften, der Wahn, daß Preußens Unglück bei Jena und der Wetteifer in der Uebergabe der Festungen durch die alten abgeleb-

Auf des Königs Ruf griffen die Preußen zu den Waffen und opferten Leben und Güter, um nun das Vaterland zu befreien und getrennte Brüder wieder dem alten Herrscherstamm zuzuführen. Außer den Heeren der Generale York und Bülow versammleten sich in Schlesien unter Blüchers Anführung 25,000 Mann Preußen, mit welchen sich der General von Winzingerode mit 13,000 Russen verband. Frohlockend ging dieses kleine Heer über die preußische Gränze. Schon am 22sten März nahmen Blücher und sein innigster Freund, der besonnene Scharnhorst, den im Tilsiter Frieden an Sachsen abgetretenen Kottbusser Kreis in Besitz, und ließen die Einwohner ihrem alten Landesherrn huldigen. Die Russen besetzten die Hauptstadt von Sachsen. Die Einwohner dieses Königreichs beruhigte Blücher durch eine öffentliche, aus dem Hauptquartier Bunzlau am 23sten März erlassene Erklärung, in welcher er sagt: „Sachsen! Wir Preußen betreten Euer Gebiet, Euch die brüderliche Hand bietend. Im Osten von Europa hat der Herr der Heerschaaren ein schreckliches Gericht gehalten, und der Todesengel hat 300,000 jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche sie im Uebermuth ihres Glückes unterjochen wollten. Wir ziehen,

---

ten Generale und durch die damals gebräuchliche Art der Zusammensetzung der einzelnen Regimenter verschuldet wäre. Beides kann aber nicht die einzige Ursache gewesen seyn; denn hinter der Weichsel fochten die alten Helden Kalkreuth und L'Estocq und die preußischen Regimenter mit der größten Tapferkeit. Noch stärker aber wird jene Behauptung durch Blücher als unrichtig dargestellt, welcher im ein und siebenzigsten Lebensjahre sich an die Spitze der Vaterlandsvertheidiger stellt und mit ihnen die glänzendesten Siege erkämpft.

wohin der Finger der Vorsehung uns weiset, um zu kämpfen für die Sicherheit der alten Throne und unserer National-Unabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, das die fremde Unterdrückung trotzig abgewiesen hat und im Hochgefühl seiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Wir bringen Euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns seit sechs Jahren furchtbar drückte. — — — Befriedigt die billigen Bedürfnisse unserer Krieger und erwartet dafür von uns die Handhabung der strengsten Mannszucht. Der Zutritt zu mir, dem preußischen Feldherrn, sey jedem Unterdrückten offen; jede Klage werde ich hören, jede Angabe untersuchen, jede Verletzung der Mannszucht streng bestrafen. Jeder, auch der Geringste, kann sich mir vertrauungsvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen. — Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irre geleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten; — den ehrlosen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber, als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande, unerbittlich verfolgen."

Der erste Schritt Blüchers im Königreich Sachsen war, daß auf sein Verlangen mehrere biedere Sachsen in Freiheit gesetzt wurden, welche französische Willkühr, wegen zu freier Urtheile über die Vorfalle in Rußland und über die Lage Deutschlands, auf der Feste Sonnenstein eingekerkert hatte.

Seine Soldaten ermahnte Blücher zur strengsten Mannszucht. „Preußen!" sagte er in seiner Anrede vom 23sten März, „Wir überschreiten die Gränze unsers Gebiets und betreten ein fremdes Land, nicht als Feinde, sondern als Befreier. — — — Ahmt das Beispiel Eu-

rer Waffengefährten im Yorkschen Armeecorps nach, die, obgleich lange auf fremden Gebiet stehend, durch die strengste Mannszucht die Ehre des preußischen Namens bewährt haben. Dem Unwürdigen, der den Ruhm preußischer Mannszucht durch Gewaltthätigkeit entheiligt, werde ich nicht als einen der Unsrigen anerkennen, sondern durch entehrende Strafen sein Verbrechen zu ahnden wissen. Soldaten meiner Armee! Ihr kennt mich! Ihr wißt, daß ich väterlich für Euch sorge; Ihr wißt, daß ich Ausschweifungen nicht dulde, sondern solche einen unerbittlichen Richter an mir finden. Achtet Euch hiernach!"

Und Vater Blüchers Worte drangen tief in die Brust der braven Preußen. Verschwunden waren die Ausschweifungen, worüber ehemals das Ausland klagte, als noch angeworbene Fremdlinge einen großen Theil von Preußens Kriegern ausmachten. Mit der größten Schonung wurde jeder rechtliche Einwohner in allen deutschen Ländern behandelt, wohin Preußen auf der langen Siegesbahn vordrangen. Ueberall wurden sie als Freunde und Erretter aus großen Drangsalen empfangen, und herzliches Willkommen mit brüderlicher Genügsamkeit begegneten sich fast in jedem Hause, das ein Preuße betrat. So viel vermag Ordnung von oben herab und kindliche Liebe zu einem gefeierten Anführer. Blücher bezeigte öffentlich seine Zufriedenheit über diese schöne Stimmung seines Heeres in einem zu Altenburg am 24sten April erlassenen Tagesbefehl. „Soldaten meines Armeecorps! Euer Betragen hat sich nicht verändert, seitdem wir den Boden vaterländischer Provinzen verlassen haben. — — Ich danke Euch! Ein solches Betragen bezeichnet den wahren Krieger und geziemt uns, die wir für die edelsten menschlichen Güter, für Vaterland und Freiheit kämpfen."

Nach dem blutigen Kampfe im J. 1812 hatte Ruß-

land noch nicht wieder seine Streitkräfte völlig ergänzen, noch weniger das Geordnete an die weit entfernte Elbe leiten können *). Eben so unmöglich war es Preußen gewesen, in der kurzen Zeit von einigen Monaten ein großes Heer aufzustellen, zumal, da noch ein Theil des Landes von den Franzosen besetzt war. Diese hatten erst am 5ten März Berlin verlassen und am 26sten April die zwei Meilen davon entfernte Festung Spandau übergeben müssen. Aber noch hielten sie viele feste Städte in Polen, in Preußen, an der Oder und an der Elbe besetzt. Alle diese Festungen mußten eingeschlossen und ihre Besatzungen unschädlich gemacht werden, wodurch die verbündeten Heere geschwächt wurden. Nur etwa 80,000 Mann waren von ihnen über die Elbe vorgedrungen und hatten die Saale bis nach Thüringen hinauf besetzt.

Napoleon vereinigte Alles, was er an Streitkräften in Frankreich, Deutschland und Italien schnell zusammenraffen und was er in Spanien entbehren konnte, mit den Trümmern seines Heeres, die unter Anführung des Vicekönigs Eugen zwischen der Elbe und Saale standen. Dadurch sah er sich wieder an der Spitze eines Heeres von 180,000 Mann. Schnell zog er den Verbündeten entgegen, um sie früher zu schlagen, als sich die Streitkräfte derselben entwickelt hätten. Es war auch die höchste Eile nöthig; denn schon wurde in ganz Deutschland die Liebe zum alten Vaterlande sichtbar, schon hatte sich der Herzog von Meklenburg-Schwerin offen für die Verbündeten erklärt. Andere deutsche Fürsten warteten auf die Erklä-

*) Die Hauptarmee des Fürsten Kutusow stand noch zu Ende des Monat März bei Kalisch in Polen. Nur 30,000 Mann unter Wittgenstein waren im April über die Elbe gegangen und wurden später von den Nacheilenden verstärkt.

rung Oesterreichs, das keinen Theil mehr an der Fehde nahm, aber sich zum entscheidenden Kampf rüstete. Dem drohenden Ungewitter zu entgehen, eilte Buonaparte der Elbe und Oder zu, um die Verbündeten davon abzuschneiden, und um die von ihnen eingeschlossenen Festungen zu befreien. Schon war er über die Saale gekommen und zog auf Leipzig zu. Da beschlossen die Verbündeten, obgleich weit schwächer an der Zahl, ihn auf seinem Zuge anzugreifen, und so kam es am 2ten Mai bei Groß-Görschen, zwischen Lützen und Pegau, zur Schlacht. Mit Ungestüm griff Blücher den Mittelpunkt an. Groß-Görschen wurde erstürmt und der linke Flügel rückte bis Klein-Görschen vor. Napoleon, der die Wichtigkeit dieses Orts erkannte, zog sogleich frische Truppen herbei und verdrängte die Verbündeten. Groß-Görschen wurde sechs Mal erobert und ging immer wieder verloren, bis am Abend die Verbündeten in dem Besitz desselben und der Dörfer Klein-Görschen und Rhano blieben, und dadurch den feindlichen Mittelpunkt durchbrochen hatten. Aber der Sieg konnte nicht benutzt werden, weil der Oberfeldherr, der russische General Graf von Wittgenstein, zu viele Streitkräfte im Mittelpunkt verwendet hatte, die ihm nun bei der Entscheidung auf den Flügeln fehlten. Ueberdies waren zwar die Verbündeten an Reuterei überlegen, sie konnten sie aber in der durchschnittenen Gegend nicht recht gebrauchen. Auch wurden ihre Angriffe durch die feindlichen Vierecke, mit vielem Geschütz vertheidigt, meistens zurückgewiesen, und nur einigemal gelang es, ein solches Viereck zu durchbrechen. Als nun am Abend der Vicekönig Eugen von Leipzig kam und Napoleons Heer verstärkte, da beschlossen die Verbündeten, auf Dresden sich zurück zu ziehen. Diesen Abzug wollte Napoleon am folgenden Tage, da er eine neue Schlacht erwartete, gar

nicht glauben, er ritt selbst aus Lützen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Durch diese Schlacht, in welcher 80,000 Verbündete gegen 120,000 Franzosen rühmlich kämpften, hatten die ersteren an 10,000 Menschen, die letztern aber über 12,000 Mann Verlust gehabt. Auch Blücher ward leicht verwundet, kehrte aber sogleich nach dem Verbande auf seine alte Stelle zurück. Aber Blüchers innigster Freund und treuer Waffengefährte, der tapfere General von Scharnhorst, erhielt schwere Wunden, an deren Folgen er am 28sten Juni zu Prag starb. Seine Stelle ersetzte der berühmte General von Gneisenau, von jetzt an der unzertrennliche Gefährte Blüchers auf der langen Siegesbahn.

Zur Belohnung für die große Anstrengung erhielt Blücher für sich von dem edelmüthigen Kaiser Alexander den St. Georgen-Orden zweiter Klasse, und zur Vertheilung an verdiente Unteroffiziere und Gemeine dreihundert Kreuze von der fünften Classe desselben Ordens. Aber angenehmer, als diese Ehrenzeichen, war Blüchern dieß begleitende kaiserliche Handschreiben aus Dresden vom 5ten Mai. Darin stehen folgende schmeichelhafte Worte: „Die Tapferkeit, die Sie in dem Treffen vom 2ten Mai gezeigt haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Ergebenheit, Ihr Eifer und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist; Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Betragen während der Schlacht, hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen." u. s. w.

Langsam zog das Heer der Verbündeten der Elbe zu. Die Russen gingen vom 5ten bis 7ten Mai durch Dresden, die Preußen vom 7ten bis 9ten bei Meißen

und Mühlberg auf Schiffbrücken über diesen Fluß. Unmöglich wurde es ihnen, den Franzosen den Uebergang zu verwehren, weil die letztern durch den Beitritt der Sachsen verstärkt und durch den Besitz der Festung Torgau noch einen sichern Uebergangspunkt mehr erhalten hatten. Es mußte deshalb der Rückzug weiter bis an die Spree, in die Gegend von Bautzen, fortgesetzt werden. Hier ward dieß verstärkte Heer wieder aufgestellt, um eine Schlacht annehmen zu können. Blücher stand mit 18,000 Mann in einer sumpfigen Gegend, durch eine etwa eine Viertelmeile große Entfernung von der Hauptarmee getrennt. Am 20sten Mai griff der Feind mit Uebermacht an und suchte zwischen den beiden Corps der Generale Blücher und Kleist durchzubrechen, wurde aber von dem erstern zurückgeschlagen. Um den hart bedrängten Oberfeldherrn zu unterstützen, sandte ihm Blücher die Hälfte seiner Mannschaft zur Hülfe. Bald darauf aber wurde er selbst von drei Seiten angefallen, und durch den Verlust des Dorfes Preilitz im Rücken bedrohet. In dieser gefährlichen Lage ließ er schnell das Dorf durch den Rückhalt wieder wegnehmen und die Verbindung mit dem Hauptheer herstellen. Von diesem brach General York zur Unterstützung Blüchers auf; doch ehe er ankommen konnte, hatte schon der Feind die Blüchersche Heerabtheilung von den Anhöhen bei Niedergurke und Kreckwitz gedrängt, auch in derselben Zeit durch Uebermacht auf dem rechten Flügel der Verbündeten einiges Land gewonnen. Der Oberfeldherr beschloß deshalb, die Schlacht am zweiten Tage abzubrechen und das Heer zurückgehen zu lassen, die Preußen durch Würschen auf Weissenberg und die Russen durch das im siebenjährigen Kriege merkwürdig gewordene Dorf Hochkirchen auf Löbau.

Diese zweitägige Schlacht, in welcher 90,000 Ver-

bündete gegen 150,000 Feinde mit der größten Tapferkeit kämpften, endigte sich zwar für die Verbündeten nicht mit einem Siege, indessen hatten sie keine Feldzeichen, kein Geschütz verloren. Auch ihr Menschenverlust an Todten und Verwundeten war geringer als bei dem Feinde und betrug nur 12 bis 15,000 Mann, dagegen er bei diesem über 18,000 Menschen groß war. Buonapartes vertrautester Freund, der Marschall Düroc, Herzog von Friaul, wurde im Unterleibe schwer verwundet und starb am 23sten Mai in Dresden.

Der jetzige Oberfeldherr, der russische Feldmarschall Barklay de Tolly führte das Heer der Verbündeten nach Schlesien zurück, um in Verbindung mit Böhmen zu bleiben. Auf diesem Zuge konnte Blücher, dem die Führung einer Colonne übertragen war, der Versuchung nicht widerstehen, den täglich kecker vordringenden Feind für seine Dreistigkeit zu bestrafen. Unweit Liegnitz, bei Hainau in Schlesien, ließ er am 26sten Mai die Nachhut aus drei Bataillonen Fußvolk und drei Regimenter leichter Reuterei, unter Anführung des Obersten Mutius, stehen, mit der Anweisung, daß wenn er, wie gewöhnlich, angegriffen würde, er sich langsam über die Ebene zurückziehen und bei einer Windmühle angelangt, diese anzünden solle. Auf dieses Zeichen sollten die an zwei Orten in Versteck gelegte Reuterei und reitende Artillerie, unter Anführung des Obersten Dolfs, herausbrechen und den Feind anfallen. Zur Unterstützung stand die Brigade des Generals Ziethen, dem die Leitung des ganzen Unternehmens übertragen war. An diesem Tage wollten die Franzosen nicht rasch verfolgen. General Maison äußerte gegen den Marschall Ney Besorgniß, auf der Ebene weit vorzudringen, wurde aber ausgelacht. Nun ließ er zwar die Division langsam vorrücken, so wie er aber die vom

General Ziethen angezündete Windmühle erblickte, so erkannte er es sogleich für irgend ein verabredetes Zeichen, und gab Befehl, Massen zu bilden und zwei Batterien aufzufahren. Doch dazu ließ die Reuterei des Obersten Dolfs keine Zeit. Mit hastiger Eile sprengte sie unter die feindlichen Massen, hieb den größten Theil nieder und jagte den Ueberrest nach Hainau zurück. Dolfs selbst wurde in der Mitte der Feinde getödtet. Schon zu Anfange des Gefechts war der General Maison mit seiner Reuterei entflohen und hatte 18 Kanonen den Preußen überlassen, welche aber aus Mangel an Bespannung nur eilf Stück mitnehmen konnten. Hätte die russische Colonne, welche durch Jauer zog, auf gleiche Weise mitgewirkt, so wäre wahrscheinlich der ganzen Heerabtheilung des Marschalls Ney ein ähnliches Schicksal bereitet worden, was jetzt nur dem Vortrabe widerfuhr.

Seit dem Tage wurde das Heer der Verbündeten auf seinem langsamen Zuge nach Schweidnitz nicht weiter von den Franzosen beunruhigt. Diese breiteten sich jetzt in Niederschlesien aus, entsetzten das belagerte Glogau und rückten am 27sten Mai in Liegnitz, und am 1sten Juni in Breslau ein. Alle diese Vortheile waren indessen nur scheinbar. Buonaparte, bei der übereilten Eröffnung der Feindseligkeiten noch nicht vollständig ausgerüstet, hatte eben so dringend, wie die Verbündeten, eine Waffenruhe nöthig, seine Streitkräfte zu entwickeln und an sich zu ziehen. Schon vor der Schlacht bei Bautzen hatte er deshalb, unter Vorspiegelung eines Friedensabschlusses, auf einen Waffenstillstand angetragen. Jetzt erneuerte er diesen Antrag, der dieses Mal von den verbündeten Monarchen angenommen wurde. Zu Poischwitz bei Jauer, wurde am 7ten Juni der Waffenstillstand bis

zum 26sten Juli abgeschlossen, und später zu Neumark bis zum 17ten August verlängert.

Nach Ablauf desselben setzten die Verbündeten unerwartet große Streitkräfte dem französischen Kaiser entgegen, so vortheilhaft hatten sie die Zeit der Ruhe benutzt. Preußen hatte eine 160,000 Mann starke Landwehr aufgestellt; aus Rußland waren ansehnliche Verstärkungen theils angekommen, theils noch auf der Reise; Oesterreich trat mit seiner großen Macht dem Bunde bei, und die Schweden, unter Anführung ihres kriegserfahrenen Kronprinzen Carl Johann, vereinigten sich mit den verbündeten Heeren. Ein großer Bogen muthiger Kämpfer umgab den französischen Kaiser. — Auch dieser war in der Zeit nicht unthätig gewesen, und hatte in Italien, Frankreich und Deutschland zusammengetrieben, was nur kampffähig war. Ueberdies verschaffte ihm die Stellung der Verbündeten den großen Vortheil, daß er, im Mittelpunkte stehend, auf ein einzelnes feindliches Heer losbrechen und es schlagen konnte, bevor ihm die übrigen verbündeten Heere, welche sich auf einer Bogenlinie bewegten, zu Hülfe kommen konnten. Dieser unverkennbare Vortheil verwandelte sich aber in offenbaren Nachtheil, als Napoleon sich nach keiner Seite hin mit seiner ganzen Kraft bewegte, aus Besorgniß, auf den übrigen Seiten dem wachsamen Feinde Gelegenheit zum raschen Vorschreiten zu geben. Um aber allen auf ihn einwirkenden Heeren hinlänglichen Widerstand entgegen zu stellen, mußte er viel zu sehr seine Kraft vertheilen.

Blücher befehligte jetzt selbstständig, als Feldherr, ein Heer, zusammengesetzt aus den einzelnen Abtheilungen des preußischen Generals York und der russischen Generale Langeron und Sacken. Es führte den Namen, das schlesische Heer, und stützte sich mit seiner linken Seite an das

große Hauptheer der Oesterreicher, Russen und Preußen auf den böhmischen Gränzen, angeführt von dem Oberfeldherrn Fürsten von Schwarzenberg. Bei diesem großen Heere befanden sich die drei verbündeten Monarchen. Auf der rechten Seite Blüchers stand das preußische Heer des Generals von Tauentzien, bestimmt, Berlin zu decken und die Oder- und Elbfestungen einzuschließen. Seine Hauptsicherheit beruhete auf das aus Russen, Preußen, Schweden, Engländern u. s. w. zusammengesetzte Heer, unter Oberleitung des Kronprinzen von Schweden, dem sämmtliche Streitkräfte von Hamburg bis Berlin untergeordnet waren.

Buonaparte stellte 30,000 Mann gegen die böhmische Gränze, 150,000 Mann auf der schlesischen Gränze, mit einem Rückhalt von 60,000 Mann auf der sächsischen Gränze, 90,000 Mann gegen Berlin und 30,000 Mann in Hamburg und Lübeck auf. Seine Absicht war, das schlesische Heer mit Uebermacht zu erdrücken, Berlin zu nehmen und Cüstrin und Stettin zu entsetzen, bevor sich das Hauptheer aus den böhmischen Gebirgen gewickelt hatte. Doch dieses lag nicht in dem Plan der Verbündeten. Um Napoleons Macht zu theilen und um dem Hauptheere Raum zu verschaffen, sich frei im Rücken des Feindes zu bewegen, mußten sich die kleinern Heere stets fechtend zurückziehen, sobald sie von einer großen Macht angegriffen wurden. So konnten die Franzosen bis Groß-Beeren, zwei Meilen vor Berlin, vordringen. Hier wurden sie aber am 23sten August geschlagen und verloren 40 Kanonen und 5000 Gefangene.

Auch Blücher, der schon am 17ten August am Bober angegriffen wurde, ließ sich in keine Schlacht ein, so sehnlichst sie auch von feindlicher Seite gewünscht wurde. Immer fechtend und den ungestümen Andrang des fran-

zösischen Vortrabs zurückweisend, zog er langsam mit seinem Heere über den kleinen Fluß, die Katzbach, auf Schweidnitz zu. Buonaparte, ärgerlich, daß sein verhaßter Widersacher auswich, ließ am 23sten Goldberg wiederholt bestürmen, rückte gegen Liegnitz vor, aber Alles vergeblich; denn Blücher, der mehrere Vortheile errungen hatte, brach kaltblütig das Gefecht ab und räumte die Stadt Liegnitz.

Länger durfte sich Buonaparte in Schlesien nicht verweilen, mit den Garden und einem Theil des Heeres eilte er nach Dresden zurück, das von dem großen Heere der Verbündeten bedrohet wurde. Nur drei Heerabtheilungen, zusammen 80 bis 90,000 Mann stark, blieben in Schlesien zurück, die eine unter dem Oberanführer, Marschall Ney, bei Liegnitz, und zwei unter Macdonald und Lauriston, bei Goldberg. Ney glaubte sich stark genug, das schlesische Heer noch weiter zurückzudrängen und es von Böhmen abzuschneiden, deshalb führte er die Franzosen über die Katzbach.

Blücher, der den Abzug Napoleons erfahren hatte, beschloß, am 26sten August auch über die Katzbach zu gehen und die Franzosen anzugreifen. Er machte diesen Entschluß dem Heere bekannt. „Wir müssen schnell dem Feinde folgen und mit Kraft handeln, dann werden alle seine Anschläge, wie bisher, scheitern. — Der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeschadet aus unsern Händen kommen kann.“ — Unterwegens erfuhr er, daß die Franzosen ihm zuvorgekommen waren und schon diesseits des Flusses ständen. Sogleich wurden die Befehle abgeändert und Nachmittags um zwei Uhr nahm die Schlacht, während eines heftigen Regens, ihren Anfang. Blücher entflammte seine Soldaten zum muthigen Angriff:

„Nun Kinder! habe ich genug Franzosen über's Wasser. Nun vorwärts in Gottes Namen!" Und das Heer antwortete: „Hurrah! Hurrah! Es lebe der König!"

Mit Ungestüm griffen Russen und Preußen an, mit Muth vertheidigten sich die Franzosen. Im Mittelpunkt derselben standen drei Batterien, gedeckt auf beiden Seiten vom Fußvolk, das sich in zwei Vierecke aufgestellt hatte. Ein Regiment Brandenburger schritt kühn auf das Geschütz los. Ganze Rotten wurden von den Kugeln niedergerissen, wie Hagel fielen die Kartätschen auf die Anstürmenden, welche ihre Schritte verdoppelten und auf zwei Schritt vor dem Feinde stehen blieben. Einen Augenblick sah man sich von beiden Seiten an. Dann riefen die preußischen Offiziere: „Drauf! Drauf!" Der Soldat kehrte sein Gewehr um und schlug mit der Kolbe unter die Franzosen. Nach zehn Minuten war das eine Viereck zu Boden geschlagen und in eine Pyramide verwandelt. Das andere Viereck und die Feuerschlünde eilten schnell vom Kampfplatz.

Jetzt wurde das Treffen allgemein. Das Yorkische Corps griff mit vier und dreißig Kanonen an. Die Feinde antworteten lebhaft. Blücher ritt an die einzelnen Colonnen der Preußen und ermahnte sie zur Tapferkeit. „Kinder, heute gilt's! Ihr sollt beweisen, ob ihr Euern König und Euer Vaterland liebt! Seht dort den Feind! Auf, zeigt Euch wie wakkere Preußen!" — „Es lebe der König!" war die Antwort, und vorwärts ging das Fußvolk; der Kanonendonner ermattete, die Reuterei hieb ein. Aber auch die französischen Reuter griffen an, warfen einen Theil der preußischen Reuterei und eroberten mehrere Kanonen. Da wankte der preußische Angriff. Sogleich sprengte

Gneisenau mit frischen Kriegern an und machte einen neuen Seitenangriff. Und nun stürmte Alles, unter stetem Rufen: „Vorwärts! Vorwärts! Hurrah! Hurrah!" wieder vor, und in einer Viertelstunde war die Mitte der feindlichen Stellung in die Flucht geschlagen. Bald wichen auch die Flügel und die Flucht ward allgemein. Kosacken griffen die reitende Artillerie an, stießen mit den Lanzen die Soldaten vom Pferde und eroberten Kanonen. Ein lautes Jubelgeschrei erhob sich, als sich die Schlacht zum Siege neigte. Kam Blücher an eine Colonne geritten, so schrie Alles: „Höre, Vater Blücher! heute geht es gut!" und rascher ging es dann auf den Feind los, der mit wilder Eile auf die Katzbach zurannte. Dieser Bach war durch den heftigen Regen zum reißenden Strom geworden und hatte die meisten Brücken abgeworfen. Von seinen steilen Ufern stürzten die Franzosen, welche die Brücken nicht mehr erreichen konnten, in die Fluthen und ertranken.

Noch vor der Schlacht (am 24sten August) war der französische General Puthaud mit einer Division nach Jauer, in den Rücken des schlesischen Heeres gesandt worden, um es von Böhmen abzuschneiden. Die Schlacht an der Katzbach brachte ihn in eine gefährliche Lage. Um sich zu retten, kehrte er schnell an die Bober zurück und versuchte zuerst bei Hirschberg, und später weiter unten, bei Löwenberg, über diesen Fluß zu kommen, wurde aber hier von dem russischen General Graf Langeron umzingelt und mit seinen Soldaten gefangen genommen.

Groß war der Verlust, den die Franzosen an der Katzbach erlitten, er betrug 18,000 Gefangene, 103 Kanonen, 250 Kriegswagen, zwei Adler, die Lazarethanstalten, Feldschmieden und Meilwagen. In der größten Unordnung, ähnlich der Flucht nach der Schlacht bei

Roßbach vor 56 Jahren, flohen die Trümmern des Heeres über die Bober und Queiß nach Bautzen, stets von den Kosacken und Husaren verfolgt. — Durch diesen großen Sieg ward Schlesien auf immer von den Franzosen befreiet, denn bald darauf (am 30sten August) rückte auch General Bennigsen mit einem russischen Heere in Breslau ein.

Der greise Sieger erhielt von seinem König für diesen ausgezeichneten Sieg das Großkreuz des eisernen Kreuzes; und vom Kaiser Alexander dessen selbst getragenen Andreasorden, mit einem sehr schmeichelhaften Handschreiben, in welchem die Worte standen: „Der Ruhm des Feldherrn strahlt auf den Soldaten, so wie der der Soldaten auf den Feldherrn zurück. Sagen Sie ihnen, wie hoch ich ihre Thaten schätze." — Blücher dankte öffentlich seinem treuen Heere in einem Tagesbefehl: „Schlesien ist vom Feinde befreiet. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehl, Eurer Anstrengung und Ausdauer, Eurer Geduld in Ertragung von Beschwerden und Mangel, verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. Bei der Schlacht an der Katzbach trat Euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet Ihr hinter Euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet Ihr vor; Eure Bayonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neisse und der Katzbach hinab. Seidem habt Ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt Ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen und zum

Theil mit Mangel an Bekleidung habt Ihr gekämpft; dennoch murrtet Ihr nicht, und Ihr verfolgtet mit Anstrengung Euern geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hoch lobenswerthes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Soldat! — — Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hülfe Ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die Ihr der Andacht weihet. Dann sucht Euren Feind aufs Neue auf!"

Blücher.

An dem Siegestage Blüchers hatte Buonaparte bei Dresden die Verbündeten angegriffen und bis an die böhmischen Gebirge zurückgedrängt. Die großen dadurch errungenen Vortheile waren aber für ihn größtentheils ohne Nutzen, da sein General Vandamme, den er mit 42,000 Mann nach Böhmen gesandt hatte, um den Verbündeten den Rückzug zu verwehren, bei Culm von dem russischen General Ostermann-Tolstoi mit 8000 Mann Garden so lange aufgehalten wurde, bis ansehnliche Verstärkungen eintrafen, und der entschlossene preußische General Kleist bei Nollendorf im Rücken angreifen konnte. Vandamme und der größte Theil seines Heeres wurde gefangen genommen oder getödtet. Nur wenige Reuter brachten Buonaparten die traurige Bothschaft.

Gern stand dieser von dem weitern Vordringen in Böhmen ab, und eilte mit seinen besten Soldaten gegen das siegreiche schlesische Heer. Er traf es jenseit Bautzen, und hoffte es auf dem Marsch anzufallen. Kaum aber bemerkte Blücher, daß die Flüchtlinge, welche er vor sich her gescheucht hatte, Halt machten, als er auch sogleich vom weitern Vordringen abstand und sich auf die Nach-

richt, Buonaparte sey da, langsam wieder nach der schlesischen Granze, hinter der Neisse, zurückzog. — Als Buonaparte von Dresden abging, hatte er den Marschall Ney mit 70 bis 80,000 Mann abgeschickt, um Berlin zu erobern, welche Anstrengung es auch verursachen möchte. Ney kam aber nur bis an die Gränzen der Mittelmark. Bei Dennewitz wurde er am 6ten September von den Generalen Bülow und Tauentzien, unter Oberleitung des Kronprinzen von Schweden, mit großem Verlust zurückgeschlagen. Schon am folgenden Tage erhielt Buonaparte die Nachricht von diesem Verlust. Sogleich kehrte er mit seinen mitgebrachten Soldaten nach Dresden zurück und verstattete, daß sich Blücher mit dem österreichischen Corps des Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Bubna (am 10ten Septbr.) vereinigte, und dadurch mit dem Hauptheer in Verbindung kam. — Noch einmal versuchte der französische Marschall Macdonald, hinter Bischofswerda, acht Meilen von Dresden, Blüchern aufzuhalten, aber bald erkannte er die große Gefahr und zog sich wieder über die Elbe zurück.

Blücher, der diesseit der Elbe unbeschäftigt war, ließ Dresden durch die Generale Bubna und Czerbatof beobachten, ging auf Königsbrück und Elsterwerda und setzte sich am 28sten September in Verbindung mit dem Nordheere des Kronprinzen von Schweden, wodurch der große, um Buonaparte gezogene Halbkreis geschlossen wurde. Nach dieser Vereinigung versuchte Blücher einen Uebergang über die Elbe zwischen Torgau und Wittenberg. Hier standen auf dem jenseitigen Elbufer bei Wartenburg 25,000 Franzosen, unter dem General Bertrand, in einer durch Wälle, Gräben, Verhaue und Moraste festen Stellung, um alle Versuche der Nordarmee und des Tauentzienschen Heeres zum Uebergang aufs linke

Elbufer zu verhindern. An die schlesische Armee dachte kein Franzose. In der Stille wurden Schiffbrücken, auf Wagen hingebracht, geschlagen, und General York führte seine Heerabtheilung nach einem vierstündigen Kampf, unter dem heftigsten Kartätschenfeuer, über die Elbe. Als endlich auch die preußischen Kanonen aufgefahren werden konnten und zu feuern anfingen, da zerstreueten sich die Franzosen nach allen Seiten, die meisten nach Wittenberg. Eine Menge Gefangene, 14 Kanonen und 50 Munitionswagen fielen in die Hände des Siegers.

Für diesen Sieg und kühnen Uebergang erhielt Blücher von seinem Könige folgendes Dankschreiben: „Sie haben durch den so gut ausgeführten Uebergang des ersten Armeecorps über die Elbe und durch die gleich nachher bei Wartenburg über den Feind errungenen Vortheile Ihren Ruhm erhöht und sich auf meinen Dank von neuem Ansprüche erworben. Indem ich Ihnen denselben hierdurch ausdrücke, füge ich den Wunsch hinzu, daß Sie darin den Beweis meines großen Wohlwollens ganz so finden mögen, als es meine Absicht ist, Ihnen denselben an den Tag zu legen." Töplitz, den 8ten October 1813.

Friedrich Wilhelm.

Nachdem Blücher vorangegangen war, zog auch der Kronprinz von Schweden bei Aken über die Elbe und besetzte Dessau. Blücher aber bewegte sich kühn auf Leipzig und Halle, um sich mit dem Hauptheer des Fürsten Schwarzenberg, das aus Böhmen gekommen war und Altenburg besetzt hatte, in Verbindung zu setzen, und so die Franzosen bei Dresden völlig einzuschließen. Dieses zu verhüten, ließ Buonaparte bei Dresden 30,000 Mann stehen und brach mit dem übrigen Theil seines Heeres auf. Statt aber die gerade Straße auf Leipzig einzuschlagen, blieb er unbegreiflicher Weise vom 10ten bis

14ten October in Düben stehen, und gab sich das Ansehen, als wolle er Magdeburg entsetzen und von da nach der Mark Brandenburg und nach der Unterelbe aufbrechen. Diese grobe Verstellung verschaffte ihm keinen Vortheil, wohl aber raubte sie ihm einen unersetzlichen Zeitraum, den er weit besser hätte zu seinem Vortheil benutzen können. Als er jetzt am 14ten October in die Gegend von Leipzig kam, hatten sich die verbündeten Heere schon ihm so sehr genähert, daß er am 16ten die Schlacht annehmen mußte.

An diesem Tage kam Blücher von Skeuditz, auf der Straße von Halle, und griff den Marschall Macdonald bei Möckern an. Zweimal wurde das brennende Dorf genommen und immer führte der Feind frische Streitmassen und neues Geschütz auf diesen wichtigen Punkt. Schon lag der Heerhaufen des Prinzen Carl von Meklenburg größtentheils todt oder verwundet auf dem Kampfplatz. Nicht besser erging es dem Rückhalt unter dem Obersten Steinmetz. Um hier Entscheidung hervorzubringen, stürzten sich die Generale Horn und Hünerbein, unter gräßlichem Kartätschenfeuer, auf den Mittelpunkt der feindlichen Stellung und eroberten 16 Kanonen. Auch Major Sohr warf sich mit zwei Geschwader Brandenburgische Husaren in eine französische Batterie und eroberte sie. Aber immer wankte noch die Schlacht; denn frische Truppen füllten die Lücken aus, welche preußischer Muth in die Reihen der Franzosen geschlagen hatte. Da stellte sich General York an die Spitze der Reuterei und unter lautem Rufen: „Es lebe der König!“ hieb er in die Franzosen ein. Dieser Angriff glückte. Bald waren 30 Kanonen genommen, die feindlichen Kernmassen umzingelt und nach tapferer Gegenwehr niedergehauen oder gefangen gemacht. Mit frohem Hurrahrufen brach jetzt das

preußische Fußvolk auf, drang in die geöffneten feindlichen Reihen ein, warf Alles vor sich nieder und kam bis nahe vor Leipzigs Thore. Ein Adler der kaiserlichen Garde, 47 Kanonen, 30 Munitionswagen und über 2000 Gefangene waren an diesem Tage die Siegesbeute des Blücherschen Heeres.

Den folgenden Tag durchlebte Napoleon, ohne etwas Bedeutendes vorzunehmen. Der große Kampf um Ehre, Krone und Ruhm hatten den Stolzen betäubt und in eine Art von Starrsinn gesetzt. Auch die Verbündeten verhielten sich größtentheils ruhig und benutzten die Zeit, die russische Heerabtheilung des General Bennigsen und die österreichische des Generals Colloredo an sich zu ziehen, und mit dem großen Heere zu vereinigen. Auch rückte die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, dem Blücher den angebotenen Tausch in der Stellung beider Armeen, als Zeit raubend, abgeschlagen hatte, nahe an den linken Hügel des schlesischen Heeres, um es gehörig zu unterstützen. Nur Blücher konnte nicht rasten. Der russische General Wasiltschikoff mußte mit zwei Husarenregimentern und mit Kosacken, die auf dem rechten Flügel der Franzosen aufgestellte Reuterei angreifen. Dieses geschahe mit solchem Nachdruck, daß die Franzosen geworfen und hinter der Linie ihres Fußvolks bis in die Vorstadt von Leipzig verfolgt wurden. Hier eingeholt, verloren sie viele Reuter, Soldaten und 5 Kanonen. Die Husaren nahmen das Geschütz und die Gefangenen in die Mitte und brachten sie zum schlesischen Heere, ungeachtet des starken Gewehr- und Geschützfeuers der feindlichen Linie, hinter deren Rücken dieses vorgefallen war.

An dem Morgen des entscheidenden 18ten Octobers versprach zwar der Kronprinz von Schweden, in einer Unterredung mit Blüchern, bei Taucha über die Parthe

zu gehen, verlangte aber von ihm eine Verstärkung von 30,000 Mann. Dieser, um keine Zeit zu verlieren, willigte ein, bedung sich aber, dieses Corps als Unterfeldherr selbst anzuführen. Auch bewerkstelligte er nicht den Uebergang über die Parthe bei Taucha, sondern bei Mockau, weil dieses leichter und mit vieler Zeitersparung ausgeführt werden konnte.

Napoleon hatte sein ganzes Heer in starke Vierecke aufgestellt und vorzüglich Marmonts Abtheilung beträchtlich verstärkt, um den kühnen Angriffen Blüchers kräftig widerstehen zu können. Dessenungeachtet wurden die Franzosen aus Mockau von Blücher und Langeron, welche hier mit ihren Kriegern die Parthe durchwatet hatten, geworfen und bis Schönfeld zurückgejagt. Jetzt beruhete Alles auf dem Besitz oder dem Verlust des Dorfes Schönfeld. Konnte dieses genommen werden, so war Leipzig erobert und Buonaparte völlig abgeschnitten. Deshalb wurde Marmont von dem Marschall Ney beständig mit frischen Truppen unterstützt. Dreimal wurde das Dorf von dem schlesischen Heere genommen und immer verlor es dasselbe wieder. Gegen Abend konnte der General Sacken durch Gohlis und das Rosenthal bis an die Leipziger Vorstädte dringen, und so das Marmontsche Corps von der Seite angreifen. Da wich es und zündete das Dorf an. Aber Langeron und St. Priest drangen zum viertenmal ein und hieben alle Feinde nieder. Marmont entfloh mit dem Ueberrest nach Leipzig. Doch Buonaparte eilte schnell mit einem starken Rückhalt von Garden und Geschütz auf Sacken los, der nur mit Mühe und nach erhaltener Verstärkung den Angriff abwehren und gegen Anbruch der Nacht den Feind nach Leipzig zurückwerfen konnte.

Mit gleichem glücklichen Erfolg hatten die übrigen

Verbündeten den Feind bis nach Leipzig gejagt. Nur durch starke Uebermacht war der österreichische Heerführer, Graf Giulay, genöthigt worden, die Straße nach Lützen und dem Rhein frei zu geben. Sogleich benutzte Buonaparte diesen errungenen Vortheil und ließ noch in der Nacht einen Theil des Heeres und des Gepäckes den Rückzug auf dieser Straße antreten. Sobald aber Blücher davon durch das große Heer der Verbündeten Nachricht erhielt, so schickte er noch vom Schlachtfelde den thätigen General von York nach Halle, und von da weiter nach der Saale und Unstrut, um den Franzosen den Weg nach Cassel und Wesel zu versperren und sie den Oesterreichern und Baiern *), unter Anführung des tapfern Wrede, zuzuweisen. Auch Kaiser Alexander wollte die Garden und Platow's Kosacken gleichfalls über die Elster gehen lassen, damit sie den Feind auf dessen linker Seite beunruhigen könnten; allein Mehrere hielten damals eine Verminderung des Hauptheeres für zu gefährlich.

Mit dem Anbruch des folgenden Morgens wurden die Franzosen in Leipzig angegriffen, ohne die von Buonaparte gemachten Vorschläge zur ungestörten Räumung der Stadt zu beobachten. Blücher ließ durch den General Sacken die Hallesche Vorstadt stürmen, und da dieser nach Eroberung der Verschanzungen nicht schnell genug das mit zwei Kanonen vertheidigte Hallesche Thor öffnen konnte, so mußte von dem Langeronschen Corps längs

*) Der König von Baiern war am 8ten October von dem Rheinbund abgegangen und mit dem Kaiser von Oesterreich in ein Bündniß getreten. Beider Monarchen Streitkräfte vereinigten sich hierauf, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen und dem deutschen Vaterlande Unabhängigkeit zu verschaffen.

der Parthe Verstärkung herbei eilen, wodurch die Einnahme des Thors endlich möglich gemacht wurde. In der Zwischenzeit hatte man angefangen, die Stadt vom Thonberge aus zu beschießen. Blücher aber untersagte es und gebrauchte dabei die menschenfreundlichen Worte: „Dort drinnen wohnen Leute, die denken wie wir; es wäre grausam, ihnen ein Uebel zuzufügen, das sie nicht verdient haben.“ Nur die stark verpallisadirten Stadtthore wurden aufgeschossen und die Stadt heftig bestürmt. Von Angstschweiß triefend, verließ Buonaparte gegen Mittag die Stadt. Zu seiner Sicherheit wurde eine Brücke über den tiefen Elster-Mühlgraben gesprengt, und dadurch den eiligst flüchtenden Franzosen das letzte Mittel der Rettung geraubt. Eine gräßliche Verwirrung entstand in der Stadt, die bald darauf von den Verbündeten erobert wurde. Um ein Uhr hielten die Monarchen ihren Einzug. Blücher empfing sie auf dem Marktplatz. Alexander umarmte ihn, nannte ihn laut den Befreier Deutschlands, und schenkte ihm, der schon alle russische Orden trug, einen goldenen Degen mit Brillanten besetzt. Vom Kaiser Franz erhielt er das Großkreuz des Marie-Theresen-Ordens, und König Friedrich Wilhelm dankte ihm mit Thränen in den Augen für den herrlich erfochtenen Sieg, und am folgenden Tage ernannte er ihn zum General-Feldmarschall durch folgendes schmeichelhafte Schreiben:

„Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag. Empfangen Sie einen neuen Beweis derselben durch die Ernennung zum General-Feldmarschall, und bekleiden Sie diese Würde recht lange, zur Freude des Vaterlandes

und als Vorbild für die Armee, die Sie so oft zu Ruhm und Sieg geführt haben." Leipzig, den 20sten Oct. 1813.

Friedrich Wilhelm.

Das Heer jubelte, als es die Nachricht von der Belohnung Vater Blüchers erhielt; denn Jeder erkannte sie für recht und Keiner beneidete ihn um die große Auszeichnung; ein seltner Fall und ein treues Zeichen des wahren Verdienstes.

Eine fürchterliche Niederlage hatten die Franzosen in der dreitägigen Völkerschlacht erlitten. Mehr als 30,000 Gefangene, worunter allein 23 Generale, nahe an 400 Kanonen, 28 Adler und Fahnen und Tausende von Wagen waren verloren gegangen. Kaum 90,000 Mann führte Napoleon aus Leipzig; auch diese Zahl verringerte sich täglich auf dem übereilten Zuge nach dem Rhein hin. — Der thätige Marschall Blücher ließ schnell die Brücken wieder herstellen, und schon am Tage der Eroberung Leipzigs zogen die Heerhaufen der Generale Langeron und Sacken dem fliehenden Feinde nach. Dieser ließ, um nur bald den Rhein erreichen zu können, Alles auf der Straße liegen, was er nicht in der Eile fortbringen konnte. Der Weg war mit Ermüdeten, Erkrankten, Sterbenden, versenkten Kanonen, zerschlagenen und verbrannten Wagen bedeckt. Eine solche Eile machte es auch nur möglich, sich den schnell verfolgenden Heeren zu entziehen. Schon war Buonaparte am 21sten October bei Weissenfels über die Saale gegangen und hatte die Brücke hinter sich abgebrannt, als York auf dem linken und Blücher auf dem rechten Saaluser ankam. Sogleich ließ der letztere eine Brücke auf derselben Stelle schlagen, wo Friedrich der Zweite vor der Schlacht bei Roßbach eine Floßbrücke hatte legen lassen. An beiden Brücken arbeitete ein und derselbe Zimmermann, da-

mals als Lehrjunge, jetzt als Werkmeister. Mochte der Bau der Brücke noch so sehr beeilt werden, so gewannen die Franzosen doch so viel Zeit, daß sie entwischen und auf das Unstrutthal zulaufen konnten.

Um diesen Fluß schneller zu erreichen, breiteten sie sich in mehrern Zügen aus, wurden aber von dem thätigen York, der rasch Querfurt besetzte, zusammengepreßt. Bei Nebra an der Unstrut holte Graf Henkel einen ihrer Züge ein, welcher die nach der Zeit des Waffenstillstandes gemachten Gefangenen von allen Völkern, etwa 4000 an der Zahl, worunter mehr als 100 Offiziere, nach Frankreich schleppen sollte. Dieser Zug wurde angegriffen, die Gefangenen befreiet und ihre Bedeckung gerieth nun selbst in Gefangenschaft. Die Franzosen gingen bei Freiburg über die Unstrut, doch bei diesem Uebergange überraschte sie Blücher, nahm ihnen mehr als 1000 Gefangene, 18 Kanonen und viele Wagen ab. Doch die Brücken waren abgebrochen und der 22ste October mußte zu ihrer Wiederherstellung verwendet werden; ein Aufenthalt, welchen Buonaparte benutzte, um sich der Verfolgung zu entziehen. Der Rückzug wurde so beschleunigt, daß sowohl das schlesische, als das große böhmische Heer nur selten mit den Spitzen der Heereszüge den feindlichen Nachtrab erreichen und ihm einige Gefangene abnehmen konnte.

So wälzte sich der französische Heerhaufen, von den leichten Truppen und den Kosacken umschwärmt (Czernitscheff machte mit Kosacken den Vortrab Buonaparte's) nach Hanau, schob hier durch Uebermacht den baierschen General Wrede auf die Seite, und ging bei Mainz über den Rhein. Mit frohem Jubel begrüßten die deutschen Kämpfer diesen alten väterlichen Strom. An seinem rechten Ufer sammleten sich in den letzten Monaten des Jahres 1813 die Heere der Verbündeten und bereiteten

den Uebergang vor. Des Fürsten von Schwarzenberg's Heer stand am Oberrhein, die schlesische Armee unter dem Marschall Blücher am Mittelrhein, und am Niederrhein ein Theil der Nordarmee unter Bülow's Anführung. Dieser war kühn in Holland eingedrungen und hatte seinen Bewohnern die Freiheit verschafft, den alten Regentenstamm nach einer neunzehnjährigen Abwesenheit auf den neuerrichteten Königsstuhl zu setzen.

Vergebens boten die verbündeten Monarchen dem französischen Beherrscher die Hand zum Frieden; er, der Besiegte, verwarf die billigsten Bedingungen, und wollte keine einzige Beschränkung seiner Macht sich gefallen lassen. Es wurde also der erste Tag des Jahres 1814 zum Uebergang über den Rhein festgesetzt. Willkommen war diese Nachricht allen Deutschen; denn jetzt hofften sie mit Gewißheit auf die Vereinigung mit den lange getrennt gewesenen Brüdern auf dem jenseitigen Stromufer. Welche heilige Liebe zum Vaterlande, welche frohe Hoffnung zum Siege damals alle Kämpfer beseelte, davon giebt uns Blücher in einem, zwei Tage vor dem Rheinübergang in Frankfurt am Main geschriebenen Briefe den besten Beweis. „Nach Frankreich gehe ich von hier, und den ersten Januar, mit Tages Anbruch passire ich mit der ganzen Armee den Rhein. Zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in diesem stolzen Strom alle Knechtschaft abwaschen, und als freie Deutsche wollen wir der großen Nation, die jetzt die fromme geworden ist, Gebiet betreten. Als Sieger, nicht aber besiegt, kehren wir zurück, und wenn der ehrenvolle Friede erkämpft ist, dann soll unser Vaterland uns dankbar empfangen. Wie wohl wird es uns thun, beim Rückkehren von Gattinnen, Vätern, Müttern, Kindern, Schwestern und Brüdern

mit Freudenthränen und sanften Händedrücken empfangen zu werden." u. s. w.

Seinen Kriegern empfahl er in einem, am 30sten December zu Frankfurt erlassenen Aufruf, die schonendste Behandlung der deutschen Brüder jenseit des Rheins: „Als Ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfere Soldaten der schlesischen Armee! mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich früher unterworfen hatte. Jetzt geht Ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Campagnen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. — Soldaten! den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und Leipzig darf ich nur den Tag des Ruhms zeigen, und ich bin des Erfolgs gewiß; allein ich habe Euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums versprochen, ich that es in Eurem Namen, — Ihr müßt es halten. — Ehre bringt den Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strengste Mannszucht sind seine schönste Zierde."

Am ersten Januar 1814 gingen die verbündeten Heere über den Rhein. Vom schlesischen Heere schifften um Mitternacht, mit dem Schlage Zwölfe, 200 Mann Brandenburgische Schützen bei Kaub über, und verjagten die überraschten Wachen vom Felsenufer. Sogleich folgten 4000 Mann, unter Anführung des Generals Hünerbein, auf Kähnen nach, Bacharach und Oberwesel wurde eingenommen und eine Schiffbrücke bei Kaub geschlagen, über welche die Heerabtheilung Yorks und am folgenden Tage diejenige des russischen Generals Langeron zog. Zu derselben Zeit ging der linke Flügel, unter

Sacken, bei Mannheim, und der rechte, unter St. Priest, bei Coblenz über den Rhein.

An die Bewohner des linken Rheinufers erließ Marschall Blücher am 1sten Januar folgenden Aufruf, um sie mit den gemäßigten Grundsätzen der Verbündeten bekannt zu machen: „Ich habe die schlesische Armee über den Rhein geführt, damit die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen hergestellt, damit der Friede errungen werde. — Der Kaiser Napoleon hat Holland, einen Theil von Deutschland und Italien dem französischen Reiche einverleibt; er hat erklärt, daß er kein Dorf dieser Eroberung herausgeben würde, selbst wenn der Feind auf den Höhen von Paris erschiene. — Gegen diese Erklärung, gegen diese Grundsätze marschiren die Armeen aller europäischen Mächte. Wollt Ihr diese Grundsätze vertheidigen? Wohlan! so tretet in die Reihen Napoleons und versucht Euch im Kampfe gegen die gerechte Sache, die die Vorsehung so augenscheinlich beschützt. Wollt Ihr es nicht, so findet Ihr Schutz bei uns. Ich werde Euer Eigenthum sichern."

Auf dem linken Rheinufer war Blücher überall willkommen; denn mit seinem Erscheinen hörte der drückende Handelszwang auf, der beide Stromufer gewaltsam trennte. — Die Verbündeten fanden unerwartet geringen Widerstand. Binnen vier Tagen war das Land zwischen Mannheim und der Mosel vom schlesischen Heere besetzt. Die Streitkräfte, über welche Buonaparte zu gebieten hatte, waren zwar groß, aber sie konnten bei aller Anstrengung nicht so schnell entwickelt werden, als es die Noth verlangte. Mit den über den Rhein zurückgeführten Heerestrümmern und mit den in Frankreich neu ausgehobenen Soldaten, sollte er eine dreifache Kette von Festungen hinlänglich besetzen, den Angriffen dreier gro-

ßen, von Mitternacht hereindringenden Heere kräftigen Widerstand leisten, das Heer in Italien verstärken und Süd-Frankreich gegen Engländer und Spanier vertheidigen. Mochte er noch so thätig seyn, mochte er die härtesten, drückendsten Maßregeln zur Erreichung seines Zwecks ergreifen, so war es doch nicht möglich; denn es fehlte an Zeit. Daher der geringe Widerstand, auf den anfänglich die Verbündeten stießen. Aber auch sie mußten einen großen Theil ihrer Streitkräfte zersplittern, um eroberte Provinzen und Städte zu besetzen, um die vielen Festungen zu umzingeln und die darin liegenden Feinde unschädlich zu machen. Je rascher und je weiter sie in Frankreich vordrangen, desto geringer wurde ihre Kraft, so große Verstärkungen sie auch aus dem frei gewordenen Deutschland erhielten. Gleich nach dem Rheinübergang mußte Blücher das Corps des General Langeron, zur Einschließung des stark befestigten Mainz, zurücklassen, und wie er die Franzosen vor sich her trieb, über die Saar setzte und in Lothringen eindrang, da sollten Luxemburg, Thionville, Metz, Verdun, Longwy u. s. w. eingeschlossen werden. Dadurch wurde sein Heer so geschwächt, daß sich mit demselben das zweite preußische Armeecorps, unter Anführung des berühmten Helden Kleist von Nollendorf, vereinigen mußte.

Buonaparte's Anhänger hatten in Frankreich die verbündeten Krieger als blut- und raubgierig geschildert, die nur kämen, um gefühllos durch Plünderung und Grausamkeit Rache zu nehmen für die erlittenen Drangsale in ihrem Vaterlande. Blücher suchte, sobald sein Heer den altfranzösischen Boden betrat, die Einwohner zu beruhigen. „Franzosen! Laßt Euch nicht durch verläumderische Gerüchte betrügen, von Uebelgesinnten ausgestreuet; sehet in den Heeren der verbündeten Monar-

chen nur Freunde der Menschheit, deren einzige Feinde die Feinde des Friedens sind. — Eure Verwandte, Eure Freunde, Eure Brüder, Eure Kinder kriegsgefangen auf fremdem Boden, vereinigen ihre Wünsche mit den unsrigen, für einen Frieden, dessen erste Wohlthat seyn wird, sie in den Schooß ihrer Familien zurückzuführen." — — Und als er mit seinem Hauptquartier am 16ten Januar in Nancy, die Hauptstadt Lothringens, einrückte, und ihn der Gemeinderath mit einer zierlichen Rede empfing, da antwortete er: „Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorsehung unsere Waffen auf Frankreichs Boden geführt. Ganz Europa ist durch die unersättliche Ehrsucht desjenigen, der Frankreich seit vierzehn Jahren unumschränkt beherrschte, endlich aus seiner falschen Sicherheit geschreckt. Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themse, des Tago sind ausgewandert und stehen jetzt auf dem Gebiet des einst so glücklichen Frankreichs. Viele dieser Völker waren einst mit Freundschaft und Anhänglichkeit Frankreich zugethan; alle sind nun dessen Feinde geworden, und wodurch? durch den Alles umstürzenden Ehrgeiz eines Einzigen. — — Gott hat endlich ein strenges Gericht gehalten und 600,000 Franzosen in zwei Feldzügen von der Erde vertilgt. Arme, beklagenswürdige Opfer der unermeßlichen Ehrsucht eines Herrschers, verschwenderisch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling ist. — — Oft haben wir den Frieden angeboten; gern hätten wir ihn mit großen Opfern erkauft; übermüthig wurden wir abgewiesen. Wir müssen ihn nun, mit den Waffen in der Hand, auf Eurem Gebiet und wenn es so seyn soll, selbst in Eurer Hauptstadt suchen. — — Es thut mir leid, Euch nicht alle Lasten ersparen zu können, die der Krieg unvermeidlich mit sich führt. Was ich zu deren Erleichterung beitragen kann,

soll geschehen. Wir wollen Euch nicht die Verheerungen vergelten, die Eure Heere in unserm Lande angerichtet haben, und nicht dafür Rache nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, die ihn so gern verewigen möchten."

In und um Nancy befanden sich viele spanische Kriegsgefangene, und unter ihnen ein General und dreißig Offiziere. Bei dem schnellen Abzuge der Franzosen waren sie vergessen und zurückgelassen worden. Blücher ließ ihnen die Wahl, ob sie über Holland und England ins Vaterland zurückkehren, oder bei dem schlesischen Heere den verhaßten Feind bekämpfen wollten. Nur wenige Reuteroffiziere wählten das erstere, alle übrige baten um Waffen. Es wurde ein Bataillon von diesen Spaniern errichtet, die durch große Tapferkeit sich auszeichneten und nach der Einnahme von Paris ehrenvoll in ihr Vaterland entlassen wurden.

Um mit dem großen Heer des Fürsten von Schwarzenberg in Verbindung zu kommen, hatte Blücher bis Nancy die Richtung von Norden nach Süden genommen. Von dieser Stadt aber ging er von Morgen nach Abend, auf der geraden Straße nach Paris, durch Ligny und Vitry. Schwarzenberg, der eben dahin, aber mehr südlich auf Bar-sür-Aube zog, war auf seiner linken Seite nicht gehörig gedeckt und konnte durch den Marschall Augerau, dem Südfrankreich zu Gebote stand, angegriffen und im unglücklichen Falle von der Schweiz und seinen Hülfsquellen abgeschnitten werden. Deshalb mußte Schwarzenberg langsam und behutsam vorrücken. Blücher hingegen wurde links von dem Hauptheere der Verbündeten und rechts von dem Nordheere des Kronprinzen von Schweden gedeckt, und konnte zu einem derselben in Unglücksfällen seine Zuflucht nehmen. Auf diesen

Schutz sich verlassend, wagte er sich weit voraus und ertrug die wüthendsten Anfälle, welche der kriegserfahrene Buonaparte vorbereitet hatte.

Auch von Nancy aus war Blücher mehrere Tagemärsche vorausgeeilt, und mit den äußersten Spitzen seiner Heerzüge schon in die Marne- und Seinethäler eingedrungen, ohne bedeutenden Widerstand anzutreffen. Endlich hatte Napoleon ein Heer von 80,000 Menschen zusammengebracht und war am 26sten Januar von Paris nach Chalons an der Marne gegangen, um über den ihm so verhaßten und gefährlichen Marschall Blücher herzufallen. Dieser aber wich in südlicher Richtung aus und suchte sich dem großen Heere Schwarzenbergs zu nähern. Doch in Brienne wurde er am 29sten Januar angegriffen, welchen Ort der General Olsuffief bis spät in die Nacht vertheidigte.

Um den Grafen von Pahlen zu überflügeln, hatte Napoleon von seinem linken Flügel die beste Reuterei genommen und sie nach dem rechten hingezogen. Pahlen aber ging schnell durch Brienne und vereinigte sich bei La Rothiere mit Sacken. Blücher bemerkte, daß Napoleon vergaß, die weggenommene Reuterei auf den linken Flügel zurückzuschicken. Sogleich stellte er sich an die Spitze der vereinigten Reuterei Pahlens und Sackens, fiel mit einbrechender Nacht den französischen linken Flügel an, brachte ihn in Unordnung und eroberte 12 Kanonen, von denen aber, wegen Mangel an Bespannung, vier Stück nicht weggebracht werden konnten. Unterdessen hatten die Franzosen zwar auf dem rechten Flügel Brienne durch Sturm genommen, wurden aber darin von dem Sackenschen Corps hart bedrängt und mußten es zuletzt, um 11 Uhr in der Nacht, räumen, ungeachtet Buonaparte diese Stadt seines ersten Jugendunterrichts anzünden ließ.

Blücher näherte sich am folgenden Tage mehr dem großen Schwarzenbergischen Heere.

Sobald er aber von demselben durch die Heerabtheilungen des Feldzeugmeisters Grafen Giulay und des Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg verstärkt, auch die russischen Grenadiere zu seiner Unterstützung angelangt waren, so beschloß er, am 1sten Februar die erste Hauptschlacht auf altfranzösischen Boden zu liefern. Diese war um so merkwürdiger, da hier zum erstenmal die beiden erbittertesten Gegner, Blücher und Buonaparte, gegen einander kämpften, und Jeder Alles aufbot, um Sieger zu bleiben, und so der Welt den Beweis seiner größern Geschicklichkeit darzulegen. Bei Blüchers Heer waren die drei verbündeten Monarchen angekommen, um durch ihre Gegenwart den Muth der Soldaten noch mehr zu entflammen.

Der Kronprinz (jetzt König) Wilhelm von Würtemberg eröffnete mit dem General Sacken die Schlacht, indem er auf La Rothiere vordrang. Mit der fürchterlichsten Wuth wurde um den Besitz dieses Orts gekämpft. Der Kronprinz warf Alles, was vor dem Orte stand, eroberte 32 Kanonen; aber den Ort selbst zu nehmen, das vermochte er nicht, selbst dann nicht, als er noch mit einer russischen Grenadier-Brigade verstärkt wurde. Da nahm Blücher einen starken Heerhaufen und stürmte auf den Ort ein. Ein fürchterliches Feuer empfing ihn, dicht bei ihm wurde ein Kosack erschossen; aber Alles dieß nicht achtend, ging es immer vorwärts und — La Rothiere ward genommen. Dem fliehenden Feinde fiel der Kronprinz in die Seite und nahm ihm noch fünf Kanonen ab. Jetzt kam Napoleon mit seinen Garden. Dreimal ließ er stürmen und dreimal wurde der Sturm von den russischen Grenadieren muthig zurückgeschlagen, und La

Rothiere, mit einem Wall von Leichen umschanzt, blieb in den Händen der Verbündeten. Während der Zeit hatte der baiersche General Wrede das Dorf Chaumeil durch Sturm genommen und sich so lange gegen das heftige Feuer der französischen Garde-Artillerie darin gehalten, bis ihm der Kronprinz von Würtemberg zu Hülfe eilen konnte. Mit diesem vereinigt, ging er zum Angriff über, und die Franzosen wurden zur Flucht gezwungen. Endlich um Mitternacht konnte auch Graf Giulay auf dem rechten Flügel der Franzosen sich in Dienville halten, auf das er sechsmal vergebens angestürmt hatte; und mit diesem Ort war der vollständigste Sieg auf französischem Boden gegen Napoleon errungen. Vergebens hatte dieser Alles aufgeboten, den Sieg zu sich herüberzuziehen, vergebens sich an allen Orten an die Spitze gestellt, nicht den Tod gescheuet, nicht die mehrmalige große Gefahr, gefangen genommen zu werden; alles dieses half nichts, die Schlacht war für ihn verloren und seine herrlich ausgedachten Plane, seine höchsten Anstrengungen vereitelte Blüchers Entschlossenheit und der Muth seiner Mitkämpfer. Eine große Menge Wagen, 73 Kanonen und 4000 Gefangene waren die Früchte dieses herrlichen Sieges.

Abermals wurde der Zug auf Paris angetreten. Fürst Schwarzenberg rückte langsam im Seinethale vor, Blücher aber vereinigte sich mit dem General York und zog längst der Marne hin. Dadurch wurde die Verbindung des schlesischen Heeres mit dem großen Heere unterbrochen, welches große Nachtheile herbeiführte. York warf am 3ten Februar die vereinigten Heerabtheilungen der französischen Feldherren Macdonald, Sebastiani, Arighi und Excelmann, beschoß Chalons für Marne und eroberte diese wichtige Stadt. Voll brennender Begierde, Paris

zu erobern, zog das Heer weiter, und am 10ten Februar stand es schon von Vertûs über Chateau Thierry bis La Ferté an der Jouarre, zehn Meilen von Paris, hinaus. Es hatte sich, der schlechten Wege und der Lebensmittel wegen, sehr ausgedehnt, und nahm eine Fläche von dreißig Stunden ein. Sacken stand voran bei La Ferté, York folgte drei Meilen rückwärts bei Schloß Thierry und Blücher mit Kleist sechs Meilen zurück bei Vertûs.

Buonaparte hatte sich wieder bis auf 100,000 Mann verstärkt, indem er von der Armee gegen Spanien 30,000 alte Soldaten, hauptsächlich viel Reuter, und 20,000 Mann neu ausgehobener Menschen an sich gezogen hatte. Mit dieser starken Macht schob er sich schnell zwischen Blüchers und Schwarzenbergs Heere ein und fiel über die einzelnen Abtheilungen des erstern her. Bei Champ-Aubert griff er am 10ten Februar die 4000 Mann starke Nachhut des Sackenschen Corps an, nahm ihren Anführer, den General Alsusiew, mit einem Theil der Mannschaft, nach hartnäckiger Gegenwehr, gefangen und tödtete einen andern Theil. Nur 1600 Mann entkamen zu Blücher. Zwar eilte Sacken dem Alsusiew zu Hülfe, gerieth aber am 11ten Februar bei Montmirail in einer sumpfigen durchschnittenen Gegend in große Gefahr. York, davon benachrichtigt, verließ seine sichere Stellung hinter der Marne und kam seinem bedrängten Waffengefährten zu Hülfe. Beide vereinigt, zogen sich, von den Franzosen hart verfolgt, bei Schloß Thierry über die Marne auf Chalons zurück. Ueber eine schwache, schnell geschlagene Brücke mußte der Flußübergang mit dem schweren Geschütz bewerkstelligt werden. Brach sie, so war das Heer verloren. Sie beugte sich zwar unter der schweren Last, krachte, brach aber nicht. Und Alles ging

rasch hinüber. Nur 4000 Mann waren auf diesem gefährlichen Zuge verloren gegangen.

Um den Waffengefährten Rettung zu verschaffen, brach Blücher am 13ten mit allen seinen Soldaten von Vertus auf, trieb den ihn beobachtenden Marschall Marmont vor sich her und suchte die Marne zu erreichen. Allein kaum gewahrte dieß Buonaparte, so ließ er von der Verfolgung des York und Sacken ab, und verstärkte den Marmont mit den Garden und einem großen Haufen Reuterei. Nun entstand für Blüchern beim Dorfe Joinvilles große Gefahr. Schon waren sechs Kanonen bei der Vorhut genommen und konnten nur durch einen beherzten Angriff des General Ziethen und des Obersten Blücher (Sohn des Feldmarschalls) wieder erobert werden. Marschall Blücher stellte sein Fußvolk in Colonnen und Vierecke, und zog nun auf der Kunststraße nach Chalons langsam hin. Jede Colonne, jedes Viereck wurde auf diesem Zuge ununterbrochen und mit Geschütz beschossen. Oft drängte sich die feindliche Reuterei zwischen die Vierecke und versuchte einzuhauen, wurde aber jedesmal zurückgeworfen. Selbst in das Gefolge des Feldmarschalls stürmten mehrmals feindliche Reuter ein, die Generale und Offiziere mußten sie wieder mit den Degen vertreiben. So ging der Zug auf Etoges zu. Vor diesem Ort liegt ein kleines Gehölz, in welches sich gegen Abend die feindliche Reuterei gezogen hatte und auf den Fang lauerte. Als die Preußen sich auf der Kunststraße näherten, da brachen die Reuter ungestüm hervor und wollten jene dem hart verfolgenden Buonaparte zutreiben. In dieser großen Gefahr ordnete Blücher und die übrigen Feldherren ruhig den Angriff an, und schlugen glücklich den feindlichen Reuterhaufen zurück. Am meisten half die geschickte Stellung des Geschützes durch den Prinzen

August von Preußen *). Ihm gelang es auch nachher, den Angriff der Reuter auf das Gepäck und den Nachtrab zurückzuweisen. Aufgebracht über den großen Schaden, welchen die preußischen Kanonen verursachten, suchten die Franzosen den Prinzen durch Granaten aus seiner Stellung zu verdrängen. Allein mitten zwischen den zischenden und zerplatzenden Kugeln stand ruhig der Prinz und verwies seinem Leibarzt, der zur schnellen Entfernung mahnte: „Viel besser ist es, hier zu sterben, als gefangen zu werden." Und ein günstiges Geschick belohnte seinen Muth. Unversehrt blieb der Prinz, und in dunkler Nacht kam Blücher mit dem Heere bei Etoges an; nur der Nachtrab ging verloren.

Auch dieser Ort war stark mit Franzosen besetzt und mußte in der dichsten Finsterniß gestürmt und mit dem Bayonnet vom Feinde gereinigt werden, ehe der Soldat an etwas Ruhe denken konnte. Dem Feinde, vom kräftigen Verfolgen durch große, auf den Weinbergen weit herum angezündete Wachtfeuer abgehalten, entzog sich Blücher dadurch, daß er noch vor Tagesanbruch über die Marne ging. Jetzt war Blücher gerettet; denn an diesem Tage (15ten Februar) fiel ein vom Fürsten Schwarzenberg über die Seine gesandtes Hülfscorps, unter Anführung des Kronprinzen von Würtemberg und der Generale Wrede und Wittgenstein, in den Nachtrab Buonapartes. Dieser, hierüber aufgebracht, ließ Blüchern fahren, wandte sich und griff am 17ten die Generale Wrede und Wittgenstein mit solchem Ungestüm an, daß sie nur

*) Aelterer Bruder des Prinzen Ludwig Ferdinand, welcher im Jahr 1806 bei Saalfeld als Held sein Leben dem Vaterlande zum Opfer brachte.

mit bedeutendem Verlust über die Seine zurückkommen konnten.

Alle diese Unfälle und die Nähe Buonapartes bewogen den Fürsten Schwarzenberg, dessen Vortrab schon in Fontainebleau, unweit Paris, angekommen war, umzukehren und zu suchen, sich mit Blüchern zu vereinigen. Mit Widerwillen enschloß sich der letztere dazu; denn er hatte schon am 17ten das ganze schlesische Heer bei Chalons vereinigt und beträchtliche Verstärkungenan sich gezogen, so daß er im Begriff war, wieder vorzudringen, und dem großen Heere der Verbündeten Luft zu machen. Buonaparte hatte sich nämlich dem letztern mit großen Streitkräften genähert, und machte den angetretenen Rückzug sehr gefährlich. Nur dadurch wurde er auch möglich gemacht, daß der Kronprinz von Würtemberg mit 12,000 Mann die Brücke bei Montereau gegen 60,000 Franzosen einen ganzen Tag hindurch vertheidigte und so den Uebergang des Feindes verzögerte. Dadurch gewann der Fürst Schwarzenberg Zeit, sein Heer zu sammeln und den Rückzug anzutreten. Wäre der Kronprinz überwältigt worden; dann war das große Heer der Verbündeten in der höchsten Gefahr, schon hatte Augereau den österreichischen Feldherrn Bubna zurückgeworfen, und drohete in die Schweiz einzufallen.

Unerwartet war Blücher am 21sten Februar bei Mery an der Seine angekommen, hatte Wittgensteins Heer von den Angriffen Buonapartes los gemacht und deckte nun den Rückzug des großen Heeres längst der Aube. Mit der größten Ungeduld wünschte er, daß Schwarzenberg Halt machen und eine Schlacht wagen sollte. Schon hatte er den General Boyer über die Seine durch die brennende Stadt Mery und über die angezündete Brücke geworfen, und war dabei leicht am

Fuß verwundet worden; schon wollte er sich mit den aus Holland vordringenden Abtheilungen der Nordarmee vereinigen und dann wieder auf Paris losmarschiren, aber immer weiter zog sich der Fürst von Schwarzenberg nach der Marne auf Chaumont und Langres zurück. Da konnte es Blücher nicht länger ertragen. Ungeduldig schrieb er am 22sten Februar aus Mery an seinen König und an den Kaiser Alexander, und stellte ihnen das Nachtheilige eines längern Rückzuges offen und wahr vor, indem dadurch das französische Volk sich von seinem Schrecken erholen und zu den Waffen greifen, das verbündete Heer aber muthlos werden und in den ausgesogenen Gegenden an Allem Mangel leiden würde; endlich gewönne auch Napoleon wieder in der öffentlichen Meinung und vermehre seinen Anhang. Dieses Schreiben bewirkte, daß im großen Kriegesrath zu Troyes (am 25sten Febr.) beschlossen wurde, daß zwar das große Heer noch einige Tage hindurch langsam den Rückzug fortsetzen sollte, um Buonaparten noch weiter von Paris abzuziehen; Blücher aber erhielt die Freiheit, wieder nach der Marne aufzubrechen, sich mit der Nordarmee in Verbindung zu setzen und dann auf Paris loszugehen. Zugleich bekam Bubna von dem großen Heere der Verbündeten eine Verstärkung von 50,000 Mann, um den Marschall Augerau ins südliche Frankreich zurückzutreiben, wo Wellington mit den Engländern und Spaniern reißende Fortschritte machte.

Frohen Muthes ging Blücher wieder der Marne zu, immer die 25,000 Franzosen des Marmont und Mortier vor sich her jagend. Beide feindliche Anführer flohen über die Marne und suchten hinter derselben jeden Uebergang abzuwehren. Kaum erfuhr Buonaparte, daß der unermüdliche Greis abermals vorwärts dringe und nur we-

nige Meilen von Paris entfernt sey; so ließ er 30,000 Mann gegen Schwarzenberg stehen, eilte mit den übrigen 80,000 Mann hinter Blüchern her und brachte ihn durch diese Geschwindigkeit in große Gefahr. Blücher, um sich zu retten, ging rasch vorwärts und bedrohete Meaux, fünf Meilen von Paris. Marmont, in dessen Rücken diese Stadt lag, glaubte sich von Paris abgeschnitten, verließ die Marne, um die Stadt und seine Verbindung mit ihr zu sichern. Das wollte Blücher; in der größten Geschwindigkeit setzte er (am 28sten Febr.) bei La Ferté sous Juarre über die Marne. Doch durch diesen glücklichen Uebergang ward er noch nicht gerettet. Der thätige Buonaparte ging am 1sten März gleichfalls über diesen Fluß und trieb das Blüchersche Heer so gewaltsam der reißenden Aisne zu, daß der Nachtrab desselben sich kaum der französischen Angriffe erwehren konnte.

Die Aisne konnte ohne Nachtheil nur in Soissons überschritten werden; aber dieser mit hohen Mauern, Thürmen und tiefen Gräben befestigte Ort war mit 1200 tapfern Polen besetzt, welche Brücke und Stadt vertheidigten. Jetzt schien Blücher verloren zu seyn; doch unvermuthet kam ihm Hülfe. Von der Nordarmee waren die Eroberer Hollands, die Feldherren Bülow und Winzingerode, bis Laon vorgedrungen, hatten am 26sten Februar die wichtige Feste La Fere mit unermeßlichen Vorräthen in ihre Gewalt bekommen, und rückten, von der Lage Blüchers unterrichtet, vor Soissons. Nach einer heftigen Kanonade gelang es dem geschickten Unterhändler, Rittmeister von Martens, (am 2ten März) den Befehlshaber der Festung, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, zur Uebergabe zu bewegen. Kaum war am folgenden Nachmittag die Stadt übergeben worden, so kam auch

schon der Vortrab des Blücherschen Heeres an, das nun am 4ten in der größten Sicherheit über die Brücke zog.

Buonaparte wüthete, als er sich seine sichere Beute entrissen sah. Er trieb die Marschälle Marmont und Mortier nach Soissons, um diese Stadt am 5ten und 6ten zu stürmen und Blüchers Heer aufzuhalten. Dieses, durch die erhaltenen Verstärkungen an 100,000 Mann stark geworden, zog langsam nordwärts nach den niederländischen Gränzen hin. Aber schon hinter Laon hörte der Rückzug auf und am 9ten kam es zur Schlacht.

Den Mittelpunkt des französischen Heeres befehligte Napoleon selbst, den rechten Flügel Marmont und den linken Ney. Napoleons Absicht war, Blüchers linken Flügel, wo York und Kleist standen, zu werfen, die Straße nach den Niederlanden zu gewinnen und das verbündete Heer von seinen Hülfsquellen abzuschneiden. Um aber diesen Plan meisterhaft zu verstecken, wurde am Schlachttage, des Morgens um drei Uhr, der rechte Flügel, aus den russischen Heerabtheilungen der Feldherren Langeron, Sacken und Winzingerode zusammengesetzt, und die Mitte unter Bülow heftig angegriffen, indem nämlich die Franzosen suchten, die vorliegenden Dörfer und den Felsen von St. Vincent, der die ganze Ebene beherrscht, im Sturm wegzunehmen. Der Versuch mißlang und die Angreifenden wurden in ihre alte Stellung zurückgewiesen.

Blücher und Gneisenau aber durchschaueten bald den feindlichen Plan. Eilends wurde Sacken und Langeron vom rechten Flügel gezogen und damit der linke verstärkt. Gegen Mittag erfolgte auch hier ein heftiger Angriff. Marmont und Arighi suchten das Dorf Athis, den Stützpunkt des linken Flügels, in ihre Gewalt zu bekommen. Mit funfzig Kanonen feuerten sie so lange in das Dorf hinein, bis es brannte. In dem darauf gewagten Sturm

gerieth die Hälfte des Dorfs und der daran stoßende waldige Hügel in den Besitz der Franzosen, worin sie sich bis zum Einbruch der Nacht behaupteten. Das Kanonenfeuer hörte auf, die Lagerfeuer wurden angezündet und die Abendmahlzeit bereitet. Sie hofften am folgenden Tage, wenn Mortier mit ansehnlicher Verstärkung gekommen wäre, ihren Plan vollends auszuführen.

Gegen Abend kamen im Heere der Verbündeten Langeron und Sacken mit den Russen an. Blücher beschloß, die Feinde im Dunkel der Nacht zu überfallen. Der stets tapfere und vorsichtige Prinz Wilhelm, Bruder des Königs von Preußen, sollte den Waldhügel erstürmen; York und Kleist aber das Dorf Athis einschließen, mit der Reuterei mußte Ziethen auf einem Umweg jenseit des Gehölzes reiten, und sich quer über die Straße nach Rheims aufstellen. Nachdem Alles angeordnet war, griff Prinz Wilhelm an. Das Schießen hatte er verboten, deshalb drangen die Soldaten mit gefälltem Bayonnet den Hügel im Sturmschritt hinauf. Dreißig bespannte Kanonen, nur einmal abgeschossen, wurden genommen. Jetzt entstand ein fürchterliches Gemetzel. Kleist griff längst dem Busche die Franzosen von der Seite an, York eroberte das brennende Dorf und warf einen eben angekommenen Heereszug des Mortier über den Haufen. In der höchsten Verwirrung floh Alles auf die Straße nach Rheims, wo im gräßlichen Dunkel die Reuterei einhieb und zertrat. Dadurch stieg die Verwirrung auf den höchsten Punkt. In der Dunkelheit konnte Keiner erkennen, ob er Feinde oder Freunde vor sich hatte. Nur auf den Schall der Hörner und der Trommeln fanden sich die Preußen zusammen; aber eben dieser Ton war auch für die Franzosen das Zeichen zu fliehen, und sich in Hohlwegen und Gehölzen zu verbergen. Abends um neun

Uhr war der französische rechte Flügel vernichtet, und hatte die Hälfte seiner Mannschaft und 46 Kanonen eingebüßt. Die Verbündeten ließen sich das Abendessen wohlschmecken, was die Franzosen zubereitet hatten.

Um den rechten Flügel der weitern Verfolgung zu entziehen, und um den großen Verlust weniger nachtheilig zu machen, griff Buonaparte am frühen Morgen den Felsen von St. Vincent an. Aber hinter Hügeln aufgestelltes Geschütz durchbrach jedesmal mit Kartätschen die Haufen der Anstürmenden, so oft diese sich auch erneuern mochten. Endlich sammelte Buonaparte gegen Abend seine besten Soldaten und suchte den Felsen zu nehmen; aber auch dieser letzte heftige Angriff wurde abgeschlagen. Und in der Nacht flohen die Franzosen vom Schlachtfelde, wobei die Flammen von Laons Vorstädten und vielen Dörfern den Weg erleuchteten. So hatte Blücher den zweiten großen Sieg seinem kriegserfahrenen Gegner, auf französischem Boden abgewonnen, und ihm einen Schaden von 90 Kanonen und 20,000 Menschen zugefügt.

Am 12ten März wurde auch Rheims durch den russischen General St. Priest erobert. Doch mußte derselbe schon am folgenden Tage seine Eroberung wieder hergeben, da er mit solcher Uebermacht angegriffen wurde, daß er 11 Kanonen und 2000 Menschen verlor. Er selbst wurde dabei schwer verwundet.

Während der alte Marschall Blücher große Gefahren rühmlich bestand und einen herrlichen Sieg erfocht, war das große Heer der Verbündeten im Seinethal wieder vorgerückt, hatte Troyes genommen und bedrohete Arcis an der Aube. Doch jetzt trat bei diesem Heere, um der Friedensunterhandlungen zu Chatillon willen, eine Waffenruhe von beinahe zwei Wochen ein. Auch die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden stand in der Zeit

ruhig in den Niederlanden. Diese Ruhe benutzte Buonaparte, um den Landsturm im Rücken der verbündeten Heere einzurichten, und durch ihn die größte Unsicherheit hervorzubringen. Blücher verlangte, nach dem Siege bei Laon, durch einen gedruckten Tagesbefehl von den Franzosen, sich des kleinen Bürger- und Bauernkrieges zu enthalten. „Bisher habe ich noch nicht, wie ich hätte thun sollen, die Gewaltthaten, welche die Einwohner einiger Städte und Dörfer gegen Couriere und einzelne Soldaten der Armeen sich haben zu Schulden kommen lassen, bestraft, weil ich hoffe, meine Nachsicht werde Euch vermögen, zu Eurer Pflicht zurückzukehren. Doch kündige ich Euch an, daß ich von heute ein strenger Richter seyn werde, und daß die Städte und Dörfer, deren Einwohner die Waffen ergreifen, unsere Soldaten mißhandeln und sich unsern militairischen Maßregeln widersetzen, den Flammen übergeben werden sollen; so schmerzlich es auch für mich ist, Unschuldige mit den Schuldigen zugleich strafen zu müssen. — Wir wollen nichts anders, ich wiederhole es Euch, als Europa's Frieden und Ruhe. Die Unterhandlungen zu Chatillon, werden sie einst bekannt, sollen Euch beweisen, daß allein Euer Herrscher es ist, der im Widerspruche mit dem, was er Euch vorspiegelt, immer neue Hindernisse in den Weg legt." — — Noch bestimmter drückt sich Blücher in der Erzählung des Sieges bei Laon aus, die er allenthalben im Norddepartement anschlagen ließ — — „Einige Bauern, irre geleitet durch die Proclamationen Napoleons, haben die Waffen gegen die Verbündeten ergriffen, und auf sie geschossen. Das in Brand gesteckte Dorf Athis, wovon Napoleon selbst Zeuge war, hätte ihn belehren sollen, welchen Züchtigungen er die Franzosen durch Proclamationen aussetzt, die sie zu militairischen Vertheidigungen auffordern. —

Die Alliirten haben große, grausame Leiden auszugleichen und zu rächen; sie wollten sie vergessen, sie wünschten es. Will denn der irre geführte Franzose dem russischen Krieger die Verheerungen seines Vaterlandes ins Gedächtniß rufen? Will er, daß diese aufgereizte Nation das schreckliche, das furchtbare Recht der Wiedervergeltung ausübe?" — —

Endlich wurde man müde, auf die überspannten Foderungen des französischen Kaisers weiter zu achten, und die Friedensunterhandlungen zu Chatillon wurden am 15ten März abgebrochen. Zur großen Freude der Soldaten, sollte nun der Degen entscheiden, was die Feder nicht hatte ausführen können. Jetzt rückte Fürst Schwarzenberg rasch vor; seine Plänkler streiften zwölf Stunden von Paris. Um sich dieses gefährlichen Gegners zu entledigen, ließ Buonaparte den Marschall Blücher, der Soissons eingeschlossen hatte, durch Marmont und Mortier beobachten, nahm seine besten Truppen und wollte damit unvermuthet das bei Arcis weit ausgedehnte Heer Schwarzenbergs überfallen. Dieser aber, durch Kosacken von der Ankunft des Feindes benachrichtiget, zog in der größten Geschwindigkeit seine Heerabtheilungen im Aubethale, zwischen Troyes und Brienne, zusammen und griff am 22sten März Arcis an. Eine blutige, zweitägige Schlacht begann, in welcher von beiden Seiten mit der größten Anstrengung gekämpft wurde. Aber am zweiten Tage, Nachmittags, verläßt Buonaparte eilends den Kampfplatz; denn der furchtbare Blücher ist da. Schon werden Czernitscheffs Kosacken, der Vortrab Blüchers, mit Jubelgeschrei von ihren Waffenbrüdern beim Heere Schwarzenbergs empfangen.

Aber nicht auf seine Hülfsquellen in Paris zog sich Buonaparte zurück. Die entgegengesetzte Richtung nach

der Marne zu, auf Vitry und Verdun, schlug er ein, um seinen Feinden im Rücken den Untergang zu bereiten, den Rhein und die Schweiz zu bedrohen und sich selbst das unangenehme Schauspiel zu ersparen, von Blüchern auf Paris zurückgetrieben zu werden. Dieser verwegene Entschluß gereichte ihm zum größten Verderben. Nur bis Vitry wurde er verfolgt, dann ließ man ihn ruhig ziehen und von 10,000 Kosacken und Reutern, und 50 Stück reitender Artillerie, unter Czernitscheff und Winzingerode, beobachten und langsam verfolgen. Jetzt beschlossen die hohen Verbündeten, auf Paris zu gehen. Kaiser Franz blieb mit einer starken Heerabtheilung in Dijon als Rückhalt und zur Verbindung mit den übrigen Heeren in Frankreich. Unter Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm traten die übrigen Heerabtheilungen den Zug auf Paris an. Groß war die Freude der Krieger, als ihnen diese Nachricht mitgetheilt wurde. In hehrer Begeisterung ertrugen sie Mangel aller Art, achteten nicht die schlechtesten Wege, ihr Streben war nur die Eroberung Paris.

Schwarzenberg führte sein Heer auf Sezanne, Blücher das seinige mehr nördlich auf Montmirail. Jenes stieß auf die Heerhaufen Mortier's und Marmonts, die sich mit ihrem Kaiser vereinigen wollten, nahm ihnen 35 Kanonen und viele Gefangene ab, und trieb sie auf Blüchers Heer. Dieses jagte sie wieder auf beschwerlichen Umwegen nach Paris zurück. Noch übler erging es dem General Pactod, der einen großen Wagenzug mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen seinem Kaiser zuführen wollte. Durch die persönlichen Anordnungen der beiden verbündeten Monarchen wurde er eingeschlossen und mußte sich am 25sten März mit 10,000 Menschen gefangen nehmen lassen. Alle Wagen, 100 Kanonen u. s. w. wurden eine Beute der Verbündeten.

Zwischen Meaux und Soissons blieben die Heerabtheilungen der Feldherren Sacken, Bülow und Wrede stehen, damit sie einen schnellen Ueberfall Buonapartes im Rücken der verbündeten Heere abwehren könnten. Diese kamen schon am Abend des 29sten März vor Paris an. Vor der Stadt waren die Anhöhen befestigt worden. Marmont und Mortier hatten sie stark besetzt, um durch eine kräftige Vertheidigung so viel Zeit zu gewinnen, daß Napoleon, der schon seit zwei Tagen auf dem Wege nach Paris war, zurückkommen und seine Hauptstadt retten konnte. Doch vergeblich war ihr Bemühen. Schon am folgenden Tage wurden die Verschanzungen nicht ohne bedeutende Menschenopfer erstürmt. Blüchers Heer mußte den stark befestigten Montmartre und das Dorf Villette angreifen. Der brennende Eifer, die feindliche Hauptstadt zu erobern, begeisterte Anführer und Soldaten, daß sie keine Gefahr scheueten, sondern immer vorwärts eilten, und mit dem Bayonnet und dem Degen die Feinde aus den Schanzen warfen und sie nach Paris jagten. Nachmittags gegen vier Uhr waren alle Außenwerke erobert, Paris lag offen da, und ein freudiges Hurrah ertönte durch die Reihen der Verbündeten.

Nach kurzen Unterhandlungen unterwarf sich Paris. Am 31sten März zogen die Verbündeten unter freudigem Zuruf der Einwohner in die Stadt ein. Kaiser Napoleon wurde schon am 2ten April durch den von ihm selbst geschaffenen Senat förmlich abgesetzt, und mußte nach der Insel Elba wandern, welche zum souverainen Herzogthum erhoben, ihm die Verbündeten schenkten und zu seinem Aufenthalt bestimmten. König Ludwig der Achtzehnte bestieg den Thron seiner Väter.

Das von Blüchern angeführte schlesische Heer hat in der kurzen Zeit von noch nicht acht Monaten, sechs

große Schlachten, acht kleinere Treffen geliefert, und darin 421 Kanonen erbeutet und über 48,000 Gefangene gemacht. Mit der größten Geduld hat es große Mühseligkeiten ertragen und beinahe unglaubliche Gefahren überwunden; Alles aus treuer Anhänglichkeit an seinen König und aus Liebe für das Vaterland. Groß war aber auch der Lohn, den der dankbare König dem Anführer dieses Heeres für die unermüdliche Thätigkeit und für die unerschütterliche Treue bereitete. Noch in Paris erhob er ihn in den Fürstenstand durch folgende Urkunde:

„Sie haben den Kampf für das Vaterland glücklich und ruhmvoll geendet, aber die Dankbarkeit, welche Ihnen der Staat schuldig ist, dauert fort. Zum Beweise derselben ernenne ich Sie hierdurch zum Fürsten Blücher von Wahlstadt*) und erhebe Ihre Nachkommen in den Grafenstand, mit Beibehalt des Namens Blücher von Wahlstatt. Demnächst wird es meine erste Sorge seyn, Ihnen noch einen andern Beweis meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung

*) Wahlstadt ist ein Dorf von 42 Feuerstellen und 240 Einwohnern im Liegnitzschen Kreise, unweit der Katzbach in Schlesien. Es ist ein in der Geschichte merkwürdiger Ort; denn am 9ten April 1241 gewann hier der Herzog Heinrich der Zweite, mit dem Beinamen der Fromme, von Liegnitz einen großen Sieg über die Mongolen, büßte aber dabei sein Leben ein. Auf der Stelle, wo er zur Rettung des christlichen Glaubens sich opferte, bauete seine Mutter, die heilige Hedwig, eine Capelle, woraus nachher ein Benedictiner-Kloster entstand, welches, so wie das Dorf bei dem Kloster, den Namen Wahlstadt erhielt. Beim Aufgraben des Grundes zum Denkmal, das Blüchers hier errungenen Sieg verewigen soll, fand man eine alte, sauber gearbeitete Streitart aus Serpentinstein, als Andenken an den hier schon im Jahre 1241 erfochtenen Sieg.

eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen*) zu geben."

Hauptquartier Paris, den 3ten Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

Unendliche Liebe und Anhänglichkeit bezeugte Preußen und ganz Deutschland, ja selbst das Ausland dem tapfern Blücher. Vorzüglich verehrten ihn die Engländer, deren Abgott er war. Als in englischen Blättern die Einnahme von Paris, ein für England sehr wichtiges Ereigniß, verkündet wurde, erwähnte man Blüchers Antheil mit dem höchsten Lobe. — „Ehre und Preis Dir, edler Greis! Wisse, daß England, über herkömmliche Auszeichnung erhaben, Muth und Geisteskraft auch auf fremdem Boden bewundert." — —

Und als Blücher im Gefolge der Monarchen von Frankreich nach England überschiffte, da wurde er fast göttlich verehrt. Bei seiner Ausschiffung (am 6ten Juni 1814) zu Dover empfing ihn eine unabsehbare Menschenmasse. Die Luft ertönte vom Freudengeschrei: **Blücker! for ever!** (Blücher auf ewig!) Die Pferde wurden vom Wagen gespannt, der Wagen von Menschen bis zum großen Gasthof gezogen. Man hob den Helden aus dem

*) Von den Geschenken, welche der König von Preußen an ausgezeichnete Männer vertheilte, erhielt Fürst Blücher das ansehnlichste. Es bestand aus einem Hause in Berlin, welches Blücher seiner Gemahlin zur beständigen Wohnung überließ, und aus den ansehnlichen Stiftsgütern Trebnitz im schlesischen Fürstenthum Oels. Die Königliche Schenkungsurkunde ist im November 1814 zu Wien ausgefertigt worden. Nach den öffentlichen Nachrichten beträgt der Capitalwerth dieser Güter und des Hauses 585,000 Rthlr., der Güter des Fürsten Hardenberg 464,000 Rthlr. und jedes Guts der Generale Bülow, York, Tauentzien und Gneisenau 200,000 Rthlr.

Wagen und trug ihn auf sein Zimmer. Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen drängten sich an ihn; diese umarmten und küßten ihn, jene schüttelten ihm traulich die Hand. Man bat, zum Andenken, nur um kleine Stücke von seinem Ueberrock. Schöne Frauen verlangten Haarlocken. Er zeigte ihnen seinen greisen, halbnackten Scheitel und sagte: „Wollte ich auch jeder Frau nur ein Haar geben, so reichen sie nicht hin.“ Dafür mußte er gestatten, daß die Frauen seinen starken Knebelbart küßten, um sich dieser, ihnen von dem Tyrannenbändiger erzeigten Ehre öffentlich berühmen zu können. Von dieser großen Volksliebe auf's innigste bewegt, rief er aus: „Ich unterliege der Ehre, die mir erwiesen wird!“

Die Monarchen waren, um jeden Prunk und alles Aufsehen zu verhüten, unerkannt in London angekommen. Dafür erhielt Vater Blücher die größten Ehrenbezeigungen. Der Prinz Regent ließ ihn in seinem Staatswagen, umgeben von der leichten Garde, abholen. Am 7ten Juni, Abends gegen sechs Uhr, hielt er seinen feierlichen Einzug in London. Alle Straßen, durch die er fuhr, alle Häuser, auf beiden Seiten der Straßen, waren mit Menschen bedeckt, welche ein Freudengeschrei erhoben, so wie sie den Staatswagen ansichtig wurden. Auf dem St. Jamespark bildeten die blauen Garde-Dragoner eine lange Linie. Als Blücher an diese Linie kam, erhob er sich im Wagen, nahm den Hut ab, und so fuhr er stehend und mit unbedecktem Haupte durch die ganze Linie, stets seine Augen auf die Mannschaft gerichtet. „Bravo! Bravo! Hurrah!“ schrie das englische Volk, dem diese Aufmerksamkeit schmeichelte. —

In Carletonhouse, der Wohnung des Prinz Regenten, stürzte das Volk dem Wagen so ungestüm nach, daß

die Wachen umgerissen wurden und in Gefahr geriethen, zertreten zu werden. Vor dem Pallast mußten die Gitter geöffnet werden, um das andrängende Volk aufzunehmen. Schon war Blücher in die Zimmer des Prinz Regenten eingeführt, und immer verlangte das Volk, den Tyrannenbezwinger zu sehen. Um die ungeduldige Menge zu befriedigen, nahm der Regent Blüchern an der Hand, trat mit ihm in den offenen Säulengang und heftete sein reich mit Brillanten eingefaßtes Bildniß, an einem blauen Bande befestigt, an Blüchers Heldenbrust. Auf der Rückseite des Bildnisses stand in englischer Sprache: „Seine Königliche Hoheit, Georg August Friedrich, Regent der vereinten Königreiche Großbrittanien und Irland, widmet dieß seinem Freunde, dem Feldmarschall Blücher, als Beweis der Hochachtung, Anerkennung und Bewunderung des von demselben dem ganzen Europa geleisteten Dienstes. 1814." Blücher ließ sich vor dem Regenten auf ein Knie nieder, küßte im Aufstehen die Hand desselben, wobey das Volk laut jubelte und kehrte mit ihm in dessen Zimmer zurück. Nach einer halbstündigen Unterredung in deutscher Sprache ließ ihn der Regent nach der für ihn bestimmten Wohnung, neben derjenigen des Königs von Preußen, zurückfahren. Ein ungeheures Gedränge entstand um den Wagen, der nur langsam fahren konnte. Viele Menschen hingen sich an den Wagen, andere kletterten hinauf, noch andere stiegen sogar ein und drückten dem Helden ehrfurchtsvoll die Hand. — Mit gleichem Enthusiasmus wurde am folgenden Tage der Wagen umringt und von Menschen gezogen, als Blücher zur Vorstellung bei der Königin fuhr. — Ununterbrochen dauerten die Ehrenbezeigungen fort, so lange sich Blücher in London aufhielt; das englische Volk wurde nicht müde,

über des Helden Anblick seine ungeheuchelste Freude zu bezeigen.

Der Regent ließ Blüchern durch den Hofportraitmaler Lawrence in London abzeichnen und das Bildniß in Carletonhouse in einem Zimmer aufhängen, das für Abbildungen aller im großen Befreiungskriege ausgezeichneten Männer bestimmt ist. Auf diesem Gemälde ist Blüchers Gesicht sprechend ähnlich, der Körper aber ganz mißlungen. Lawrence gehört zu Josua Reynolds Schule, welche nur auf Kopf und Hände Fleiß verwendet, alles Uebrige aber vernachlässigt. Ueberdieß läßt er die Personen, welche er abbilden will, lange sitzen, was sich mit Blüchers Lebhaftigkeit nicht vertrug.

Ueberall, wohin Blücher im Gefolge der Monarchen kam, wurde er mit gleicher Liebe und Verehrung empfangen. In Portsmouth rief das Volk vor dem Hause, wo er abgestiegen war: „Blücher! Tyrannenbändiger! laß Dich sehen, komm heraus!" Und als der Held am Fenster erschien und einen Becher Wein auf das Wohl des englischen Volkes trank, da erhob sich ein Schreien und Jubeln, das Volk warf die Hüte in die Höhe und konnte nicht genug Zeichen und Worte finden, um seinen Dank zu bezeigen. Nicht leicht ist wohl in dem alten England einem Fremden so viel Ehre widerfahren. — Die Universität Orford ernannte (am 15ten Juni) die persönlich anwesenden Monarchen, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen, zu Doctoren der Rechte, und den Fürsten Blücher zum Ehrenmitgliede der Facultät; eine Ernennung, in welcher ein tiefer, vielleicht von den englischen Gelehrten selbst nicht klar erkannter Sinn verborgen ist. Und auf dem Stadthause dieser alten Universitätsstadt wurde den beiden Monarchen und dem Fürsten das Bürgerrecht der Stadt, mittelst Urkunden in

goldenen Kapseln, ertheilt. — So mit Ehrenbezeigungen überhäuft, verließ Blücher am 11ten Juli London und England, und schiffte sich in Dover nach dem Festlande ein.

Minder laut und geräuschvoll, als in England, aber dafür desto herzlicher und inniger war überall in Deutschland der Empfang des gefeierten zwei und siebenzigjährigen Helden, der jetzt sich auf seine Güter begab, um in ländlicher Stille die kurze Zeit seines Lebens zu genießen. Er wollte sich von allen Geschäften losmachen und den diplomatischen Federn überlassen, aus seinen schwer errungenen Siegen für das Vaterland Segen und Heil zu fördern. Aber nicht lange dauerte die Zeit der Ruhe. Sein großer Widersacher, Buonaparte, verließ heimlich Elba und landete (am 1sten März 1815) mit 1000 Mann in Frankreich. Ohne einen Schuß zu thun, verjagte er den König Ludwig, richtete am 20sten März seinen zertrümmerten Kaiserstuhl wieder auf und beherrschte ganz Frankreich. Mit den Völkern Europens hätte er anfänglich gern in Frieden gelebt, um sich auf dem Thron zu befestigen, aber die verbündeten Monarchen, auf dem Congreß zu Wien, weise die Zukunft beachtend, erklärten ihn am 13ten März für einen Feind der Menschheit und sprachen den politischen Bann über ihn aus. Eine Million Menschen wurde aufgeboten, diesen Urtheilsspruch zu vollstrecken, und eine ununterbrochene Kette Bewaffneter lief vom Meere in den Niederlanden, den Rhein hinauf bis tief in Italien hinein.

Auch der drei und siebenzigjährige Blücher verließ den Ort der Ruhe und stellte sich mit dem tapfern Waffengefährten, Grafen von Gneisenau, an die Spitze eines Heeres von 100,000 kampflustiger Preußen. In den Niederlanden standen 90,000 Engländer, Niederländer,

Hannoveraner und Braunschweiger unter dem Oberbefehl des stets siegenden und vorsichtigen Herzogs von Wellington. An diesen schloß sich das am Niederrhein aufgestellte Heer des Feldmarschalls Blücher an, welches aus vier Abtheilungen der Heerführer Ziethen, Graf Kleist von Nollendorf, Thielemann und Graf Bülow von Dennewitz zusammengesetzt war. Beide Heere waren früh schlagfertig, sollten aber dann erst angreifen, wenn die übrigen Heere am Mittel- und Oberrhein zusammengezogen und in gleicher Entfernung von Paris vorgedrungen wären. Da nun die Russen, bei aller Anstrengung, erst im Monat Juni am Rhein ankommen konnten, so hatte Buonaparte Zeit, sich auf dem geraubten Throne festzusetzen, und mit den großen Hülfsmitteln Frankreichs eine Streitmasse zusammen zu bringen, mit der er hoffen konnte, den nöthigen Widerstand zu leisten. Seine Streiter bestanden zum großen Theil aus alten gedienten Soldaten, welche in den drei vorhergehenden Jahren entweder gekämpft, oder sich in der Gefangenschaft bei den Verbündeten befunden hatten.

Diese große Streitmasse theilte Buonaparte in sechs einzelne Corps. Aus ihrer Aufstellung konnte man leicht voraussehen, daß der erste Anlauf gegen die Niederlande gerichtet seyn würde, weshalb Wellington eine Vereinigung seines Heeres mit dem Heere des Fürsten Blücher verlangte und erhielt. Dieser versammelte in seinem Hauptquartier zu Lüttich die Offiziere um sich und redete sie folgendermaßen an: „Cameraden! Ich zweifle nicht an dem glücklichen Ausgange dieses neuen Krieges, welchen wir abermals kämpfen werden, mit Gott, für unsern guten König und für unser liebes deutsches Vaterland; aber für jeden Fall gebe ich hiermit öffentlich mein Wort, daß ich mit dem festen Vorsatz hingehe, entweder sieg-

reich oder nie wieder heimzukehren. Cameraden! ich bin überzeugt, daß Ihr Alle mit demselben Vertrauen auf Gott und die gute Sache und mit denselben Vorsätzen in diesen Kampf ziehen werdet!"

Auch die Franzosen wurden durch mehrere gedruckte Tagesbefehle aufgefordert, die Sache des Thronräubers zu verlassen und ihrem Könige treu zu seyn. Alle Oerter, wo die weiße Fahne mit den königlichen Lilien wehen würde, sollten mit der größten Schonung behandelt werden. Nur die Anhänger Buonapartes und diejenigen Ortschaften, welche sich mit der dreifarbigen Fahne schmückten, würden den Krieg von seiner herben Seite kennen lernen.

Damals gerieth Blücher in eine Lebensgefahr, die er gewiß nicht erwartet hatte. Einige Sachsen, unzufrieden mit der Theilung ihres Vaterlandes und noch unzufriedener mit der dadurch nothwendig gewordenen Trennung von ihren bisherigen Waffenbrüdern, ließen sich in eine Verschwörung gegen Vater Blücher ein. Doch bald wurde der Frevel entdeckt und die Theilnehmer erhielten ihre verdiente Strafe.

Durch künstliche Märsche vereinigte Buonaparte schnell, und selbst den Franzosen unerwartet, ein Heer von 150,000 Mann zwischen der Sambre und der Maas, übernahm am 14ten Juni den Oberbefehl und überfiel die in großen Zwischenräumen gelagerten preußischen Heerhaufen. Ziethen stand nämlich mit der ersten Abtheilung an der Sambre und bewachte die Gränze; Kleist mit der zweiten Abtheilung um Namur; Thielemann mit der dritten an der Maas bei Dinant und Bülow mit der vierten rückwärts bei Lüttich. — Buonapartes Absicht war, seine beiden gefährlichsten Gegner, Wellington und Blücher, unschädlich zu machen, bevor die großen Heere

der Verbündeten in Frankreich einbrächen. Von diesen beiden Oberfeldherren hatte er sich den Fürsten Blücher zuerst auserkohren, weil er dessen Thätigkeit im Zusammenziehen des Heeres schon kennen gelernt hatte und mit Sicherheit voraussetzen konnte, daß derselbe in der größten Eile mit allen zusammengerafften Streitkräften, wären es auch nur wenige Bataillons, dem angegriffenen Wellington zu Hülfe eilen, hingegen Wellington keine Streitkräfte ins Spiel bringen würde, wenn sich nicht ein glücklicher Erfolg im voraus berechnen ließe.

Der wachsame Ziethen entdeckte schon am 14ten Juni den Anmarsch der Feinde, und gab sogleich seinem Oberfeldherrn davon Nachricht. Dieser ertheilte noch in der Nacht den Befehl, daß alle Heerhaufen am folgenden Tage bei Fleurus sich vereinigen sollten, in welcher Stellung sie den Engländern sich sehr näherten und von ihnen Beistand erwarten konnten. Aber schon am Morgen früh griff Buonaparte an und eroberte nach tapferer Gegenwehr Thuin und Charleroi. Die Preußen mußten sich langsam zurückziehen. Wellington wurde durch Eilboten um Hülfe ersucht. Dieser aber hielt den Angriff auf die Preußen für eine Kriegslist, um das englische Heer von Brüssel und der Seeküste abzulocken. Erst als in der Nacht vom 15ten auf den 16ten mehrere Eilbothen die Nachricht brachten, daß die Preußen ernstlich angegriffen und hart bedrängt wären, da versprach er schleunigen Beistand und schickte noch in der Nacht alle Truppen, welche in und um Brüssel standen, zur Unterstützung der Preußen und zur Erhaltung der Verbindung mit ihnen fort. Doch diese Hülfe war zu schwach und konnte am folgenden Tage nur mit großer Anstrengung, in welcher der edle Herzog von Braunschweig sein Leben dem deutschen Vaterlande zum Opfer brachte, verhüten, daß nicht

die Verbindung durch den französischen Marschall Ney unterbrochen wurde.

Blücher, sich auf den Beistand der Engländer und auf die baldige Ankunft des vierten Corps unter Bülow verlassend, nahm am 16ten Juni die Schlacht bei Ligny an, ungeachtet er den 150,000 Franzosen noch nicht 80,000 Preußen entgegen setzen konnte. Nachmittags um drei Uhr wurde das Dorf St. Amand, am Bache Ligny, der Stützpunkt des preußischen rechten Flügels, mit großem Ungestüm von den Franzosen angefallen. Bald brannte es an mehreren Orten, aber immer drangen große dichte Massen ein, wenn die vorher eingedrungenen mit großem Verlust wieder herausgeworfen waren. Als aber zuletzt alle Theile des preußischen Rückhalts herbeigezogen und damit die Ermatteten abgelöset waren, da blieb der jenseit des Baches gelegene Theil des Dorfes, oder Groß-Amand, in der Gewalt der Franzosen.

Um fünf Uhr griff Buonaparte mit einer großen Masse den Mittelpunkt des preußischen Heeres an, dessen Sicherheit auf dem Besitz des Dorfes Ligny beruhete. Blücher, der hinter dem Dorfe hielt, verstärkte schnell die Preußen. Dadurch entstand im Orte ein solches Zusammenhäufen von streitenden Menschen, daß Alles in eine dichte Masse zusammenfloß, und in dem Getümmel die Gewehre nicht geladen werden konnten. Nur mit Flintenkolben und Bayonnetten schlug man auf einander los, und 200 Kanonen donnerten von beiden Seiten so lange dazwischen, bis das Dorf an mehreren Orten brannte. Buonaparte rief ungeduldig: „Der Alte heizt schrecklich ein, er weicht und wankt nicht!" und trieb immer wieder frische Truppen in das Dorf. Auch Blücher ließ an die Stelle der ermatteten Kämpfer andere aus dem Rückhalt treten. „Kinder!" rief er, „wir müssen brav drauf

schlagen, bis die Schelme Reißaus nehmen!" Kamen neu errichtete Scharen, welche noch nie im Feuer gewesen waren, so rief er ihnen zu: „Jetzt werde ich einmal sehen, was Ihr thun werdet!" Als aber die letzte Mannschaft aus dem Rückhalt anrückte, da zog er den Degen mit den Worten: „Kinder haltet Euch brav, laßt die Nation nicht wieder Herr über Euch werden! Vorwärts! vorwärts, in Gottes Namen!" und so wurden die Franzosen aus dem Dorfe glücklich herausgejagt und noch eine Strecke hinter demselben verfolgt. Während der Zeit war auch Thielemanns Heerabtheilung heftig angegriffen worden, und hatte sich nur mit großer Anstrengung auf ihrer Stelle behaupten können.

Mit jedem Augenblick vergrößerte sich die Gefahr, da die versprochenen 20,000 Mann von Wellingtons Heer gar nicht, und Bülows Heerabtheilung, von den schlechten Wegen aufgehalten, nur in der Nacht ankommen konnten. Es war acht Uhr Abends und immer ungestümer wurden die feindlichen Angriffe. Der Berg an der Windmühle von Boie, auf welchem Blücher zu Pferde hielt, wurde mit zwölfpfündigem Geschütz beschossen, das mehrere Personen um den Feldmarschall tödtete und dicht hinter ihm dem Engländer Harding die Hand abriß. In dieser großen Lebensgefahr blieb der alte Greis ruhig und theilte kaltblütig seine Befehle aus. Als aber dichte Haufen alter Garden das Dorf Ligny bestürmten, zuletzt die Preußen hinauswarfen und französische schwere Reuterei mit dem Geschrei: Vive l'Empereur! angesprengt kamen, um einzuhauen; da erwachte Blüchers Feuereifer. „Zu Pferde, zu Pferde!" rief er, und mit vier Regimenter leichter Reuterei warf er sich der französischen entgegen. Natürlich konnte er diese nicht überreiten, aber er

beschäftigte sie doch so lange, bis sich das Fußvolk in Vierecke geordnet hatte und nun Widerstand leistete. Da wurden endlich die preußischen leichten Reuter geworfen. In diesem Getümmel erhielt Blüchers Pferd einen Schuß, es taumelte in wilden Sprüngen und stürzte zusammen, wobei Vater Blücher unter dem Pferde zu liegen kam und im Sturz einen betäubenden Schlag erhielt. Die fliehenden Preußen hatten den Fall ihres Feldherrn nicht bemerkt. Nur der Graf Nostiz, sein treuer Adjutant, wurde es gewahr, sprang vom Pferde, jagte dieses fort, um alles Aufsehen zu vermeiden, und deckte mit seinem Körper den alten Helden. Ueber ihn weg sprengten die verfolgenden Franzosen, und bald darauf von anderer preußischer Reuterei geworfen, kehrten sie um und jagten noch einmal hinüber. Endlich erschienen preußische Dragoner in der Nähe, die Graf Nostiz anrief. Mit ihrer Beihülfe wurde Blücher unter dem todten Pferde hervorgezogen und auf ein Pferd gesetzt, das ihm der Unteroffizier Schröder *) aus Posen gab. Sogleich ritt er zu dem Fußvolk, das von drei Seiten heftig angefallen war, und zog diesen hart bedrängten Theil des Heeres eine halbe Stunde weit zurück. — Am folgenden Morgen führte er das Heer nach Wavre, um mit Wellington in bessere Verbindung zu kommen.

Groß war der Menschenverlust in dieser Schlacht, und mochte auf jeder Seite wohl an 10,000 Menschen betragen. Buonaparte achtete den seinigen nicht; ihm war die Ehre geworden, seinen ärgsten Feind besiegt zu haben. In diesem Taumel der Freude hielt er das preußische

*) Da Schröder dadurch in die größte Lebensgefahr gerieth, so gab ihm der Frankfurter Verein für diese edle Aufopferung 400 Gulden.

Heer für aufgelöfet und unfähig, ihm schädlich zu werden. Deshalb gab er den Generalen Grouchy und Vandamme den Befehl, die Armeetrümmern eifrig zu verfolgen und sie über Lüttich und den Rhein zu treiben. Er selbst nahm 80,000 Mann der besten Soldaten und ging damit auf Wellingtons Heer los, das sich, 50,000 Mann stark, in die feste Stellung bei Waterloo vor Brüssel zurückgezogen hatte. Hier wollte der englische Oberfeldherr eine Schlacht annehmen, wenn ihn Blücher mit zwei Divisionen unterstützen könnte. Dieser antwortete: „Ich werde mit der ganzen Armee kommen, und greift uns Buonaparte nicht an, so werde ich ihn angreifen."

An dem denkwürdigen 18ten Juni, dem Tage der Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance, brachen mit Tagesanbruch die Grafen Kleist und Bülow mit der zweiten und vierten Heerabtheilung auf, um dem Feind in den Rücken zu kommen, General Ziethen aber mit der ersten Abtheilung, um ihm in die rechte Seite zu fallen. Das dritte Armeecorps, unter Thielemann, sollte den Abmarsch des Heeres verstecken und die Anfälle der beiden französischen Generale abwehren. So viel Mühe sich auch Blücher gab, die Ankunft der Preußen auf das Schlachtfeld zu beeilen, so wurde sie doch durch die von vielem Regen beinahe unfahrbar gewordenen Wege und durch eine mit Hecken und Gräben sehr durchschnittene Gegend so lange verzögert, daß die ersten Preußen die zwei Meilen große Entfernung gegen Abend um fünf Uhr zurückgelegt hatten.

Bis zu ihrer Ankunft suchten die Engländer mit der höchsten Ausdauer und Tapferkeit die wüthendsten Anfälle der Franzosen abzuschlagen. Ihr muthiger Anführer hatte alle Streitkräfte schon herangezogen, war selbst

an den gefährlichsten Orten gegenwärtig, stellte sich in die Mitte der Vierecke, die am heftigsten angegriffen wurden, sah seine nächsten Umgebungen verwundet und setzte sich, da sein Mittelpunkt von der Uebermacht etwas zurückgedrängt wurde, auf die Erde. „Hier werde ich sitzen bleiben und keinen Fuß breit weichen." Durch alles dieses hatte er wohl die Stellung bis jetzt behauptet, aber ob es noch lange geschehen würde, war ungewiß. Buonaparte glaubte schon Sieger zu seyn, und schickte um drei Uhr Nachmittags Siegesbothen nach Paris. Und immer größer ward die Noth, und noch kam nicht die ersehnte Hülfe. „Ich wollte, es wäre Nacht," rief Wellington, „oder die Preußen kämen." Jetzt war er in derselben Lage, wie Blücher zwei Tage vorher bei Ligny. Da donnerten auf dem linken Flügel die ersten preußischen Kanonen und die Engländer faßten neuen Muth.

Von Bülows Heerhaufen war die vorderste Spitze durch die Engpässe bei St. Lambert gedrungen. Ohne Ruhe und Erholung zu verstatten, rief Blücher, der die große Noth des englischen Heeres erkannte, den braven Pommern, seinen Lieblingen, zu: „Vorwärts! Jungens! Vorwärts! Er ließ schnell angreifen, um einen Theil der französischen Macht von Wellington ab und auf sich zu ziehen. Napoleon schickte sein im Rückhalt befindliches erstes Corps unter Mouton und 10,000 junge Garden den Preußen entgegen. Jetzt entwickelte sich ein heftiger Kampf, der immer weiter sich ausdehnte, je mehr Preußen auf das Schlachtfeld ankamen und Antheil nahmen.

In diesem heftigen Getümmel wird dem Fürsten Blücher die Nachricht gebracht, daß seine dritte Heerabtheilung des Thielemann, etwa 15,000 Mann stark, schon um drei Uhr von den 50,000 Mann des Grouchy ange-

fallen wäre, daß Wavre brenne, und daß aller Anstrengung ungeachtet sich die Preußen nicht halten könnten, wofern nicht Unterstützung käme. „Thielemann muß sich wehren, so gut er kann," antwortete Blücher; „nicht hinterwärts bei Wavre, sondern vor uns bei Mont St. Jean liegt die Entscheidung des Tages. Erst muß Buonaparte vernichtet seyn, dann soll bei Wavre geholfen werden." *) Und vorwärts zogen die Preußen; denn die Franzosen wollten nicht weichen, sondern kämpften mit großer Wuth. Blücher ritt an die gefährlichsten Orte und ermunterte die Preußen zum Angriff oder zur Ausdauer. Dem ersten Bataillon des ersten schlesischen Regiments, das schon alle Anführer verloren hatte, rief er zu: „Kinder, Euch kenne ich, Ihr bewahrt mir diese wichtige Stelle! Habt nur Geduld, bald kommt Hülfe, und dann wollen wir die Franzosen heute von hinten besehen **).

Um sieben Uhr ist der größte Theil des preußischen Heeres angekommen, und Wellington kann nun von seinem linken Flügel bedeutende Streitkräfte ziehen und damit dem beinahe zertrümmerten Mittelpunkt unterstützen. Gegen diesen richtete Buonaparte zuletzt noch einen furchtbaren Angriff mit seinen Garden, der aber abgewiesen wird. Nun zieht Wellington sein Heer zusammen und

*) Thielemann mußte wirklich an diesem Tage sich auf die Lüttticher Straße zurückziehen. Aber schon am folgenden Tage rückte er wieder vor, weil Grouchy und Vandamme, nach der verlorenen Schlacht bei Waterloo, nach Frankreich aufbrachen und sich immer fechtend auf Laon zurückzogen.

**) Blücher bediente sich hier eines Kraftausdrucks aus der Volkssprache.

geht zum Angriff über. Die Preußen hatten schon den Mouton zurückgeschlagen, über die Bärmützen der erschossenen französischen Garden weg, den rechten Flügel der Franzosen vorn, hinten und in der Seite angegriffen und in die Flucht geschlagen. Da ertönte die Feldmusik und rasch ging es vorwärts. Anfänglich zogen sich die Franzosen in Ordnung zurück, bald aber kamen sie in die Flucht, die immer wilder wurde, bis sich das ganze Heer in eine Masse auflöste, das die Preußen verfolgten. Die Engländer waren dazu durch die Anstrengungen des Tages zu ermüdet.

Gegen neun Uhr trafen sich unvermuthet Fürst Blücher und Herzog Wellington auf der Anhöhe der Meierei Belle Alliance. Hier hatte den ganzen Tag hindurch Napoleon sich aufgehalten und die Schlacht geleitet. Die beiden berühmten Helden begrüßten sich auf derselben Stelle als Sieger.

Im freudigsten Jubelton zog jetzt das preußische Heer vor seinem Oberfeldherrn vorüber. Da der Zug der erbeuteten Kanonen nicht aufzuhören schien und immer lauter das Siegesgeschrei ertönte, da rief Blücher: „Nicht wir, sondern unser Herr Gott hat das gethan!“ —

Abends gegen zehn Uhr versammelte er die Anführer der einzelnen Abtheilungen, und befahl, den letzten Hauch von Menschen und Pferden zur Verfolgung des Feindes zu verwenden; „denn jagen wir diese Schelme nicht die ganze Nacht hindurch, so haben wir sie morgen wieder auf dem Halse.“ Nun fing ein ordentliches Treibjagen an. In mondheller Nacht wurden die Franzosen aus neun Feldlägern aufgejagt. — In Genappe hatten sie durch umgeworfene Wagen und Kanonen eine Art von Verschanzung gemacht. Hier über-

fielen Füseliere von Bülow's funfzehntem Regiment den Wagen, worin Buonaparte saß, was jene nicht wußten. Kaum hatte er noch so viel Zeit, im bloßen Kopfe aus dem Wagen zu springen, in einen Baumgarten der Meierei Caillou zu rennen und sich so lange zu verstecken, bis ihn einige Franzosen fanden, ihm einen Kürassiermantel umwarfen, um den Kopf ein Tuch schlangen und so unkenntlich gemacht, auf ein Pferd setzten. In diesem Aufzuge trabte er am folgenden Tage durch Charleroi auf Paris zu. Den erbeuteten, mit allen möglichen Bequemlichkeiten ausgerüsteten kaiserlichen Wagen erhielt Blücher, der ihn als Reisewagen gebrauchte, und in demselben seine Rückreise im Winter durch Deutschland nach seinen Gütern in Schlesien machte.

Durch diesen großen Sieg hatten die Preußen und Engländer fast sämmtliches französisches Geschütz, Gepäck und Fuhrwerk erbeutet. In ihren Lägern war ein solcher Ueberfluß von Gold, Silber, Edelsteinen, gestickten Kleidern, schönen Pferden und andern Sachen von Werth, daß damit ein beständiger Handel, wie auf einem Jahrmarkt, getrieben wurde. Durch den Ueberfluß verloren die Sachen fast allen Werth. Mit einem Glase Rum konnte man ein Reitpferd, mit einem Packet Taback einen goldenen Ring erhandeln.

Um diesen herrlichen Sieg zu erkämpfen, mußten viele Menschen ihr Leben einbüßen. Die Tage vom 16ten bis 19ten Juni kosteten dem preußischen Heere nahe an 20,000 Mann. Wenig geringer war der Verlust der Engländer. Von den Franzosen waren 60,000 Mann getödtet, verwundet oder gefangen genommen. Nur 40,000 Mann sammelten Grouchy und Vandamme wieder bei Laon. Der Ueberrest hatte sich zerstreuet. Doch allein Blüchers großer Thätigkeit in Verfolgung der

Feinde ist es zuzuschreiben, daß dieser Sieg so herrliche Folgen hatte, und bald die Eroberung von Paris bewirkte.

Eine überaus große Bestürzung herrschte in ganz Frankreich. Sie benutzte Blücher und Wellington, um mit Umgehung aller Festungen rasch auf Paris vorzudringen, die Engländer rechts bei Cambray, die Preußen links bei Charleroi. In den ersten acht Tagen stießen sie beinahe auf gar keinen Widerstand. Blücher befand sich schon am 23sten in Coigny, woselbst Abgeordnete aus Paris erschienen und einen Waffenstillstand verlangten, der aber verweigert wurde. Zwei Tage später wies er neue Abgesandte der Pairskammer zu Paris, welche die Nachricht von Napoleons Abdankung zu Gunsten seines Sohnes überbrachten, und abermals Einstellung aller Feindseligkeiten verlangten, mit diesem Gesuch an die Bundesfürsten in Hagenau, und gab ihnen dazu die nöthigen Pässe.

Ohne sich auf Unterhandlungen einzulassen, näherte er sich Paris und jagte die Feinde vor sich her, die sich ihm entgegenstemmen wollten. Kühn verachtete er so sehr die gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln, welche ein solcher Zug verlangte; daß selbst der abgedankte Napoleon am 27sten bei der Pariser Zwischenregierung um die Anführung des französischen Heeres nachsuchte, und mit Zuversicht versprach, Blüchern zu schlagen. Aber es wurde ihm zu seinem größten Verdruß abgeschlagen. Er mußte am 29sten Paris verlassen. Auch sein letzter Anschlag, in einem Faß versteckt nach Amerika zu flüchten, mißlang. Den Engländern mußte er sich überliefern, die ihn nach der africanischen Felseninsel St. Helena verbannten.

Nach seiner Entfernung von Paris machten die Einwohner dieser Stadt neue Anträge zum Waffenstillstand.

Marschall Davoust, der bekannte Peiniger Hamburgs, schrieb deswegen an Blücher und Wellington, und machte sie verantwortlich, wenn er müßte, bei dem bevorstehenden Abschluß des Waffenstillstandes, noch vieles Menschenblut für die Vertheidigung der Stadt Paris vergießen. Blücher antwortete ihm: „Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns dazu die Mittel und den Willen verliehen. Sehen Sie zu, was Sie thun! Wollen Sie etwa die Verwüstungen von Paris eben so, wie die von Hamburg auf sich laden? Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statt haben. Mit den gewöhnlichen Redensarten der hergebrachten Höflichkeit habe ich die Ehre, mich zu nennen

Ihren dienstwilligen

Blücher.

Der Montmartre und die Höhen von Belleville waren stark befestigt. Um sich den Angriff zu erleichtern, beschlossen beide verbündete Oberfeldherren, Blücher solle über die Seine setzen, Paris umgehen und es von der entgegengesetzten Seite angreifen, während die Engländer die Verschanzungen bedrohen wollten. Dieses gefährliche Wagstück wurde in der Nacht am 2ten Juli ausgeführt. Der größere Theil des preußischen Heeres ging nach heftigem Kampfe, vorzüglich in der Gegend von Versailles, über die Seine, nur Blücher blieb mit dem zweiten Corps diesseits des Flusses bei Meudon stehen. Noch einmal versuchte Davoust durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Er versprach, daß sich das französische Heer dem König Ludwig dem Achtzehnten unterwerfen solle, wenn ihm nur gänzliche Verzeihung zugesichert würde, und es die Erlaubniß erhielte, die dreifarbige Hutschleife tragen zu dürfen. Blücher wies die Abgeordneten an den König Ludwig und ließ am folgenden Morgen die Stadt

angreifen. Bei dem Dorfe Issy erhob sich ein hartnäckiges Gefecht, und das Dorf mußte von den Preußen erstürmt werden, die nun ihre Feinde bis in die Vorstädte von Paris verfolgten. Da entfiel Davoust der Muth. Er erbot sich des Morgens um acht Uhr, er wolle mit seinen Soldaten die Stadt räumen und sich hinter die Loire zurückziehen. Dieses wurde angenommen.

Aber noch um Mittag aus, da Blücher sich nach St. Cloud zum Abschluß der Verhandlungen begeben hatte, schossen einige Franzosen vom jenseitigen Seineufer auf den Feldmarschall, daß die Kugeln dicht neben ihm einschlugen. Sogleich fragte er einen französischen Obersten: „Verstehen Sie Deutsch?" — „Ein Wenig!" war die Antwort. „Nun, so fragen Sie den Davoust, was das für eine neue Kriegsmanier ist, zu schießen, wenn der Waffenstillstand schon erbeten sey? Sagen Sie ihm in meinem Namen, daß wenn von seiner Seite noch ein einziger Schuß fiele, ich von allen Ecken und Kanten werde knallen lassen, und dann sollen Sie in Ihrem Paris die Schw...n... kriegen!" — Eilig ritt der Oberst weg, und das Schießen unterblieb.

Am 7ten Juli, Morgens um zehn Uhr, hielten die Verbündeten ihren Einzug in Paris, die Preußen auf dem linken und die Engländer auf dem rechten Seineufer. Kurze Zeit darauf kehrte auch Ludwig der Achtzehnte wieder zurück und unterhandelte mit den gleichfalls hingekommenen verbündeten Monarchen um einen billigen Frieden.

Blücher, der Mann von Wort und Treue, zeigte bei jeder Gelegenheit seine tiefe Verachtung gegen alle Buonapartisten, die er für treulose, wankelmüthige Men-

schen hielt. Zwar dachten hierin alle Völker gleich, nur äußerten sie sich nicht so kräftig, wie Blücher und die Preußen, bei denen der Unwille über eine Parthei sehr oft in ungerechte Verachtung des ganzen französischen Volks und seines Charakters überging. Zu entschuldigen aber war diese feindliche Stimmung durch die prahlende Aeußerung vieler Franzosen, daß sie nicht besiegt, nur verrathen wären; und durch das Prunken mit den Denkmählern früher erfochtener Siege. So waren ihnen bei der ersten Eroberung ihrer Hauptstadt alle Kunstschätze gelassen worden, welche besiegten Völkern entrissen waren. Auch diese wurden als Beweise der überlegenen Kraft der französischen Nation über andere Völker angeführt. Deshalb holte jetzt Blücher alle den Preußen entführte Kunstgegenstände aus den Kunstsammlungen, und gab sie ihrem rechtmäßigen frühern Besitzer zurück; eine Handlung der Gerechtigkeit, welche bald die andern Völker nachahmten. — Auch eine schöne Brücke zu Paris sollte wegen ihres höhnenden Namens, Brücke von Jena, auf Blüchers Befehl gesprengt werden. Schon waren Flatterminen gefüllt; da vermittelte Kaiser Alexander, dessen Verwendung die Pariser erfleht hatten, daß zwar die Brücke erhalten wurde, aber ihren anstößigen Namen ablegen mußte.

Um die abermaligen großen Verdienste eines Mannes zu belohnen, der schon alle Ehrenzeichen des Staates trug, und der durch seine Thaten im Kriege sich in den Fürstenstand hinauf geschwungen hatte, schenkte der edelmüthige Friedrich Wilhelm ein eigenes, nur allein für den großen Sieger bestimmtes Ordenszeichen. Es war dieß ein eisernes Kreuz mit goldenen Strahlen. In dem Begleitungsschreiben, womit dieses Ordenszeichen übersandt wurde, bediente sich der dankbare König folgendes, für Blüchern ehrenvollen Ausdrucks: „Wiewohl er wisse, daß

keine goldenen Strahlen den Glanz von seinen Verdiensten erhöhen könnten; so gewähre es ihm doch Vergnügen, deren Anerkennung auch durch eine äußere entsprechende Auszeichnung zu beurkunden." Nach dem Tode des Fürsten mußte auf ausdrücklichen Befehl des Königs, sowohl dieses Ehrenzeichen, als die übrigen von Blücher getragenen preußischen Orden *) in die Kunstsammlung zwischen den vaterländischen Denkwürdigkeiten niedergelegt werden, „zur Erinnerung" wie es in dem Befehl an den Minister von Altenstein heißt, „an die seltenen Eigenschaften des gefeierten Helden und an seine großen Verdienste um den Staat, so wie zum Beweise ihrer gerechten Würdigung von König und Vaterland." —

Blücher hielt sich bis in den Herbst des Jahres 1815 in Frankreich auf. Sein Körper, durch Alter und durch die letzten Anstrengungen sehr geschwächt, erlaubte ihm

*) Blücher trug zuletzt folgende Orden und Auszeichnungen: das Großkreuz vom dänischen Danebrogsorden; vom Elephantenorden; vom großbritannischen Bathorden; vom hannöverischen Guelphenorden; den churhessischen Orden vom goldenen Löwen; das Großkreuz vom niederländischen Militair-Verdienstorden; vom österreichischen Marie-Thereſenorden; den preußischen Militair-Verdienstorden; den schwarzen Adlerorden; ein mit goldenen Strahlen besetztes Großkreuz vom eisernen Kreuze; den russischen St. Andreasorden; den St. Annenorden; das Großkreuz vom St. Georgorden; den schwedischen Seraphinenorden; das Großkreuz vom Schwertorden; vom Wasaorden; den spanischen Orden von Carl dem Dritten; das Großkreuz vom weimarschen weißen Falkenorden und vom würtembergischen Militair-Verdienstorden. Zusammen neunzehn Orden.

Außerdem trug er noch einen mit Diamanten besetzten kaiserlich-russischen Ehrendegen der Tapferkeit, und das Brustbild des Prinz Regenten von England.

nicht, an allen Orten auf der Rückreise nach seinen schlesischen Gütern, die vielfachen Beweise der Dankbarkeit und der Verehrung anzunehmen. Auch konnte die Reise wegen des kränkelnden Zustandes nur langsam und mit öftern Unterbrechungen ausgeführt werden. Seine letzten Lebensjahre verlebte er meist in Breslau und auf dem nicht weit davon entfernten Gute Krieblowitz, im Kreise seiner Verehrer und Angehörigen. Noch im Sommer 1816 machte er eine Reise durch Norddeutschland, besuchte Hamburg und seine Vaterstadt Rostock, und verweilte einige Zeit bei seiner Gattin in Berlin. Groß war an allen Orten der Wetteifer, ihm die Tage oder Stunden seines Aufenthalts durch feierlichen Empfang und durch gehäufte Merkmale der innigsten Ergebenheit angenehm zu machen. Mit wahrer Begeisterung nahm ihn die alte Hansestadt Hamburg in ihre Mauern auf, und ertheilte ihm das Bürgerrecht.

Auch sein Vaterland Meklenburg bewies auf mannichfaltige Art, daß es stolz darauf sey, einen solchen biedern und tapfern Deutschen erzeugt zu haben. Herzöge und Stände der beiden meklenburgischen Länder hatten schon im December 1814 den Entschluß gefaßt, noch bei Lebzeiten Blüchers ihm ein Denkmal seines Ruhms und seiner Größe zu setzen. Zu Berlin wurde seine Bildsäule von dem berühmten Künstler Schadow modellirt, von dem dazu aus Paris hinzugezogenen Gießer Lequine in Kupfer gegossen, und von dem Bildner Coué aus Paris, nach vollendetem Guß, übergearbeitet. Blücher ist in kurzem Leibrock und Stiefeln, mit vorgeneigtem Körper und vorschreitendem linken Fuß, als Marschall Vorwärts abgebildet; die rechte Hand mit dem Marschallsstabe streckt er aus; die linke ruhet auf dem krummen Säbel. Das Fußgestell, ein Würfel aus hartem Granit, von dem

Künstler Wangel in Rostock ausgehauen und aufs feinste geglättet, enthält vier große Metalltafeln. Die vodere hat die Inschrift: „Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt, die Seinen." Auf der hintern Tafel stehen die Worte:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß.
So riß er uns
Vom Feinde los.

Beide Inschriften sind von Göthe; doch ist die letztere zu allgemein, und bezeichnet nicht genug den Helden und Menschen Blücher. Die beiden übrigen Metallplatten haben vortreffliche, von der Meisterhand Schadow's ausgeführte Basreliefs, welche den Theil der Inschrift: „In Sturz und Sieg," bildlich darstellen sollen. Auf dem einen ist der Held vom Pferde gestürzt, und erhält durch seinen treuen Adjutanten das Pferd eines Uhlanen. Auf dem zweiten jagt er zu Pferde einen gehörnten Tiger und einen in der Hand mit einem Dolch bewaffneten und mit Vampirflügeln versehenen bösen Dämon in den Abgrund.

Am 26sten August 1819, dem Jahrestage der Schlacht an der Katzbach, wurde dieses Kunstwerk zu Rostock, wohin es von Berlin, auf einem eigenen dazu verfertigten und mit vierzehn Pferden bespannten Wagen, gebracht war, auf dem Blüchersplatz (sonst Hopfenmarkt) unter vielen Feierlichkeiten aufgedeckt. Die Bildsäule, welche mit dem Gesicht nach Süden gerichtet ist, wiegt 70 Centner, und die vier Tafeln 14 Centner Erz. Sie wird mit einem 850 Fuß im Umkreise großen Gitterwerk, von gegossenem Eisen, umgeben werden. — Eine solche, in Deutschland ungewöhnliche Anerkennung eines Deutschen beurkundet nicht nur die jetzt erwachte große

Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland, sondern ehrt auch die Verdienste eines Mannes, der durch That und Wort diese heilige Liebe weckte und nährte.

Auch Preußens dankbarer König erkennt die ausgezeichneten Verdienste Blüchers und seiner Mitfeldherren öffentlich an, und sucht durch Kunstwerke die Beweise einer Nationaldankbarkeit auf eine entfernte Nachwelt zu bringen. Auf allen Fluren des alten Deutschlands, auf denen preußische Heere im Befreiungskriege große Siege erfochten haben, werden aus gegossenem Eisen Siegesdenkmähler errichtet, die mit den Namen der preußischen Helden prangen. Ein solches Denkmahl, zugleich ein Gegenstand der schönen Kunst, steht auch auf dem Siegesfelde an der Katzbach.

Aber nicht bloß Regenten, sondern auch einzelne Staatsbürger suchten das Andenken des großen Helden und seiner denkwürdigen Zeit durch errichtete Denkmähler zu verewigen. Z. B. der Gutsbesitzer von Römisch zu Kleinskal in Böhmen, durch eine große, in Felsen gehauene Grotte, in welcher die Büsten und Namen der Helden stehen; — der Kriegsrath Scheffner in Königsberg in Preußen, durch die Errichtung eines eisernen Kreuzes auf dem Berge Galtgarb, dem höchsten Punkt in Preußen; — u. s. w. Die größte Mühe hat wohl auf die Errichtung eines solchen Denkmals, der nicht reiche Gastwirth Gottfried Kindermann zu Friedeberg in der Neumark, verwendet. Drei Jahre lang arbeitete er ganz allein an einem 40 Centner schweren Felsstück, um daraus einen regelmäßigen Stein, fünf Fuß hoch und zwei Fuß breit, zu erhalten. In demselben steht in einer Vertiefung Blüchers Brustbild aus Gußeisen, und darunter die im Stein eingeschnittene Inschrift: „Dem Helden Fürsten Blücher von Wahlstadt,

dem Retter deutscher Freiheit in der Schlacht bei Belle Alliance am 18ten Juli 1815." Dieser Stein ist vor dem Thore der Stadt Friedeberg auf einem gemauerten und von Bäumen beschatteten Fußgestelle errichtet.

An mehreren Orten Deutschlands nahmen öffentliche Gesellschaften, aus großer Anhänglichkeit an den gefeierten Helden, seinen Namen an. Wir finden Blücherklubbs*), Blüchervereine u. s. w. Und so bewiesen auch die Deutschen, daß ihnen keinesweges Nationalsinn fehle, und daß sie gern große Männer ehren, wenn sie nur wahrhaft deutschen Sinn und deutschen Muth öffentlich darlegen.

Wie wenige Sterbliche hätten diese großen Auszeichnungen ertragen können, ohne sich über ihre Mitbürger anmaßend zu erheben, und mit ihren Würden, Titeln und Orden zu prunken? Nicht so Blücher. Ihn freueten zwar die vielen ungeheuchelten Beweise der Anhänglichkeit seiner Landsleute, aber immer behielt er seinen bescheidenen Sinn, und sahe sich nur als ein Werkzeug an, durch das Gott so viel Herrliches hervorbrachte. „Nicht wir Menschen haben das große Ziel errungen, sondern Gottes Güte verschaffte uns den Sieg!" und bei einer andern Gelegenheit antwortete er: „Was ist es, was ihr so rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Diese bescheidene, Gott ergebene Gesinnung zeigte er bei

*) Dem am 16ten September 1816 zu Stettin gestifteten Blücherklubb schrieb Blücher eigenhändig den Wahlspruch vor: „Freundschaft, Eintracht und deutscher Gemeinsinn."

jeder Gelegenheit und unter allen Umständen bis an seinen Tod.

Mit ruhigem Blick sahe er sein Lebensende sich nähern. Die Bäder zu Carlsbad in Böhmen, welche noch im Sommer 1818 ihn sehr gestärkt hatten, bezeigten sich im folgenden Jahre weniger heilsam wirkend. Kränkelnd kam er daraus auf sein Gut Krieblowitz zurück. Gegen Ende des Monats August wurde er am Hämorrhoidalübel gefährlich krank, und alle Bemühungen der Aerzte zu seiner Wiederherstellung mußten fruchtlos seyn, da er den Gebrauch jeder Arznei verweigerte und stets behauptete, alle Kunst der Aerzte sey eitel, wenn der menschliche Körper sich selbst nicht mehr helfen könne.

Sein König, der zu der Zeit, wegen einer großen Musterung über die bei Kapsdorf versammelten Soldaten, in Breslau anwesend war, schickte seinen General-Adjutanten von Witzleben zu ihm. Er fand den Greis sehr schwach und erhielt von ihm den Auftrag, dem König für alle erzeigte Gnade zu danken und demselben seine zurückbleibende Familie zu empfehlen. Auch sollte er bitten, den Leichnam unter den drei Linden, am Wege von Krieblowitz nach Kanth, ohne alles Gepränge begraben zu lassen. Diesen Ort hatte sich schon früher Blücher zur Begräbnißstätte auserwählt, auch verordnet, darauf nur einen einfachen Stein zu legen, in welchem der Name des Verstorbenen eingegraben wäre. Der General von Witzleben wollte zwar nicht zugeben, daß der Kranke sterben müsse, und berief sich auf das Zeugniß der Aerzte. Blücher aber antwortete: „Ich weiß, daß ich sterbe; denn ich fühle es, besser als die Aerzte, die meinen Zustand nicht beurtheilen können. — Ich sterbe gern, ich bin nichts mehr nutz. — Sagen Sie dem König, ich habe ihm treu ge-

lebt, und werde ihm treu sterben." Hierauf nahm er die Hand seines Waffengefährten, drückte sie und nahm Abschied von ihm auf immer.

Als der König den gefährlichen Zustand seines treuen Blüchers erfuhr, kam er mit seinem Sohne, dem Prinzen Carl, selbst nach Krieblowitz. Anfänglich lag Blücher betäubt und ohne Theilnahme an Allem, was um ihn vorging; nachher erholte er sich und erkannte seinen geliebten König. Dieser unterhielt sich mit ihm und suchte ihn durch folgende königliche Worte zu stärken: „Sie können überzeugt seyn, daß Niemand mehr Theil an Ihrem Wohl nimmt, als ich. — Ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen schuldig bin. — Geben Sie die Hoffnung zu Ihrer Wiederherstellung nicht auf, folgen Sie dem Rathe Ihrer Aerzte, und brauchen Sie die Mittel, die man Ihnen darbietet." Mit innigster Rührung dankte der Greis seinem Monarchen und empfahl demselben seine Gattin. Beim Abschied drückte ihm der König gerührt die Hand.

In den letzten Lebenstagen empfand Blücher keine körperlichen Schmerzen, nur die Kräfte schwanden. „Nicht wahr, mein lieber Nostiz," sprach er zu seinem treuen Freunde, der ihm ein Glas Zuckerwasser zur Labung reichte, „Sie haben Manches von mir gelernt? — Jetzt sollen Sie auch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt." — Zuletzt ward er sprachlos, und am 12ten September 1819, Abends um zehn Uhr, machte ein Stickfluß seinem Leben ein Ende.

Am folgenden Tage versammelten sich sämmtliche, zur Heerschau bei Breslau zusammengekommene preußische Krieger um den Platz unter den drei Linden, und

weiheten ihn durch eine religiöse Feierlichkeit zur Grabesstätte für den Leichnam des alten Marschalls ein. — Der Leichnam wurde am 14ten einbalsamirt, und am 15ten, Abends um sechs Uhr, nach einer kleinen, schwarz ausgeschlagenen Capelle der katholischen Kirche im Dorfe Woischwitz, unweit Kapsdorf, vorläufig bis zur wirklichen Bestattung gebracht. Dem Leichenwagen folgten die beiden Adjutanten, Graf von Nostitz und von Strantz, und uneingeladen viele Staatsbeamte, Krieger und Einwohner aus Breslau. In der Kirche wurde der Sarg hingestellt und ein kurzes Gebet beschloß die ehrwürdige, aber prunklose Feierlichkeit, als den letzten Beweis der irdischen Liebe zu dem in höhern Lichtregionen jetzt weilenden Verklärten.

Auf des Königs Befehl mußte das ganze preußische Heer acht Tage lang den Tod seines ehemaligen Anführers zu Sieg und Ruhm, betrauern. Auch das Militair zu Hamburg und ein großer Theil der Bewohner dieser Stadt legten um den Tod des geliebten Mitbürgers Trauer an.

Die verwittwete Fürstin erhielt von ihrem Monarchen, sobald er die Nachricht von dem Tode des Fürsten erhalten hatte, ein eigenhändiges Schreiben, worin folgende Worte vorkommen, welche die großen Verdienste des Verstorbenen anerkennen: „Das Vaterland trauert mit Uns um den Verlust seines ersten Feldherrn; es wird ihm dankbar ein unvergängliches Denkmahl bewahren. Unfähig, Ihnen Trost zuzusprechen, dessen Bedürfniß ich selbst fühle, kann ich nur wünschen, daß die Zeit Ihren Kummer lindern möge."

Ganz Deutschland bezeigte öffentlich seine große Theilnahme an einem Verlust, den nicht Preußen allein, den das ganze deutsche Volk erlitten hatte. Mehrere

große Bühnen, in Berlin, Hamburg, Stettin u. s. w. veranstalteten Trauerfeierlichkeiten. Ihnen folgten die Vereine, welche Blüchers Namen tragen und die ehrwürdigen Gesellschaften, deren Stolz und Zierde er gewesen war.

Blücher hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne und eine Tochter, sämmtlich Kinder aus der ersten Ehe (die zweite blieb kinderlos). Sie wurden bei der Standeserhöhung des Vaters, in den Grafenstand mit Beibehaltung des Namens von Wahlstadt erhoben. Von ihnen ist der älteste, Graf Franz Blücher von Wahlstadt, auf Groß Ziethen bei Cremmen in der Mark, geboren 1777 zu Großen-Radow, jetzt preußischer General-Major. In dem großen Befreiungskriege hat er rühmlich mitgekämpft und mehrmals sein Blut vergossen, weshalb ihn verschiedene Orden zieren. Er war mit Bernhardine von Saß, aus Ostfriesland, vermählt, welche aber im Jahre 1806 zu Oldenburg starb. Seine beiden Söhne, Gebhard und Gustav, dienen seit dem 9ten April 1817 als Lieutenants bei dem Garde-Husaren- und Garde-Uhlanenregiment. — Der zweite Sohn, Graf Friedrich Blücher von Wahlstadt, geboren 1780, ist preußischer Major und trägt gleichfalls mehrere Orden. Er hat sich zu Berlin im Jahr 1809 mit Lisette von Connring vermählt.

Die Gräfin Friederike, geboren 1787 zu Großen-Radow, war im Jahr 1804 mit dem Oberstlieutenant Grafen von der Schulenburg auf Hornhausen vermählt. Nach dessen Tode zu Ranstedt bei Magdeburg (im Jahr 1813) wurde sie 1814 die Gemahlin des preußischen Kammerherrn Grafen Maximilian von der Asseburg auf Eggenstedt und Gunzleben bei Halberstadt.

Blücher besaß einen Körper, der in jeder Bewegung Kraft und in jeder Muskel Stärke verrieth. Er war

mittelmäßig groß und alle Theile hatten zu einander ein richtiges Verhältniß. Sein feuriges Auge, von dunkeln, buschigen Augenbraunen bedeckt, sprühete Feuerfunken in heftiger Leidenschaft, und bezauberte wieder zur andern Zeit durch den Abdruck der Herzensgüte und Milde. Alle seine Handlungen verriethen den Mann von Kraft, ohne dabei in das Gebiet des Gemeinen und Rohen überzuschreiten; vielmehr verrieth in feingebildeten Kreisen jedes Wort, jede Bewegung und jeder Gesichtszug die Bildung des Geistes und die Aeußerungen der Schicklichkeit, welche der feinere Gesellschaftston verlangt. Dieses Alles machte ihn zum Liebling der Frauenwelt, selbst noch in seinem höhern Alter. Unwiderstehlich war der Zauber, wenn seinem Munde liebliche Worte der Beredtsamkeit entströmten und die Hand behaglich den starken Knebelbart strich.

Mit gleicher Schwärmerei verehrte ihn die männliche Jugend; denn er war der herzliche Theilnehmer an ihren rauschenden Freuden, der billige Richter ihrer Verirrungen und der besorgte Freund für ihr künftiges Schicksal. Ihn schätzten Männer und Greise wegen seines offenen, biedern Urtheils und wegen seiner rücksichtslosen Vertheidigung alles dessen, was er für recht und wahr erkannte.

Nur gegen Höhere war sein Benehmen voll Ernst, Würde und Anstand. Den Freund behandelte er offen und zutrauungsvoll, den Fremden höflich und zuvorkommend, den Untergebenen mit Milde und Sanftmuth, und den Beleidiger oder heimlichen Verläumder zwar artig, aber mit einer solchen Kraft, welche die niedrige Handlungsweise des Elenden und Feigen zur drückenden Last machte.

Streng war er im Dienst und ahndete schonungslos

jede Vernachlässigung. Dessen ungeachtet verehrte ihn jeder Soldat und opferte gern sein Leben für ihn. Er ehrte aber auch in dem gemeinen Soldaten den Menschen, sahe ihn nicht als ein Wesen niedriger Ordnung und als einen Sclaven an, sondern behandelte ihn als treuen Waffengefährten in den ernsten Stunden der Entscheidung. „Wie geht's, Camerad?" war die gewöhnliche Anrede, selbst als Fürst und Feldmarschall, wenn er zu einem einzelnen ausgestellten Posten kam. In allen Feldzügen sorgte er zuerst für seine lieben Soldaten und dann für sich.

Ein unbegränztes Vertrauen setzte das Heer in den kühnen, unerschrockenen Anführer, der vor keiner Gefahr bebte, in Bedrängnissen einen sichern Weg zu finden und die größten Schwierigkeiten mit Leichtigkeit zu überwinden verstand. In seiner Jugend und selbst noch in den ersten Feldzügen am Rhein, als er schon Oberst war, zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit und Kühnheit aus. So hatte ein französischer Offizier, stark und gewandt, mehrere von dem preußischen Feldposten bei Lauterek getödtet. Blücher, den dieß verdroß, ritt auf ihn zu, bot ihm einen guten Morgen, und hieb ihn, nach einem kurzen Gefecht, vom Pferde. Er nahm hierauf das Pferd, gab es einem der Husaren, die nachgeritten kamen, und rief diesen zu: „Ihr seyd elende Kerls! könnt nicht einmal den Kerl vom Pferde hauen!" Das erbeutete Pferd stand noch mehrere Jahre in Blüchers Stall. Dieser persönliche Muth verließ ihn auch im hohen Alter nicht. Deshalb konnte er auch bei Andern nicht den Schein der Feigheit dulden. Wer diesen Fehler sich zu Schulden kommen ließ, der durfte nie auf seine Zuneigung Anspruch machen; deshalb spottete er so oft über das schreibende Hauptquartier, das seine

Kraft äußerte, wenn Alles sicher war, aber sogleich einpackte, wenn Gefahren einbrachen.

Nicht in langen Berathschlagungen den sichersten Plan ergrübeln, aber einen an Ort und Stelle gemachten Entwurf glücklich und besonnen auszuführen, darin war Blücher unübertrefflich. Bei solchen Angriffen vertraute er seinem geübten Blick, die schwachen Seiten und gegebenen Blößen des ihm gegenüber stehenden Feindes schnell zu entdecken, zu benutzen, und so weit die Kräfte hinreichten, den errungenen Vortheil zu verfolgen. — Als Feldherr ruhete keine Kraft müssig; jeder Theil des Heeres, ja jeder einzelne Soldat mußte ohne Versplitterung der Zeit das vorgesteckte Ziel zu erreichen suchen. Diese Sparsamkeit in Anwendung der Mittel, verbunden mit einer nicht zu ermüdenden Thätigkeit, machte ihn zu einem furchtbaren Gegner im Kriege. Oft genug hat das Buonaparte empfunden. Aus Verdruß suchte er sich wegen des vielfach erlittenen Verlustes, durch ein öffentlich ausgesprochenes höhnendes Urtheil über ihn zu rächen. Gewöhnlich bezeichnete er ihn mit der Benennung: Husarengeneral, und später, als dieser Husarengeneral oft und derb genug den Mann des neunzehnten Jahrhunderts gezüchtigt hatte, nannte er ihn den Alten.

Dagegen erhielt Blücher von den Russen, denen das ununterbrochene, rasche Fortschreiten auf einer geöffneten Siegesbahn gefiel, den Namen: Marschall Vorwärts, eine Benennung, die wegen ihrer richtigen und kraftvollen Bezeichnung, sich allgemein verbreitete und auf die Nachwelt übergehen wird.

Er schätzte Gelehrsamkeit und wahr gebildete Männer. Er selbst hat ja am Schluß des vorigen Jahrhunderts über den kleinen Dienst und über seinen Feldzug am Rhein etwas drucken lassen, und darin mehrere klein

Züge aus seinem frühern Leben bekannt gemacht. Wie sollte er nicht Schriftsteller geachtet haben, da er sich selbst ihrem Orden beigesellt hatte? Nur aus den Studirzimmern und Actenkammern erwartete er kein großes Heil der Staaten. Er entschied lieber mit dem Degen, wo Andere mühsam das Recht aus Urkunden zu erörtern vermeinten. — Auch die schönen Künste fanden in ihm einen Beschützer, nur waren sie bei ihm den höhern Pflichten der Menschheit weit untergeordnet.

Wohlthaten zu spenden, den Hungrigen zu speisen, den Nackten zu kleiden, den Bedrängten aus der Noth zu reißen, war bei ihm nicht bloß innerer Drang eines weichen, gefühlvollen Herzens, sondern die Erfüllung der ersten Pflichten des verständigen Mannes. Groß ist die Summe, welche er in seinem langen Leben verwendet hat. Doch nie prunkte er damit; denn alles, was auf eitle Ehre und Hoffahrt hindeutete, war seinem frommen, bescheidenen Sinn zuwider.

Geleistete Dienste, erwiesene Gefälligkeiten und wirkliche Aufopferungen vergaß er nie; jede Gelegenheit, sich dankbar zu bezeigen, ergriff er mit Vergnügen. — Fremdes Verdienst erkannte er gern und willig an, ja kräftig hob er es hervor, wo es durch Zufall oder Laune unterdrückt wurde. Eben so eifrig führte er ein übertragenes Geschäft aus, wenn er gemeinschaftlich mit Andern, als wenn er allein für sich handeln sollte und an der Spitze des Unternehmens stand. Mißgunst und Neid, oft das Erbtheil der Feldherren, kannte sein offenes biederes Herz nicht. Seinem Könige unerschütterlich treu zu dienen, sein Vaterland zu verherrlichen, scheuete er keine Gefahr und keine Anstrengung, mochte er selbst große Heere selbstständig leiten, oder höhern Anführern untergeordnet seyn.

In gefahrvollen Stunden verließ ihn nie der Glaube

an eine höhere Lenkung menschlicher Schicksale. Auf sie war sein Blick gerichtet, wenn in verhängnißvollen Zeiten das Böse zu triumphiren schien; dann verzweifelte er nicht an einer Umwandlung derselben, an den Sieg des Guten und der Tugend. Diese Hoffnung stählte seinen Muth und verlieh ihm Kraft zur Ausdauer in herben Ereignissen.

Dabei war er kein Feind der Erdenfreuden, vielmehr suchte er seine natürliche Neigung dazu gern zu befriedigen. Vorzüglich angenehm waren ihm die Freuden der Tafel, da durch sie der Frohsinn der Menschen so leicht erweckt wird. Doch in dem rauschendsten Vergnügen, für Viele eine sehr gefährliche Klippe, verließ ihn nie seine Besonnenheit und sein natürliches Wohlwollen. — Er war ein großer Freund von gesellschaftlichen Spielen, selbst wenn sie hohe Glücksspiele waren. In den Jahren 1792 bis 1806 besuchte er gern die Badeörter des westlichen Deutschlands, und wurde hier oft den Bankhaltern eben so gefährlich, wie späterhin dem großen Spieler Napoleon, indem er ihnen die Bank sprengte.

Doch mehr als Spiel liebte er jene muntern, frohen Gesellschaften, in denen seine unerschöpfliche heitere Laune Alles um ihn bezauberte und zum neuen Leben leitete. Hier urtheilte er frei und offen über alle heimliche Kabalen und Ränke, und im heiligen Eifer für Recht und Wahrheit, vergaß er zuweilen die enggezogenen Gränzen des Hergebrachten, und die Regeln einer vorsichtigen, lauernden Klugheit. Sein kräftiges Urtheil, seine begeisternde Rede entflammte Jüngling und Mann zum kräftigen Handeln in der Zeit der Anfechtung und der Noth. Sein Beispiel, sein Wort leitete sie auf der Bahn des Sieges. Mit Gott! für König und Vaterland! war die Zauberformel, welche lebenslustigen Jünglingen

Todesverachtung einflößte, besonnene Männer zur Aufopferung alles dessen, was ihnen auf der Erde theuer war, anfeuerte, und Greisen noch Jünglingsstärke gab. Aber Allen war er das leuchtende Vorbild der unerschütterlichsten Treue gegen den König und der höchsten Liebe für das theuere Vaterland.

Wohl dem Lande, in dem zur Zeit der Gefahr ein Blücher lebt, aber auch wohl jedem tapfern, biedern Mann, dem, wie Blüchern, ein gerechter und dankbarer Fürst das ganze Vertrauen schenkt.

Verbesserungen

im ersten Heft der Denkmähler.

Seite 9 Zeile 3 hinter dem Worte Mutter ist zu setzen: eine geborne Krüger aus Braunschweig.

— 21 Z. 2 v. u. statt Lust- und Trauerspiels lies Lust- oder Trauerspiels.

— 22 Z. 13 ist seel. zu streichen.

— 24 Z. 24 statt: ernannte. Zugleich wurde er in den Adelstand erhoben, ist zu lesen: ernannte, wodurch er zugleich in den Adelstand erhoben wurde.

S. 33 Z. 23 — 26. Durch Abkürzung des Manuscripts entstand Undeutlichkeit und aus ihr ein arger Druckfehler. Diese vier Zeilen müssen so gelesen werden: Endlich verstand sich dazu ein gewisser Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel zu Reval *). Dem wahren Verfasser half dieser ihn noch mehr schändende Schritt zu nichts. Er mußte,

---

*) In einer kleinen Schrift: „Erklärung des Verfassers der Schrift Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn. Königsberg 1791. 8." bekannte er sich öffentlich zur Autorschaft, und ließ sich diese durch eine gleichfalls daselbst abgedruckte gerichtliche Urkunde des kaiserlichen Notars Wilhelm Dom zu Reval, wo Kotzebue Gerichtspräsident war, bestätigen. Vergl. Allgem. Deutsche Bibl. 12r Band 1s Stück. Kiel 1792. S. 196 bis 223.

durch die Untersuchungen der Justizkanzlei in Hannover entlarvt, in den Zeitungen eine Anzeige vom 24sten December 1791 abdrucken lassen, worin er zugestand, die erste Idee zu diesem Schauspiele aus sich genommen, alle darin vorkommende Anecdoten aber von seinem Freunde, wörtlich mitgetheilt, erhalten zu haben. — Der unglückliche Polizei-Director Kloggenbring in Hannover, als Schriftsteller, Geschäftsmann und Mensch sehr geachtet, in der Schandschrift aber auf's gröblichste gemißhandelt, verlor darüber seinen Verstand ꝛc.

S. 61 Z. 4 v. u. statt dem ältern, bis jetzt, ist zu lesen: den ältern, bis dahin.

— 64 Z. 19 ist nach dem Worte Abschreibers, der Name Koch, und

— 84 Z. 2 hinter Stubengenosse der Name Dittmar zuzusetzen.

— 119 Z. 13 ist einzuschalten:

Kotzebue ist dreimal verheirathet gewesen. Seine erste Frau, Friederike von Essen, war die reich begüterte Tochter des Generals von Essen, deren Tod S. 34 erwähnt ist. Nach der Zurückkunft in Esthland von der ersten Reise nach Frankreich, verehelichte er sich mit dem Fräulein Christel von Krusenstern, einer nahen Verwandtin des berühmten Erdumseglers. Sie starb zu Berlin im Jahr 1803 an der Auszehrung, und über ihren Tod empfand Kotzebue wahre, aufrichtige Trauer. Um sich zu zerstreuen, machte er seine zweite Reise nach Frankreich (S. 52), hielt sich aber nicht lange daselbst auf und kehrte bald nach seinen Besitzungen in Liefland zurück. Hier wurde er der Gemahl seiner dritten Frau, gleich-

falls eines Fräuleins von Krusenstern, einer nahen Verwandtin und vertrauten Freundin seiner zweiten Gattin. Bald nach der Vermählung begleitete sie ihn auf der Reise nach Italien (S. 53), und beweint jetzt als Wittwe sein unglückliches Ende.

Cognizo.

Digitized by Google

Cogniazo,

geb. 25. Jul. 1732; gest. 25. Jul. 1811.

Wie mancher Name, einer ehrenvollen Erinnerung würdig, ist vergessen; wie manches Muster, geschickt, eine heilsame Nachahmung zu erwecken, ist dem Blick entzogen; wie manche Lebensgeschichte eines Redlichen, welche edle Herzen mit innigem Wohlgefallen erfüllt haben würde, ist unbekannt geblieben, — weil entweder die Bescheidenheit dessen, den sie betrifft, oder weil Ungunst der Umstände jenen Namen, jenes Muster, jene Geschichte, welche dem Lichte angehört hätten, dem Dunkel überlassen haben! —

Da aber eine heilige Verpflichtung auf uns ruht, dem Vortrefflichen, wo wir es irgend finden, zu der gebührenden Ehre und zu der wohlthätigen Wirkung, welche es, wo es erscheint, überall hervorbringt, zu verhelfen; so wollen wir hier die Geschichte eines Ehrenmannes erzählen, welche um desto größere Aufmerksamkeit verdient, da sie zugleich förderlich seyn kann, über einen wichtigen Ab-

schnitt unserer vaterländischen Geschichte, den der Regierungszeit des großen Friedrichs, einiges Licht mehr zu verbreiten.

Cogniazo, in Ungarn geboren, stammte durch seine Ahnen aus dem alten Freistaat Venedig ab. Seine Mutter war aus dem Hause derer von Normann. Der Vater hatte mit Auszeichnung im österreichischen Heere gedient. Als König Friedrich II. von Preußen, der Beschützer Kaiser Carls VII. (Kurfürst von Baiern) gegen Oesterreich, von der Uebermacht Maria Theresia's (1744) dergestalt bedrängt wurde, daß er seine Völker aus Böhmen nach Schlesien zurückführen mußte, um nicht von dieser Feste seiner Macht abgeschnitten zu werden, hatte er auch seinem General Einsiedel befohlen, Prag zu räumen. Hier war es, wo Cogniazo's Vater seine Laufbahn glorreich beschloß. Er hatte nämlich mit Daransetzung seines ganzen Vermögens, eine Freischaar Dalmatiner für den Dienst seines Vaterlandes geworben; dazu war ein Bataillon Temeswarer unter Simschön und ein Trupp Husaren gestoßen, und mit diesen 3000 Mann hatte er jenen preußischen General Einsiedel, der mit 10,000 Mann Prag besetzt hielt, nicht nur ununterbrochen beobachtet, sondern auch, als Einsiedel am 26. Nov., dem Befehle seines Königs gemäß, die Stadt räumte, einen kühnen Angriff auf den ausrückenden Nachtrab gemacht. Hier war er ruhmvoll gefallen. „Herr von Einsiedel," schreibt Friedrich im 2ten Theile seiner hinterlassenen Werke, „hatte seine Vorkehrungen so übel getroffen, daß, als seine Truppen noch aus dem St. Carlsthore zogen, schon 400 Panduren von einer andern Seite in die

Stadt eindrangen. Diese Ungarn griffen den Nachtrab an. Herr von Rothenburg aber ließ einige Geschütze mit Kartätschen gegen sie losbrennen, wodurch sie im Zaum gehalten wurden."

Das Verdienst des Vaters anerkennend und ehrend, nahm Kaiserin Maria Theresia des hinterlassenen Sohnes, damals erst 12 Jahr alt, sich mit mütterlicher Sorgfalt an, ließ ihn an ihrem Hofe erziehen und empfahl ihn nochmals, als er in das Regiment Erzherzog Carl eintreten konnte, dem Befehlshaber desselben, dem Obersten Siszkowitz, auf das Angelegentlichste.

Cogniazo, vortrefflich vorgebildet, ein heller Kopf und ein wackerer Degen, zeichnete sich überall, wo er in den Kampf kam, durch Geist und Tapferkeit aus. Das bestätigen seine Wunden und seine — Schriften; denn im Getümmel der Schlachten, wie in der nachfolgenden Ruhe der Läger sammelte er, stets aufmerksam, nachdenkend, fleißig die Stoffe, aus welchen er nachmals sein Hauptwerk, „Geständnisse eines österreichischen Veterans," zusammengestellt und sich um die Geschichte seiner Zeit ein hohes Verdienst erworben, zugleich aber auch sich selbst das schöne Denkmahl eines eben so geistreichen und erfahrenen, als unpartheiischen, bescheidenen und edeldenkenden Mannes errichtet hat.

Der Krieg, welchen man „den siebenjährigen" zu nennen pflegt, hatte 1756 einen für Oesterreich unglücklichen Anfang genommen. Die Sachsen waren bei Pirna gefangen, die Oesterreicher bei Lowositz zurückgetrieben und bei Prag geschlagen worden. Cogniazo, von Jugend auf in dieses Kriegsgetümmel verwickelt und ein begeisterter Verehrer, Feldmarschall Browns, schreibt jene Unglücksfälle beson-

bers denen auf die Rechnung, welche die Rathschläge des weiseren Marschalls nicht befolgen wollten und dann gar 1757 vor der Prager Schlacht, zu tiefster Betrübniß des Heeres, ihm den Oberbefehl entwanden und den Prinzen Carl von Lothringen, welcher bereits in den frühern Feldzügen, (5. Jún. und 30. Sept. 1745) bei Hohenfriedberg und Sohr (oder Sorr) schwere Niederlagen erlitten hatte, über das Heer setzen. Durch Vernachlässigung der Rathschläge Browns, der auf schnelle und kräftige Rüstung und frühzeitiges Vorrücken gegen den preußischen König drang, welches aber alles versäumt wurde, sey es geschehen, — behauptet Cogniazo, — daß Oesterreichs Heere im Jahre 1756 weder frühzeitig, noch zahlreich genug versammelt waren und daß es nun Friedrich dem Großen gelingen konnte, vorwärts in Böhmen einzurücken und unterdessen hinterwärts die Sachsen zu fangen. Bei Lowositz (1 Octob.) habe Brown zur Errettung der Sachsen nicht durchdringen können, theils, weil sein Heer nicht stark genug war, theils, weil die Kaiserin ihm ausdrücklich befohlen hatte, das Heer noch einstweilen zu schonen, theils, weil der Führer seines Vortrabes, Baronyai, statt der höhern Berge um Lowositz, nur die niedrigern besetzt und dadurch dem preußischen Könige Gelegenheit gegeben hatte, sich jener die Gegend beherrschenden Höhen zu bemächtigen, worauf dann die Stellung von Lowositz nicht länger behauptet werden konnte und der Rückzug nach Budin unter großen Gefahren angetreten werden mußte. Noch ein letzter Versuch zum Entsatz der Sachsen, welchen Brown machte, indem er selbst, unter namenlosen Beschwerden, durch weglose Gegenden eine Hülfsschaar bis in die Nähe von

Schandau führte, sey mißlungen, theils, weil die Sachsen nicht zu der bestimmten Zeit den Ausbruch nach dem rechten Elbufer hin unternehmen konnten, theils, weil, als sie ihn, eine Nacht später, nun in der That wagten, der ungeheure Sturm die Kanonen-Signale, welche vom Königstein aus, den Oesterreichern gegeben wurden, verwehete.

Friedrich hatte seinen Zweck erreicht; Sachsen war besetzt und entwaffnet; dann verließ er Böhmen für den Winter und genoß in Sachsen und Schlesien der Ruhe.

Für das folgende Jahr 1757 war nun freilich die gesammte Macht Oesterreichs aus der Nähe und Ferne in Böhmen versammelt worden, und es näherten sich außerdem die Hunderttausende der Bundesgenossen aus Westen, Norden und Osten. Aber alles, was dieses ungeheure Uebergewicht der Streitkräfte Gutes hoffen ließ, wurde, wie Cogniazo beweiset, durch große Fehler in der Anwendung derselben wieder verdorben. Das Kriegstalent Friedrichs, die stärkere Gewandtheit seiner Völker in den Bewegungen und — was den Oesterreichern so sehr fehlte — Einklang und Folgsamkeit bei den Befehlshabern, die einzige Quelle, aus welcher auch in den verzweifeltsten Lagen Rettung geschöpft wird, — hier lag das Uebergewicht der Preußen. Es ist wahr — fährt Cogniazo fort — die damalige Beschaffenheit des österreichischen Heeres konnte wegen des schönen und vielen Volks, der zahlreichen und wohlbedienten Geschütze und aller Kriegserfordernisse nicht allein gut, sondern vortrefflich heißen; aber jener einförmige, rasche, bestimmte Gang, der in den preußischen Unternehmungen die Gegenwart des Alles selbst ordnenden und belebenden Königs

kund that, war nicht bei den Oesterreichern anzutreffen. Ihre schönsten Kriegsheere sahen sich durch die Uneinigkeit der Meinungen am Hofe und unter den Feldherrn beinahe eben so oft geschlagen, als durch die Geschicklichkeit eines Gegners, welchen tiefe Kenntnisse der Menschen, der Staaten und des Krieges in Stand setzten, aus jeder gegebenen Blöße und aus jeder verschuldeten Versäumniß auf der Stelle seinen Vortheil zu ziehen. Dieses sind die Ursachen des mißlichen Anfangs und des höchst traurigen Ausgangs dieses Feldzuges.

Auch 1757 hielt, wie uns Cogniazo berichtet, Marschall Brown, und mit ihm mancher erfahrene Mann, dafür, daß mit der Eröffnung des neuen Feldzuges man nicht säumen und daß dessen erster Gegenstand kein anderer seyn dürfe, als die Wiedereroberung Sachsens; denn man müßte den Verbündeten gleich im Anfange ein glänzendes Waffenwerk zeigen und dadurch ihre Lust zu schneller und kräftiger Theilnahme befeuern. Aber es gab Andere, und an ihrer Spitze stand Prinz Carl von Lothringen, welche meinten, man müßte vorerst Zeit zu gewinnen suchen und bis dahin, daß auch die Verbündeten im Felde erschienen, nur vertheidigungsweise verfahren. Und Prinz Carl ward gehört und erhielt den Oberbefehl. „Jedermann aber," sagt Cogniazo, „hatte gehofft, der Vorschlag Browns würde angenommen und die Ausführung desselben ihm, ich will nicht sagen dem einzigen Mann überhaupt, aber gewiß dem Einzigen, in dessen Einsicht und Entschlossenheit das Heer das größte Zutrauen setzte, übertragen werden." Statt nun entweder eine sichere Stellung zu nehmen, oder wenigstens mit aller Macht vorwärts zu dringen, ließ Carl vereinzelte Heer-

haufen gegen die böhmische Grenze vorrücken; diese alle aber wurden gar bald durch Friedrichs Klugheit und Waffen bis vor die Thore von Prag zurückgedrängt und „hier fand uns," klagt Cogniazo, „nun (6. Mai) der König, wie er schon lange uns zu finden gewünscht hatte, nämlich auf einem Klumpen und in dem sorglosesten Zutrauen auf die Güte unserer Stellung. Gleich einem Jäger, der ohne Geräusch das Wild mit Netzen umstellt, umstellte er uns von allen Seiten dergestallt mit seinen Truppen, daß wir bei jeder mißlichen Wendung der Schlacht schlechterdings diesen oder jenen seiner Schaaren in's Schwerdt fallen, und entweder unsere ganze Kriegsmacht durch eine fruchtlose Gegenwehr aufopfern, oder, in Ermangelung jedes andern Rückzuges, uns den Weg nach Prag, als den nächsten, der uns zur Kriegsgefangenschaft führen konnte, gefallen lassen mußten."

Das waren die Folgen der Vernachlässigung aller Rathschläge Browns, sowohl der frühern, als auch derer, welche er noch jetzo, aber immer ganz vergeblich, zu geben nie ermüdete. Die letzten Thaten Browns, wodurch er, sich selbst aufopfernd, das schon hereindrohende Unglück im Prager Schlachtfelde noch abzuwenden, die letzten Kräfte aufbot, schildert Cogniazo mit folgenden Worten: „Das Heer, welches nicht die geringste Anordnung auf den Fall eines Angriffs (denn man hielt seine Stellung für unangreifbar und, in so fern man bloß auf den parallelen Angriff rechnete, schien sie auch beinahe unbezwingbar zu seyn) erhalten hatte, befand sich beim Anmarsch der Preußen noch in voller Ruhe; als aber das Feuer auf den Vorposten heftiger wurde, brach das erste Treffen eiligst die Zelte ab und marschirte auf den vorlie-

genden Anhöhen auf. Brown war der erste auf dem Platze. Als er sah, daß sich der Feind gegen Potschernitz (also gegen den rechten östr. Flügel) zog, veränderte er sogleich die Schlachtordnung und ließ das erste Treffen rechts abmarschiren, um dem Feinde, der unsre rechte Flanke und Rücken suchte, zuvorzukommen. Während dieses Vorgangs machte nun auch das zweite (östr.) Treffen Anstalt, auszurücken und sich zu formiren. Die Reiterei war größtentheils noch abwesend; der Ueberrest sattelte, da schon Alles in voller Bewegung war. Graf Lucheſi, der den rechten Reiterflügel befehligte, eilte mit dem, was er vorfand, in die Ebene von Untermicholup, ohne auf das Fußvolk Rücksicht zu nehmen, dessen Flügel, eben wie jener der Reiter, in der Luft stand. Brown machte in der Geschwindigkeit den Fehler wieder gut, indem er die Grenadiere der Regimenter in 2 Linien stellen und dadurch die zwischen der Reiterei und dem Fußvolk entstandene Lücke ausfüllen ließ. Wäre diese Lücke die einzige gewesen, oder hätte jeder Brigadier Browns Geistesgegenwart und Einsicht gehabt, die Fehler so rasch und glücklich wieder gut zu machen, so ist es zweifelhaft, ob der König den Sieg, wiewohl er ihm wegen seiner schönen Anordnung an diesem Tage und wegen der Tapferkeit seiner Feldherren und Völker so sehr gebührte, würde davon getragen haben. — Kaum war oben gedachtes Grenadiercorps in die Lücke zwischen dem Fußvolk und dem Reiterflügel eingerückt, als schon von Seiten des linken feindlichen Flügels der Angriff erfolgte. Er kostete dem Schwerinschen Corps, wegen der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Lage und des Kreuzfeuers der Geschütze, unter welchem es sich aufstellen

mußte, viel Blut und Arbeiten. Feldmarschall Brown schlug diesen Angriff mit so vieler Tapferkeit ab, daß die feindlichen Bataillone in größter Eil und Verwirrung sich zurückzuziehen genöthigt waren. Wenn ein Heer von einem so außerordentlich günstigen Umstande nicht Vortheile zieht, so kann man sagen: Es verdient nicht, zu siegen. — — Brown, um jene Vortheile zu benutzen, setzte deshalb sogleich seinen rechten Flügel in Bewegung, ohne daß man noch recht wußte, ob er mit demselben geradeaus oder in einer schiefen Bewegung manövriren wollte. Er schickte Befehle über Befehle, daß die Reserve vorrücken solle. Er ermahnte die Generale, daß sie die durch das Rechtsziehen der Truppen entstandenen Lücken eiligst wieder besetzen sollten. Aber — jetzt empfing er eine tödtliche Wunde. Er mußte das Schlachtfeld verlassen. Seine große Anstalt lief unter den Händen seiner Nachfolger, die nicht einsahen, wie es damit gemeint sey, bloß darauf hinaus, daß man die tapfern Grenadiere einer übel verstandenen Bravour überließ und ihnen erlaubte, dem fliehenden Feinde, mit dem Säbel in der Faust nachzurennen und ein mehr prahlendes, als nützliches Manoeuvre à la Turque zu machen, ohne daran zu denken, wie nothwendig es sey, dergleichen Schwärme von Fußvolk, die, gleich den Schwärmen der Reiterei, am Ende doch immer zurückprellen, durch wohlgeschlossene Brigaden auf dem Fuße zu unterstützen." — Cogniazo schildert dann noch im Folgenden, wie der rechte österreichische Reiterflügel durch die preußische Reiterei aus dem Felde geschlagen und dadurch die rechte Seite und der Rücken entblößt worden sey, und wie zuletzt die Tapferkeit des Feldmar-

schalls Schwerin, der an der Spitze des preuß. linken Flügels sich aufopferte, und die Geistesgegenwart des Königs selbst, der mit größter Schnelligkeit in jene Oeffnung drang, welche durch das viele und eilfertige Rechtsziehen im ersten Treffen der Oesterreicher entstanden war, den Sieg der Preußen entschieden habe, indem nun der rechte östr. Flügel vom linken abgerissen, jener in das weite Feld und dieser in die Thore von Prag hineingetrieben worden sey.

Darnach zog Cogniazo in die Kolliner Schlacht (18. Junius), welche Feldmarschall Daun, um 50,000, nebst dem Prinzen Carl und dem hinsterbenden Feldmarschall Brown, in Prag eingeschlossene und belagerte Oesterreicher vor der Schmach der Gefangenschaft zu bewahren, auf Befehl seiner Kaiserin wagen mußte.

Die Schilderung Dauns, welche Cogniazo seinen „Geständnissen" eingewebt hat, glauben wir unsern Lesern um so weniger vorenthalten zu dürfen, da sie nicht nur in jene Reihe von Denkmählern ausgezeichneter Menschen, welche Hauptgegenstand dieser Zeitschrift sind, schon an sich zugehört, sondern auch, weil sie unsern Cogniazo uns als hellen Menschenbeobachter zeigt.

„Leopold, Graf von Daun," sagt er, „der Sohn eines der größesten Männer, der schon im Anfange dieses Jahrhunderts dem Durchlauchtigsten Erzhause in Italien durch die Vertheidigung von Turin und die Eroberung von Neapel die wichtigsten Dienste geleistet hatte, trat frühzeitig in die Fußstapfen seines Vaters. Die damalige Verwirrung der Welt- und Staats-Händel und die bis auf den Aachner Frieden auf einander folgenden Kriege, denen Daun in verschiedenen Theilen Europas

beigewohnt hatte, gaben ihm die erwünschte Gelegenheit an die Hand, seine früh aufblühenden Staats- und Kriegs-Talente zu entwickeln und die in allen Fächern der Kriegswissenschaft erworbenen, theoretischen Kenntnisse an dem practischen Maßstabe der Erfahrung zu prüfen. Indessen hatte ihm das Glück während dieser Laufbahn noch keine hervorglänzende Rollen zugedacht. Still und ohne Geräusch, schwang er sich durch alle Stufen des Dienstes empor, zufrieden mit dem Beifall der Feldherren, denen seine bei allen Gelegenheiten an den Tag gelegte Vorsichtigkeit und Klugheit nicht unbemerkt blieb, und mit der Hochachtung und Liebe der Truppen, welche seinen unerschrockenen Muth in den größten Gefahren und seine seltene Kaltblütigkeit in den hitzigsten Gefechten bewunderten. Khevenhüller, der dafür bekannt war, daß er das Verdienst der ihm untergeordneten Feldherren und ihre Fähigkeiten eben so genau kannte, als er beides streng beurtheilte, sah schon lange voraus in Daun den methodischen Mann, in welchem er, wie er sich ausdrückte, nach seinem Tode wieder aufleben und der durch Einführung einer bessern Kriegszucht und einförmiger Kriegsübungen dem Heere jene Art von Festigkeit geben würde, welche er selbst, der Eroberer Baierns, während der Kriegsunruhen ihr zu geben nicht im Stande gewesen war. Bald nach dem Aachner Frieden, legte auch in der That Graf Daun Hand an das große Werk. Die Materialien, welche sein Lehrmeister Khevenhüller, und vor diesem Montecuculi und Andere gesammelt und theils im Druck, theils in Handschriften hinterlassen hatten, benutzte, ordnete und richtete er, den Verhältnissen des Staats und des Kriegsheeres gemäß, ein und führte so

jenes Gebäude der österreichischen Kriegsverfassung auf, welches, wenn es auch der preußischen Einrichtung nicht gleich gestellt werden konnte, doch, bei allen seinen Mängeln, das eigene, große Verdienst hatte, in den österreichischen Heeren das erste und einzige in der Art zu seyn. Dieses Werk zu Stande zu bringen und durchzusetzen, kostete ihm unsägliche Mühe. Es würde vielleicht, außer ihm, Niemand vermögend gewesen seyn, die manchfaltigen Schwierigkeiten, welche eine so große Neuerung im Kriegsheere mit sich führte, und die namenlosen Hindernisse zu besiegen, welche ihm theils der heimliche Neid der Nebenbuhler seines bevorstehenden Ruhms, theils der laute Widerspruch angesehener, mit Titeln und Ordensbändern gewaffneter Widersacher und überhaupt die im Heere und am Hofe auf alle seine Maßregeln auflauernde Kabale in den Weg gelegt hatten. Aber großer Einfluß bei Hofe, außerordentlicher Patriotismus, Verstand, Wille, Macht vereinigten sich in ihm, daß ihm das große Werk dennoch gelang. — Wäre es in dem gegenwärtigen Kriege bloß darauf angekommen, vertheidigungsweise im strengsten Sinne zu gehen, für die Sicherheit und Erhaltung des Heeres zu sorgen, den Feind durch Hin- und Hermärsche zu ermüden und ihm durch vortheilhafte Stellungen den Sieg zu erschweren; hätte ferner Daun keinen so großen Geist, kein so rasches Genie, als Friedrich II. war, vor sich gehabt, jenen Friedrich, der ihm nicht immer erlaubte, systematisch zu handeln, sondern oft starke, unerwartete Ausnahmen von der Regel machte: dann konnten freilich die Sachen in keinen bessern Händen, als in den seinigen stehen. Sehr richtig sagt der geistreiche Prinz von Ligne von ihm: Marschall Daun, der

vermöge seines kalten Blutes, im Gegensatze des Ungestüms der französischen Heere, vortrefflich gegen diese gewesen seyn würde, ward öfters in seinen Unternehmungen von dem Geiste Friedrichs, der ihn überlistete, aufgehalten. Sein bei Kollin, wo er die Monarchie gerettet hatte, erworbener Ruhm hielt ihn öfters ab, solchen von neuem auf's Spiel zu setzen. Er war ein verehrungswürdiger, stets nach Regeln handelnder Mann und besaß die wünschenswertheste Tapferkeit, wenn er dem feindlichen Feuer ausgesetzt war, als wenn er sich ruhig in seinem Zimmer befände. Seine Unentschlossenheit aber vereitelte viele gute Entwürfe, von welchen ihm Lascy den besten Erfolg versprochen hatte." Ein richtiges Urtheil! Nur muß man, meines Erachtens, den Grund dieser Unentschlossenheit nicht darin suchen, daß der Sieger von Kollin seinen daselbst erworbenen Ruhm nicht von neuem auf's Spiel hätte setzen wollen. Er war in jedem Betracht zu sehr Patriot, zu sehr auf den Ruhm und das Wohl seiner Monarchie bedacht, als daß er bloß auf seinen Privatruhm hätte Rücksicht nehmen und sich deshalb auf unwirksame Feldzüge einschränken sollen. Nur drei Dinge machten seine Kriegsoperationen etwas langsam und schwerfällig: Temperament; dann — eine oft zu weit getriebene Besorgniß, dem Kriegsheer es an nichts mangeln zu lassen; endlich die Ueberzeugung, daß die Methode, welche er befolgte, für Oesterreichs damaligen Zustand die zweckmäßigste und für Preußen, dem jede Verlängerung des Krieges drückend werden muß, die gefährlichste und nachtheiligste sey. Das heißt mit andern Worten: Daun war Cunctator von Natur. Selbst die individuellen, physischen Anlagen seines sonst

viel umfassenden Verstandes, machten ihn dazu. Er sah der Gegenstände viele auf einmal, aber nicht scharf genug, vertiefte sich in Betrachtung der möglichen Folgen jedes gegebenen Falles und verlor über die Combinirung die Zeit, welche Friedrich, sein im Denken und Handeln weit schnellerer Gegner, besser zu benutzen und durch die ihm eigene Erfindungskraft ganz unerwartete Fälle zu erschaffen wußte. — Dieser aus den Grundsätzen, Handlungen und selbst dem Temperamente Dauns unmittelbar entnommene Gesichtspunkt dürfte wohl, wie ich glaube, hinreichend seyn, uns das Zaudernde in seinen Unternehmungen zu erklären, ohne daß man nöthig hat, zu einem des patriotischen Mannes so unwürdigen Bewegungsgrund, der doch am Ende bloß Muthmaßung, bloß Gewissenssache für den, der Herzen und Nieren prüft, und folglich durch nichts erweislich ist, seine Zuflucht zu nehmen und den großen Feldherrn zu beschuldigen, als habe er absichtlich die besten Gelegenheiten des Spieles verpaßt und den Staat noch 6 Jahre lang bluten lassen, nur um seinen Ruhm nicht zu verlieren. Uebrigens wird man gern zugeben, daß seine zu weit getriebene Behutsamkeit nur allzu oft unzeitig und unserm Kriegsheer nicht weniger, als den Heeren unserer Verbündeten mißfällig, dem Ruhme der österreichischen Waffen, dem Zustande der Finanzen, dem Glücke der Erblande, und selbst dem Willen und Absichten des Hofes in verschiedener Hinsicht entgegen war. Hätte z. B. dieser Fabius der Deutschen nach dem Siege bei Kollin, so wie der Fabius der Römer, nachdem er den Hannibal geschlagen hatte, aufgehört, Cunctator zu seyn und hätte er seinem Waffenglücke etwas mehr zugetraut, so

würde er wahrscheinlich den großen Lobspruch, welchen Virgil dem Römer ertheilt: „Cunctando restituit Rem!“ mit noch größerem Rechte verdient und eine an Lorbeeren ergiebigere Erndte erhalten haben.“

So schildert Cogniazo, der manches Jahr im Heere Dauns diente, aus eigener Erfahrung diesen berühmten Marschall. Archenholz, in der Geschichte des 7jährigen Krieges, stimmt damit vollkommen überein. Hormayr aber, im österreichischen Plutarch, scheint im Ueberwallen des patriotischen Verdrusses über Dauns Verabsäumungen, die Preußen zu vernichten, der von Cogniazo widerlegten Meinung beizustimmen, als sey bei Daun die persönliche Eitelkeit, welche den Siegernamen nicht wieder habe auf's Spiel setzen wollen, die Ursach seiner oft so sehr unzeitigen Behutsamkeit gewesen. (Oestr. Plutarch. 4r Band. Seite 110.)

Daun lieferte dem Könige von Preußen die Schlacht von Kollin, siegte und — Prag, das schon in tiefsten Nöthen steckte, war entsetzt. In dieser Schlacht, welche, nach dem Geständnisse der Oesterreicher, nicht allein Prag, sondern die ganze Monarchie rettete und der Erstling östr. Siege gegen Preußen, hatte Cogniazo seine Stelle auf dem rechten Flügel des ersten Treffens. Von diesem Standpunkte aus, theilt er uns seine Beobachtungen und Ansichten mit. Auf diesen rechten Flügel der Oesterreicher hatte es Friedrich gemünzt; denn der linke stand auf schwer zugänglichen Höhen, sollte nicht geradeaus angegriffen, sondern nachmals durch den Sturz des geschlagenen, rechten Flügels seitwärts mit zertrümmert, oder, wie man zu sprechen pflegt, aufgerollt werden. Es ist bekannt, daß Manstein, ein General des preuß. rechten

Flügels, der ruhig stehen bleiben, und nur erst, wenn der rechte Augenblick gekommen wäre, nachrücken sollte, durch seine Hitze sich dennoch zu Angriffen gegen die mörderischen Höhen hinreißen ließ und dadurch den Verlust einer vom linken, preuß. Flügel bereits so gut als gewonnenen Schlacht veranlaßte.

„Unsere schwache Seite," sagt Cogniazo *), „war Krczezor, etwas rechts vor der Fronte gegen die Flanke hin gelegen, und das hinter diesem Dorfe links und rechts mit Reiterei besetzte Terrain. Das Heer konnte diesen vorgeschobenen Posten des rechten Flügels, so bald er mit Nachdruck und Ueberlegenheit angegriffen ward, nicht beschirmen, weil sie zu weit davon entfernt stand, und auch das Nadasdysche Corps, welches die rechte Seite des Heeres deckte, konnte, weil es zu schwach war, jenen Ort nicht vor Gefahr sicher stellen. Die Reiterei, welche Nadasdy nur in Ermangelung von Fußvolk in den zwischen unserm rechten Flügel und einem Eichbusch befindlichen Zwischenraum mehr pro forma, als mit der Ueberzeugung, daß er hier etwas Tüchtiges

*) Cogniazo, der die Kolliner Schlacht beschrieb, als Friedrichs Werke noch nicht erschienen waren, rühmt Prof. Fischers (in Halle) Schilderung derselben in dessen Geschichte Friedrichs II. (Halle 1787) als die anecdotenreichste und die Tempelhoffsche Beschreibung (Gesch. des 7jährigen Krieges. Berlin 1783), als die in militärischer Hinsicht vollständigste. Des Hrn. v. Archenholz Nachricht von dieser Schlacht (Hist. geneal. Kalender 1787), ist sehr unvollständig, unbestimmt und oberflächlich. — Des Königs Absichten, wie man sich jetzt überzeugen kann, wenn man dessen Werke lies't, hat Cogniazo vortrefflich errathen.

würde leisten können, hingestellt hatte, hätte, sobald der Feind sich des Dorfes Krzezor bemächtigte, entweder unnöthigerweise dem Feuer der feindlichen Geschütze aufgeopfert werden oder aber — ihren Platz verlassen, dadurch aber die ganze, rechte Seite des Heeres bloß geben müssen. Dieser wichtige Umstand konnte Friedrichs Kennerblick unmöglich entgehen, und seine meisterhafte Anordnung war augenscheinlich darauf eingerichtet, von diesem Fehler unserer ersten Stellung den größten Vortheil zu ziehen. Daun, der, während des Verweilens des feindlichen Heeres zwischen Noromiest und Slatißluez, sich auf dem rechten Flügel des ersten Treffens befand, hielt eine Art von Kriegsrath mit der bei ihm versammelten Generalität. Verschiedene unserer Generäle waren noch immer der Meinung, daß der König gar nicht angreifen werde. Der Feldmarschall besprach sich insbesondere über diesen Gegenstand mit dem Freiherrn von Vettesz, den er wegen seines sichern, militärischen Augenmaßes und Scharfsinnes in Beurtheilung der Dinge ganz vorzüglich schätzte, obwohl er damals noch nichts weiter, als Major des Erzherzogs Carlschen Infanterie-Regiments, (in welchem Cogniazo damals der Schlacht beiwohnte) war. Er verlangte dieses Majors Meinung. Vettesz weigerte sich mit aller Bescheidenheit, seine Meinung zu sagen, und schützte bei einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit die Unzulänglichkeit seiner Erfahrung und seiner Einsichten vor. Da aber Daun in ihn drang und ohne Widerrede seine Gedanken wissen wollte, so sagte Vettesz ihm frei heraus, daß, seiner Einsicht nach, an diesem Tage die Schlacht unvermeidlich sey, daß aber der König wahrscheinlicherweise nicht das Heer, sondern unmittelbar das

Corps des Grafen Nadasdy angreifen würde, um es mit seiner ganzen Macht über den Haufen zu werfen und dann das Heer in Seiten und Rücken zu fassen. Dieses Corps müßte also seines Erachtens, auf alle Fälle und ohne Zeitverlust mit Geschütz und Fußvolk auf das Möglichste verstärkt werden. — Nach dieser Unterredung erging der Befehl an die Regimenter der Reserve, sich auf die rechte Flanke zu setzen, und da kurz darauf die Bewegung des feindlichen Heeres die Meinung des Majors Vettesz vollkommen bestätigte, so erhielten auch die Regimenter des zweiten Treffens Befehl, den erstern zu folgen. — Nadasdy, dessen Kriegserfahrung und Einsichten weiter reichten, als — wie seine Neider und Hasser ausgestreuet hatten — bloß ein Husaren- oder Croaten-Corps zu führen, machte von der erhaltenen Verstärkung den weisesten Gebrauch. Er besetzte mit derselben die Gegend zur Linken des Eichbusches und stellte 1000 deutsche Reiter nebst den sächsischen Chevaux-légers-Regimentern in den Rückhalt. — Kaum waren diese Truppen am Orte ihrer Bestimmung angelangt und die Flanke formirt, als die feindliche Avantgarde vor Krczezor (auch geschrieben Krzeczhorz) erschien. Ihr Angriff war lebhaft und so glücklich, als er es zu seyn verdiente; sie drängte die Besatzung aus dem Dorfe und eroberte die daselbst befindliche Schanze. Fast zu eben der Zeit wurde der Theil der Nadasdyschen leichten Reiterei, die bei Kutlierz über den Weg von Kollin vorgerückt war, um die Wendungen des feindlichen Zuges in der Nähe zu beobachten, ohne große Mühe zurückgeschlagen. Sie war nie dazu bestimmt, die Stelle, welche sie einnahm, während der Schlacht zu behaupten, und sie hatte sich bereits

weiter vorgezogen, als sie Befehl gehabt hatte. Es würde keine Tapferkeit, sondern Unbesonnenheit gewesen seyn, wenn diese verhältnißmäßig schwache Reiterei, ob sie zwar in der Ferne durch Abtheilung in viele Schaaren und weite Ausdehnung sich ein prahlendes Ansehn zu geben suchte, sich mit 55 Schwadronen Dragoner und Husaren, von Ziethen gegen sie angeführt, hätte messen wollen. Die preußische Reiterei verfolgte die Flüchtigen, welche auch das Soutien der Reiterei mit sich fortrissen; aber sie wurde bald darauf, da ihr das Batteriefeuer und das Feuer der Kroaten aus dem Busche in Seiten und Rücken spielte, von den Unsrigen wieder zurückgetrieben und verfolgt. Am Ende setzten sich beiderseits Heere Cavalleristen, als ob sie es mit einander verabredet hätten, um von ihrer Arbeit auszuruhen, jene bei Kutlierz und diese bei Radowesnitz. — Ungleich kräftiger kämpfte auf beiden Seiten das Fußvolk. Der preuß. General Hülsen, der sich an diesem Tage durch seine Unerschrockenheit bei Freund und Feind Ruhm erwarb, ließ sich dadurch, daß er jetzt wider alles Vermuthen hinter Krczezor wieder neue Batterien und eine ganze Linie Fußvolk vor sich fand, nicht aus seiner Fassung bringen und marschirte demungeachtet, obgleich mit vieler Schwierigkeit und unter den Augen der Oesterreicher, vor dem Dorfe in einer Linie auf. In diesem Augenblicke würde freilich ein lebhafter Angriff der Oesterreicher auf das mit vieler Mühe sich formirende Hülsensche Corps, welches ohne Stütze war, entscheidend gewesen seyn; aber unsre Generäle hatten durchgängig den gemessensten Befehl, die Anhöhen nicht zu verlassen, ja! nicht einmal dann, wenn etwa der Feind auch wirklich zurückgeschlagen

würde, weil man befürchtete, die Vortheile der Stellung zu verlieren und die Geschichte von Kesselsdorf zu erneuern. Man hätte aber den großen Unterschied der Umstände in Betrachtung ziehen sollen. Genug, es kam Niemanden in den Sinn, Hülsens Aufmarsch zu hindern. Wir ließen es bei der bloßen Kanonade bewenden, die preußischer Seits auf das Solenneste erwiedert wurde. Hülsen, der in seiner neuen Stellung den Heranmarsch des Heeres zu erwarten schien, zog sich bald darauf gegen das zu unsrer Rechten gelegene Eichwäldchen. Diese Bewegung der preuß. Avantgarde auf der einen und der noch immer in Colonnen fortgesetzte Zug des übrigen Heeres auf der andern Seite ließen den Feldmarschall Daun fast nicht mehr zweifeln, daß der König Willens sey, sich in einer schrägen Linie mit dem größten Theile seiner Macht in unsre rechte Seite zu werfen. Aber mit einem Male ereignete sich ein neuer Auftritt. Die feindlichen Colonnen, anstatt ihren Marsch fortzusetzen, machten Front und marschirten vorwärts, um nunmehr unser Vordertreffen, vom rechten Flügel an, bis gegen die Mitte, anzugreifen. Man muß diese beiden Angriffe, jenen, welchen das Hülsensche Corps gegen die rechte Flanke, und den, welchen verschiedene Corps gegen den rechten Flügel (bis zur Mitte) unseres Heers machten, wohl unterscheiden. Man muß nicht, wie in vielen Berichten geschehen ist, jenen Angriff mit diesem verwechseln. Sie hatten nichts mit einander gemein und waren in ihrem Erfolge unendlich verschieden. Die Angriffe, welche auf unsern rechten Flügel des Vordertreffens und ungefähr bis zum dritten Regimente gegen die Mitte geschehen sind (denn weiter kam das

Feuer nicht; und Alles, was über die Mitte des ersten Treffens hinaus, gegen den linken Flügel zuvorgegangen ist, schränkte sich meistens auf die bloße Kanonade oder kleinen Gefechte mit den Kroaten im Getraide und in den Dörfern ein), jene Angriffe auf unsern rechten Flügel, sage ich, liefen für den Feind alle fruchtlos ab, ob sie gleich oft und mit äußerster Tapferkeit und Ungestüm wiederholt wurden. Ich will damit nicht sagen, daß sie vornehmlich durch die größere Tapferkeit unserer Truppen vereitelt worden sind; denn es kam uns eben nicht sauer an, dergleichen Angriffe abzuschlagen, die bei so außerordentlichen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten des Terrains nur in gebrochenen Abtheilungen und nie mit einer gewissen Ordnung und Zusammenhange unternommen werden konnten. Die Preußen können sich nicht rühmen, daß sie den Oesterreichern, und diese eben so wenig, daß sie den Preußen das Weiße im Auge gesehen hätten. Wir sahen eigentlich nichts, als Blechmützen durch das dicke Getraide hervorschimmern und so oft diese unglücklichen, braven Leute, die hier das nach dem Buchstaben Unmögliche versuchten, etwa ein Drittheil oder die Hälfte des steilen Berges mit unsäglicher Beschwerlichkeit erklettert hatten, wurden sie mit einem sehr regelmäßigen Feuer von dem Fußvolk und mit einem fürchterlichen Kartätschenhagel von den nach allen Seiten kreuzenden Batterien empfangen und zurückgeworfen. Das ungarische Regiment Carl, auf dem rechten Flügel, feuerte mit so fester Haltung und so vollkommen nach der Vorschrift, wie auf dem Uebungsplatze, daß der Feldmarschall, nach der Schlacht, jede Compagnie dafür besonders belohnen ließ. Es gab sogar Officiere, die mitten in der

Chargirung die Pedanterie des Dienstes so weit trieben, daß sie im Anschlage aushalten ließen und die Gewehre der Burschen richteten, um den Feind ja nicht zu verfehlen. Ich würde diesen höchst unbedeutenden Umstand nicht angeführt haben, wenn er nicht handgreiflich bewiese, daß uns, trotz dem ungestümsten Angriff des Feindes, noch Zeit übrig geblieben ist, ihn mit Muße auf's Korn zu nehmen. Daher kam es, daß der rechte Flügel des östr. Heeres während der ganzen Schlacht über den Feind die Oberhand behalten hat und nicht einen Zoll breit aus seiner Stelle gewichen ist. Ganz anders aber verhielten sich die Umstände auf unserer rechten Flanke. Hier gerieth fast jeder Angriff, den Hülsen that. Es sey nun, daß der erste Eindruck, welchen der rasche, kühne Angriff der Preußen auf Krczezor auf unsere Truppen gemacht, auch auf den Erfolg der übrigen Unternehmungen seinen Einfluß gehabt, oder daß dem Feinde auch der Umstand zu Statten gekommen ist, daß er gerade auf dieser Seite großen Theils jene Truppen wiederfand, die er bei Prag geschlagen, und bei denen die noch frischen Vorstellungen von jenem unglücklichen Vergange vielleicht einige Wirkung thaten und vielleicht noch früher sie geoffenbart haben würden, wenn nicht die Regimenter des zweiten Treffens (Haller. Botta u. s. w.) die größte Standhaftigkeit bewiesen, und den Muth der gleich anfangs stutzig gewordenen Reserve wieder aufgerichtet hätten. — Wie dem nun aber auch seyn mag, das Hülsensche Corps, ob es gleich auf seinem rechten Flügel durch einen gewaltigen Zwischenraum von dem übrigen Heere getrennt war, auf seinem linken keine zureichende Reiterei hatte und daher völlig in der Luft stand, war

über alle Erwartung glücklich. Unsere rechte Flanke zog nach einem hartnäckigen Widerstande sich auf eine beträchtliche Weite ziemlich eilfertig zurück, so daß Siskowics bei dem ersten Regiment des rechten Heeres-Flügels, weil er, bei so weit zurückgedrängter Flanke, befürchtete, im Rücken angegriffen zu werden, von den ersteren Divisionen das 3te und 4te Glied rechts umkehrt machen und nur mit den 2 vordersten Gliedern gegen den vorwärts angreifenden Feind feuern ließ. Im Grunde würde durch dieses Palliativmittel, und wenn auch das ganze Treffen mit 2 Gliedern gegen den hereinbrechenden Feind rechtsum kehrt gemacht hätte, doch gewiß nichts ausgerichtet worden seyn, wenn nicht in dem Augenblicke, da die zurückgewichene Flanke an einigen Stellen von dem Feinde durchbrochen wurde, die von Nadasdy in Rückhalt gestellte Reiterei der Sache eine andere Wendung gegeben hätte. Den sächsischen Chevaux-légers gebührt ganz vorzüglich die Ehre des Tages, da sie durch ihren entschlossenen Angriff auf das preußische Fußvolk die ersten Werkzeuge unseres Sieges gewesen sind. Durch diesen glücklichen Vorfall, wodurch der zurückweichenden Flanke zu Wiedererlangung ihrer ersten Stelle der Weg gebahnt wurde, und durch die gleich darauf erfolgten glücklichen Angriffe, die Gr. Nadasdy durch die zum Theil schon bereit stehende, zum Theil auf seine Veranstaltung vom linken Flügel herbeieilende leichte und schwere Reiterei in der Flanke und im Rücken des Feindes vornehmen ließ, ward endlich die Schlacht zum Vortheil der Oesterreicher entschieden."

Im Folgenden giebt Cogniazo nun noch höchst lehrreiche Aufklärungen über das Gerücht, als ob Daun, bei

dem Anblick seiner weichenden, rechten Flanke, schon den Befehl zum Rückzuge nach Suchdol gegeben habe; ferner, ob der entscheidende Angriff der sächs. Reiter auf den vorgedrungenen und vom Könige (aus den bekannten Ursachen) nicht unterstützten Hülfen, nach eigenen Gedanken der Sachsen oder nach Nadasdy's Befehl geschehen sey. Dann schließt er seine Erzählung mit folgender Stelle: „Die Ursach, daß der Sieg von den Oesterreichern nicht genutzt und verfolgt wurde, liegt in der überaus ängstlichen, durch das langgewohnte Ascendent des Königs, der selbst in seinen Niederlagen seinen Feinden furchtbar blieb, verursachten Bedachtsamkeit und zu weit getriebenen Vorsicht. Deßhalb wurden aus einem Siege, der, wenn Friedrich ihn erfochten hätte, die reichste Quelle des Glücks für ihn würde gewesen seyn, keine andere Vortheile gezogen, als die sich den Oesterreichern — man möchte fast sagen — gleichsam aufgedrungen hatten. Voll Ehrfurcht für die Männer, die uns den Sieg so sauer gemacht hatten, standen wir auf dem behaupteten Schlachtfelde da und eine ganze Linie gleichsam unbesiegter Feinde stand vor unserer Front. Ein Zuschauer, der nicht gewußt hätte, was eigentlich vorgegangen war, würde bei diesem Anblick zweifelhaft geblieben seyn, wer von Beiden, wir oder die Preußen, die Geschlagenen waren! — Der muthvolle Soldat schien es selbst zu fühlen, daß man bei diesem glänzenden Siege auf halbem Wege stehen geblieben sey. Deßhalb stiegen die Truppen des rechten Flügels aus eigener Bewegung von ihren Anhöhen herab. Aber mit einem Mal hielt ein Zetergeschrei: „Halt! halt!" nicht anders, als ob uns Hannibal im Rücken wäre, ihren Marsch auf. Alles mußte auf das

Eiligſte wieder in die vorige Stellung zurück. Man begnügte ſich, den Feind mit einer Kanonade zu begleiten, die ihm aber, wegen der großen Entfernung nicht ſonderlich wehe that. Der linke Preußenflügel behauptete ſogar bis in die Nacht die Stellung vor Kollin, wo vor der Schlacht die Nadasdyſche Reiterei geſtanden hatte. Nichts iſt gewiſſer, als daß dieſe Truppen bei einer nur halbweg zweckmäßigen Anſtalt größtentheils abgeſchnitten und aufgerieben werden mußten. — Indem wir uns aber freueten, daß die Sachen — mit Gottes Hülfe — ſo weit waren, geſchah es — ich weiß nicht, ob durch ein Ohngefähr oder auf Anregung eines, vor Freude über dieſen Sieg trunkenen Generals — daß auf dem rechten Flügel, ganz wider Willen des Feldmarſchalls, ein Lauffeuer entſtand, welches durch das ganze Treffen bis zum linken Flügel fortgeſetzt ward. „Eine Generalſalve mit ſcharfgeladenem Gewehr," ſagte ein luſtiger Kopf, „im Angeſicht des Feindes, iſt wohl der größte Beweis, daß wir unſeres Sieges gewiß ſind; aber auf alle Fälle wäre es doch geſcheidter geweſen, wenn wir ſo viele tauſend Kugeln den Preußen in den Leib, nicht aber dem lieben Gott in die Luft und dem Kaiſer in's Land geſchickt hätten." — Glücklicher Weiſe hatte dieſer Vorfall keine andere Folgen, als daß einige aus dem Gefolge Dauns ſelbſt, der vor der Fronte hielt, verwundet wurden. Das Heer mußte ſogleich wieder laden und brachte die Nacht mitten unter ihren und des Feindes Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde zu."

Als Friedrich, durch dieſe Schlacht geſchwächt und durch die nun vereinten Heere Dauns und des Prinzen Karls, der aus Prag erlöſt war, bedroht, Böhmen räu-

men mußte, drang das österreichische Heer in Schlesien ein. Während der König, in diesem Augenblicke auch durch die Russen im Osten, durch die Schweden im Norden, durch die Reichsvölker und Franzosen im Westen angefallen wurde und gegen diese letztern nach der Saale eilen mußte, eroberten die Oesterreicher in Schlesien Schweidnitz, gewannen, ehe der König, nach dem Siege bei Roßbach (5. Nov.), nun auch wieder ihnen auf den Hals fallen konnte, die Schlacht vor Breslau (22. Nov.) und eroberten bald nachher diese Hauptstadt selbst. In jener Schlacht vor Breslau, wo an einem neblichten Tage das verschanzte Lager des Herzogs von Bevern plötzlich, der ganzen Länge nach, angefallen und erstürmt wurde, kämpfte Cogniazo auf dem linken Flügel des österreichischen Heeres und war unter den ersten, welche die Schanzen von Pülsnitz erstiegen. Als aber die Eingedrungenen nun ihr Glück weiter verfolgen wollten, wurden sie vorwärts und seitwärts von preußischen Kugeln so übel empfangen, daß, nachdem allein 22 Oberofficiere getödtet oder verwundet waren, sie sich in großer Unordnung und übel zugerichtet wieder zurückziehen mußten. Auch Cogniazo trug hier bei Pülsnitz eine starke Quetschung davon. Während auf diese Weise der linke östr. Flügel, so wie auch der Mittelpunkt, die Preußen nicht aus ihrer festen Stellung vertreiben konnten, gelang dem General Sprecher, der eine Abtheilung des rechten Flügels bei Großmochber über die Lohe führte und dann das Dorf und die Anhöhen von Gräbischen bestürmte, der Angriff so gut, daß er sich dieser Schutzwehr des linken preuß. Flügels vollständig bemächtigte; denn der Herzog von Bevern hatte, weil er den Hauptanfall der Oesterreicher auf seinen rechten Flügel

gemünzt glaubte, für den linken nicht gehörige Sorge getragen. Nun aber, da dieser linke Flügel Gräbischen und die dortigen Anhöhen verloren hatte, konnte Sprecher von dort aus die ganze preuß. Linie der Länge nach bestreichen und auch dem östr. Mittelpunkte und linken Flügel die Eroberung der preuß. Schanzen und damit den Sieg über das Heer mit dem glücklichsten Erfolge erleichtern. „Einer spätern Nachricht zufolge soll," erzählt Cogniazo, „der Herzog von Bevern mit dem General Ziethen Abrede genommen haben, mit dem Ueberrest seines geschlagenen Heeres die müden Sieger nach Mitternacht zu überfallen und sie von allen Seiten anzugreifen. Allerdings schlagen in verzweifelten Fällen verzweifelte Mittel oft am besten an und der Grundsatz der Römer „una salus victis nullam sperare salutem" konnte jetzt eben die Wirkung thun, welche er bei Friedrichs Unternehmungen im ganzen 7jährigen Kriege so oft und so manchfaltig zu aller Welt Verwunderung gethan hatte. Ermüdet und durch das blutige Treffen entkräftet, lag unser Kriegsheer auf dem Wahlplatz unter den Waffen. Halb freudetrunken über den Sieg würde man sich nichts weniger, als eine solche Reveille nach Mitternacht haben träumen lassen. Erwäge man ferner, daß unsere meisten Regimenter viel gelitten hatten und sich noch nicht in der besten Ordnung befanden, und daß wir auf einem durch Schanzen, Gräben, Wolfsgruben und alle möglichen Hindernisse der Natur und der Kunst durchschnittenen, den Preußen weit besser als uns bekannten Boden zu fechten hatten; so würde allerdings das Unerwartete eines Angriffs, dessen Stärke und Einrichtung sich in der Dunkelheit der Nacht nicht beurtheilen läßt, eine nicht geringe Verwirrung auf unse-

rer Seite nach sich gezogen haben. Auf Seiten des Feindes hingegen stand die Gefahr des Mißlingens dieser Unternehmung mit den unübersehbaren Vortheilen, wenn sie gelungen wäre, in gar keinem Verhältnisse; denn der Feind hatte nicht nur einen sichern Rückzug nach Breslau, sondern konnte auch voraussehen, daß die Oestreicher, die selbst bei Tage ihre geschlagenen Feinde so wenig verfolgten, noch viel weniger sie im Dunkel der Nacht verfolgen würden. Ich gestehe Ihnen, Freund, wenn mir dieser Gedanke auf dem Schlachtfelde eingefallen wäre, ich würde die ganze Nacht, die ich ohnedieß wegen einer in dieser Schlacht empfangenen Quetschung schmerzhaft durchwachte, für unsern Lorbeer gezittert haben. Allein das Unglück hatte sich gegen den wahrhaft großen Prinzen von Bevern nun einmal verschworen. Während er mit Ziethen den ruhmvollen Plan entwarf, hatte sich eins seiner Bataillone nach dem andern und so auch die Reiterei, ganz ohne Befehl, und ohne von uns im mindesten gedrängt zu seyn, vom Schlachtfelde, wovon sie noch einen Theil inne hatten, verloren und sich theils über die Oder, theils nach der Nickelvorstadt von Breslau begeben. Die Ursach dieses sonderbaren Vorfalls, der auf die preußische Mannszucht und Ordnung ein so nachtheiliges Licht wirft, ist, so viel ich weiß, noch heutiges Tages ein Räthsel, selbst in dem preuß. Kriegsheere. Es ging damit, wie mit den Feuersbrünsten, von welchen man zwar weiß, wann und wo, aber selten wie und durch wen sie entstanden sind. — Genug! dieser unglückliche Vorfall vereitelte des Herzogs gefährliche Anschläge und ersparte uns vor der Hand einen Streich, wodurch vielleicht der Sieg von Leuthen um vierzehn Tage im voraus vorwegge-

nommen worden wäre. — Fragen Sie mich um des Himmels Willen nicht, warum wir nach diesem so vortheilhaften Siege so wenige Zeichen des Lebens gegeben, warum wir diesen Ueberrest des Feindes nicht verfolgt, oder wenigstens den General Beck hinlänglich verstärkt haben, den Feind mit Nachdruck verfolgen zu können; ich weiß Ihnen nichts darauf zu sagen, als — daß vielleicht die Todten erst ihre Todten begraben wollten."

Aber Friedrich, jetzo nach Schlesien zurückgeeilt, benutzte die Zeit, welche ihm gelassen wurde, seine Sachen durch ein heroisches Wagstück herzustellen, ohne Versäumniß. Wie sein Heer unter Bevern bei Breslau geschlagen war dadurch, daß der linke Flügel getroffen war, da man nur für den rechten gefürchtet, gewacht und gesorgt hatte, so bereitete er den 90000 siegreichen Oesterreichern unter Prinz Karl und Daun, zur schnellen Wiedervergeltung eine ganz ähnliche Täuschung im Felde von Leuthen (5. Dec. 57.); er schlug den linken Flügel, da seine Gegner nur für den rechten gefürchtet, gewacht und gesorgt hatten. Den Sieg aber benutzte er so nachdrücklich, daß kaum die Hälfte des geschlagenen Heeres nach den österreichschen Erbländern entrinnen konnte. Auch diese Schlacht, in welcher Cogniazo kämpfte, beschreibt er, wie immer, als ein geistreicher, stets besonnener und nachdenkender Beobachter. Einige der östr. Feldherren, z. B. Daun und Serbelloni, wollten, wie Cogniazo erzählt, die Bewegungen des anrückenden Königs ruhig im festen Lager von Breslau abwarten. Andere aber, an deren Spitze Lucheſi stand, hielten es unter der Würde eines siegreichen Heeres, stehen zu bleiben und ein Spiel

nicht auszuspielen, wo man fünf Matadors und die Whole in Händen hätte. Diese, der Meisten, Meinung mußte Prinz Karln um so mehr schmeicheln, als man Seiner Königl. Hoheit auf die plausibelste Art vorzustellen wußte, daß Höchstdieselben mittelst einer Feldschlacht, wofern anders der König sich darauf einlassen wollte, nicht allein diesen Feldzug, sondern — den ganzen Krieg zu Ihrem unsterblichen Ruhm zu Ende bringen und die Lorbeeren, welche Ihnen das Glück in vier Feldschlachten gegen den König von Preußen so unbillig versagt hätte, jetzt auf die ergiebigste und rühmlichste Art einernten würden. Der Eindruck dieser phosphorischen Geister brachte das Resultat zuwege, daß — man dem Könige bis in die Ebene von Leuthen entgegenrückte. Und nicht aus Nachlässigkeit oder Geringschätzung des Königs, sondern aus übergroßer Behutsamkeit fielen dann hier Karl und Daun in schwere Sünden. Aus Furcht, von dem Könige überflügelt zu werden, — wurden sie überflügelt: denn sie dehnten ihr Heer dergestalt aus, daß dieser ungeheure Körper bei seiner Ausdehnung auf eine Meile keine zulängliche Tiefe auf seinen Flügeln hatte, und so gaben sie dem in der schiefen Schlachtordnung so geübten Gegner das Mittel, sie zu schlagen, selbst an die Hand. Aus Besorgniß für den rechten Flügel, wo Lucheſi die Reiterei befehligte, verlangte dieser einmal über das andere vom Daun Unterstützung. Dieser vorsichtige Marschall weigerte sich anfangs, weil der Gegner seine Bewegungen noch nicht entwickelt habe und Lucheſi ja noch gar nicht angegriffen sey. Da aber dieser seine Forderung mit Ungestüm wiederholte und sich verlauten ließ, daß, im Fall der rechte Flügel nicht verstärkt würde,

er wegen des unglücklichen Ausganges der Schlacht nicht verantwortlich seyn wollte, begab sich Daun selbst mit der Reserve nach dem rechten Flügel und ein großer Theil der Reiterei des linken Flügels mußte nach dem rechten über eine halbe Meile im vollen Trabe eilen. Während dieser Täuschung, welche schon eine Art von Wirrwarr in die Schlachtordnung brachte, zog sich der König mit seinem ganzen Heere unvermerkt rechts und führte, indem er seinen linken Flügel versagte, den rechten gegen Nadasdy, der die linke östr. Flanke bei Sagschütz deckte. Nadasdy benachrichtigte durch mehr, als 10 an den Prinz Karl abgesandte Officiers ihn von der nahe bevorstehenden, wirklichen Gefahr des linken Flügels; aber vergeblich. Man begnügte sich, von Frühmorgens bis gegen Mittag über die Bewegungen Friedrichs zu speculiren und einige Generale zweifelten sogar, ob es überhaupt an diesem Tage zu einer Feldschlacht kommen und ob der König nicht vielmehr seinen Zug fortsetzen und sein Heer nach Strigau führen werde. „Es war," schreibt Cogniazo, „ungefähr zwölf Uhr Mittag, als der Feldmarschall-Lieutenant, Graf v. Purbla, der auf dem linken Flügel des Fußvolks im ersten Treffen stand, zu einer bei den Leuthner Windmühlen versammelten Schaar von Officieren hingeritten kam, welche die Bewegungen des Feindes gegen unsere linke Seite schon lange bemerkt hatten." — „Was dünkt Ihnen, Messieurs," fragte Purbla, „wo dürfte wohl der Hauptangriff der Preußen geschehen, wenn sie ja noch, woran ich jedoch sehr zweifle, es heute mit uns aufnehmen wollen?" — Die Officiere, die einer ganz andern Meinung waren, sahen einander lächelnd an und schwiegen. Nur einer aus dem Haufen,

ein betagter Grenadierlieutenant, der an seinem Körper fast so viele Wunden zählte, als er Schlachten beigewohnt hatte, ein grundehrlicher, aber gerader Mann von altem Schrot und Korn, wagte es, Sr. Excell. gerade herauszusagen: „Herr General, ich befürchte sehr, wir lassen uns heute den Hund in die Küche laufen. Der Angriff der Preußen auf unsern linken Flügel kann kein Geheimniß seyn: denn jedes Kind, was Sie auf diesen Platz stellen, wird Ihnen sagen, daß jene Menschen dort um uns herumziehen" — „Bo! bo!" rief Purbla spöttisch und ärgerlich, „das verstehen Sie nicht!" — „Wollte Gott," erwiederte der greise Lieutenant, „ich hätte es diesmal nicht verstanden; aber wenn uns der Tod die Preußen in Flanken und Rücken führt, alsdann werden wir nach alter Weise voll Verwunderung ausrufen: „das hätt' ich halter nicht geglaubt!" Purbla wandte seinen Neapolitaner voll Unwillen um und ritt weg." —

Dann erzählt Cogniazo weiter, wie Nachmittag gegen ein Uhr der König plötzlich die umgangenen Oesterreicher in der linken Seite angegriffen und hier geschlagen habe; wie alles Nachfolgende nur bloß noch eine Jagd auf fliehende Schaaren gewesen sey; wie dann auch preußische Reiterei die österreichsche des rechten Flügels aus dem Felde gejagt habe und nun das gesammte östr. Fußvolk in Flanken und Rücken angegriffen worden sey und nur der Graf Nadasdy durch Vertheidigung der Brücken des Schweidnitzer-Wassers es noch verhütet habe, daß nicht das ganze Heer in dieser Schlacht von drei Stunden aufgerieben worden sey.

Während im folgenden Jahre (1758) der König Ollmütz vergeblich belagerte und dann gegen die Russen

zog und sie bei Zorndorf, unweit Küstrin, schlug und aus der Mark vertrieb, hatte das östr. Heer wieder neue Kräfte gesammelt, war in die Lausitz eingedrungen und hatte bei Kittlitz, in einer waldigen Gebirgsgegend ein festes Lager bezogen. Friedrich, der unterdessen herangekommen war, lagerte sich, auf Kanonenschußweite vom östr. Lager, demselben gegenüber, mit beispielloser Kühnheit, auf den Höhen von Hochkirchen, wurde aber hier, wie bekannt ist, von dem Feldmarschall Daun in der Nacht vom 13. zum 14. October überfallen und hart beschädigt. „Die allzugroße Sicherheit der preuß. Vorwachten," sagt Cogniazo, der bei diesem Ueberfall mitkämpfte und schwer verwundet ward, „und eine unverzeihliche Schüchternheit im Patrouilliren hatten unstreitig diesen Ueberfall begünstigt." Er betheuert, daß die Sage von einem vornehmen Officier in dem östr. Heere, der dem Könige zum Spion gedient, aber von Daun entdeckt und dann gezwungen worden sey, den König durch falsche Nachrichten sicher zu machen, keinen Glauben verdiene. „Es ist wahrscheinlicher," sagt er, „daß der König nicht sowohl durch falsche Nachricht, als vielmehr sich selbst durch die Idee, welche er sich von Dauns Charakter machte und durch dessen scheinbar sehr eifrig betriebene Vertheidigungsanstalten hat täuschen lassen," Cogniazo war unter denen, welche Laudon führte, und welche um 5 Uhr, vor Anbruch des Tages, von Steindörfel aus, dem preuß. Lager, welches man auf der rechten Seite umschlichen hatte, in den Rücken fielen. Die rechte Seite aber bestürmte Daun selbst, während Ahremberg die Stirn und Colloredo die linke Seite bedrohte. „Uebrigens kam eben die Dunkelheit, welche unsern An-

griff deckte und erleichterte," schreibt Cogniazo, „den Preußen nicht weniger zu Statten, um unsere ordnungslosen Angriffe öfters zu vereiteln. Bei manchen dieser Auftritte war die Vermengung der Truppen gleich anfangs so stark, daß man sich vermittelst keines andern Sinnes, als des Gefühls, nämlich durch wechselseitiges Betasten, aus der Verlegenheit reißen konnte. Unsre Grenadiere griffen nach den Blechkappen der Preußen und die Preußen nach den Bärenmützen der Oesterreicher, um sich unter einander zu erkennen und dann — zu erwürgen. Der Soldat focht blind und wüthend, schoß, oder hieb mit seinem Säbel um sich herum, stieß mit dem Bayonett oder schlug mit der Kolbe drein, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob Schuß, Hieb und Stoß dem Feinde oder dem Freunde gelten würde. Jeder suchte nur, so gut er konnte, sich seiner Haut zu wehren und aus dem häßlichen Gedränge zu kommen. So wahr ist es, daß die Nacht keines Menschen Freund und die Mutter der Unordnung ist." —

Cogniazo, dem in diesem nächtlichen Getümmel eine Kugel den Unterleib durchbohrt hatte, mußte nun eine Zeitlang die Waffen ruhen lassen. Auch konnte er nachmals im Fußvolke nicht weiter fortdienen, und trat deshalb in das Husarenregiment Desoffi über. Hier rückte er, durch ein Avancement außer der gewöhnlichen Ordnung, im Jahre 1760 zum Rittmeister und 1761 zur Schwadron vor. — —

Als Husar diente Cogniazo meistentheils unter den leichten Völkern des wackern Generals Beck im Laudonschen Heerhaufen, der bestimmt war, in Schlesien eine Verbindung mit den anrückenden Russen zu unterhalten.

Aber obschon Laudon den Russen zu dem Siege von Cunersdorf, (12. Aug. 59), verholfen hatte, so kam es, zu Friedrichs Glück, nie zu einem fortdauernden, innigen und kräftigen Zusammenwirken der Oesterreicher und Russen. Nach Cogniazo's sehr ausführlichen Berichten über diesen Gegenstand lag die Hauptursach darin, daß die russischen Feldherren stets die österreichischen, besonders den klugen Daun, in Verdacht hatten, als wolle man die ganze Kriegslast allein auf die Russen wälzen, während diese sich in blutigen Schlachten hinopferten, ruhig zusehen und dann gemächlich den Gewinn für Oesterreich in Empfang nehmen. Vorwürfe und Anklagen und dann wieder Versprechungen wechselten ab; einer aber ließ unterdessen den andern im Stiche, der König gewann immer wieder Zeit, dem gefährlichen Gedränge sich zu entwinden. „Oesterreichs glückvollste Periode," ruft Cogniazo aus, „verstrich, ohne eine andere Wirkung, als daß die Mark, die Lausitz und Schlesien in eine Wüste verwandelt wurden." — Im October 1759 waren die Russen wieder nach Polen und damit alle Hoffnungen der Oesterreicher zu Wasser gegangen.

Im neuen Feldzuge 1760 focht Cogniazo im blutigen Treffen von Landshut, (23. Jun.) wo, vom vierfach stärkern Laudon überwältigt, Fouqué's tapfere Schaar eine schreckliche Niederlage erlitt, auf dem rechten Flügel der Oesterreicher. Das Viereck, in welchem Fouqué noch zuletzt sich durchschlagen wollte, wurde durchbrochen und niedergehauen. „Fouqué selbst," sagt Cogniazo, „würde ein Opfer der Wuth der Löwensteinschen Dragoner geworden seyn, wenn ihn nicht einer meiner ältesten, mir ewig unvergeßlichen Freunde, der Obrist,

Baron von Voit, an welchen er sich gefangen ergab, gerettet hätte. Hier sah ich den ehrwürdigen Helden in seinem Blute, das aus mehr als einer Wunde floß, wie er durch den menschenfreundlichen Voit, der als deutscher Heros wußte, was wahre Ritterpflicht ist, zu uns (der Schaar des Gen. Beck) gebracht wurde, um eiligst verbunden zu werden. Ein gewisser Officier, der wahrlich nicht würdig war, Fouqué's Schuhriemen aufzulösen, hatte die Unverschämtheit oder unbesonnene Niederträchtigkeit, dem verdienstvollen Feldherrn über seine Niederlage Hohn zu sprechen. Jeder ehrliebende Officier gab dem Unbesonnenen seinen Unwillen und Tadel zu erkennen. „Lassen Sie ihn," sagte Fouqué, mit dem Ton eines Mannes, der mitten im Unglück seine ganze Würde beibehält, „lassen Sie ihn, meine Herren, sprechen! Das geht so im Kriege; aber — hodie mihi, cras tibi!" —

Auch das Häuflein des tapfern Obrist Belo, vom Braunschen Regiment, welches, da schon Alles verloren war, dennoch sich durchschlagen wollte, wurde niedergemetzelt, ungeachtet zuletzt die Mannschaft das Gewehr gestreckt und „Pardon!" gerufen hatte. Der edle Cogniazo, Augenzeuge dieser grausenvollen Scene, bricht in folgende Worte aus: „Ich war hier Augenzeuge von den widersprechendsten Handlungen. Ich sah, wie mitten im Getümmel des Streits und zwischen Strömen von Blut, selbst unter den gemeinen Husaren und Reitern sich der Mensch von dem unseligen Mittelding von Mensch und Vieh, von dem rohen, wilden Centaur, auszeichnet. Während jener, der Mensch, mitleidig die Wehrlosen verschont, stürzt der Centaur wild und unbändig, wie sein Roß, alles nieder, durchbohrt und zer-

fleiſcht, was ihm vor die Klinge kommt, ohne Rückſicht, daß die Unglücklichen ſich ſchon ergeben haben und auf den Knieen um Schonung flehen. Ich weiß es, daß man ein ſo grauſames Verfahren insgemein mit der erſten, unaufhaltbaren Wuth des gemeinen Mannes, vom hartnäckigen Widerſtand des Feindes aufgeregt, entſchuldigen will; aber iſt der Officier zu entſchuldigen, der ſeinen Untergebenen nicht einmal zum mechaniſchen Gehorſam bildet? der ihn nicht belehrt, was er aus Kriegsraiſon und Menſchlichkeit dem Feinde, ſobald dieſer die Waffen ſtreckt, ſchuldig iſt? — Doch, ich erröthe, wenn ich bemerken muß, daß ſelbſt unter den edelgebornen Führern, die ſich durch Geſinnung, Erziehung und Rang von dem großen Haufen unterſcheiden ſollten, es einige gab, welche die Spitze ihres Degens in dem Blute der Entwaffneten färbten." — Cogniazo gerieth darüber, daß er jenes Gemetzel unter den Entwaffneten geradezu für unerlaubt und malhonnet erklärte, mit mehrern ſeiner Waffenbrüder in einen heftigen Streit. Er blieb aber feſt bei ſeiner Behauptung: „Feindliche Krieger haben mit uns einerlei Beruf, einerlei Obliegenheit, für das Wohl des Vaterlandes, die Ehre des Fürſten und den Ruhm ihrer Waffen auf's Aeußerſte zu kämpfen. Sie ſind unſere Mitbrüder und Kriegskameraden. Sie zu verwunden oder zu tödten, wenn ſie waffenlos als Kriegsgefangene zu unſern Füßen liegen, iſt ſchimpflicher Mord, eine die Menſchheit entehrende That, nicht aber das Werk des tapfern, ehrliebenden Kriegers."

Wie ſich in Cogniazo Geiſt und Tapferkeit zuſammengeſellt hatten, wird aus dem, was wir bisher von ihm und zum Theil mit ſeinen eigenen Worten erzählt

haben, hinlänglich erhellen können. Wie freundlich aber zugleich dieser achtungswürdige Krieger gewesen, werden, außer jenem Verhalten bei Landshut, auch noch folgende Züge beweisen.

Major Karl von Seidl, ein schlesischer Edelmann, erzählt in seiner lesenswerthen Schrift: „Friedrich der Große und seine Gegner. 1819", die leichten Völker des Generals Beck, wo Cogniazo als Rittmeister diente, haben sich vor den meisten andern dieser Waffengattung rühmlichst ausgezeichnet. Wegen seiner musterhaften Mannszucht und seines menschenfreundlichen Verfahrens pflegte man den General Beck nur „den Gott der Schlesier" zu nennen. „Dem Oberbefehlshaber" — sagt Seidl — „standen die Meisten seiner Untergeordneten an Edelmuth und Freundlichkeit keineswegs nach, am wenigsten aber — der Rittmeister Cogniazo. Obwohl er gegen den preußischen Friedrich mit österreichem Patriotismus kämpfte, so hinderte ihn dieses doch nicht im mindesten, die großen Eigenschaften des Königs anzuerkennen und zu rühmen. Da er mit schönen Kenntnissen höchst liebenswürdige Sitte verband, so wurde er vom General Beck zu allen wichtigen Sendungen an bedeutende Männer, besonders auch an die preußischen Feldherren Seidlitz und Kleist, deren Achtung er sich in einem hohen Grade erwarb, gebraucht. Uebrigens benutzte er jeden Augenblick, welchen der Dienst ihm frei ließ, um mit den Wissenschaften, welche er vor seinem Eintritt in das Heer innigst liebgewonnen hatte, den stillen Umgang fortzusetzen. Besonders war Horaz sein unzertrennlicher Gesellschafter in der einsamen Feldhütte des husarischen Buschlagers. Karl von Seidl, damals 10 Jahr

alt (Cogniazo 28) besuchte den freundlichen Husarenrittmeister oft in seiner Feldhütte. Dieser, der in dem preußischen Knaben eine feurige Lust zum Kriegsstande wahrnahm, streute schönen Saamen, der auch nachmals fruchtreiche Aehren hervorgetrieben hat, in dessen Herz. Er prägte es ihm tief ein, daß, wenn er einst die Waffen mit Ehren führen wolle, er 1) sehr viel lernen, und 2) überall, wo nur irgend möglich, sich durch menschenfreundliche Handlungen auszeichnen und das Unglück der Kriegszeit mildern müsse. Er pflegte dann — erzählt Seidl — mit der liebenswürdigen Wärme seines eigenen schönen Herzens manche kleine Geschichte beispielsweise zu erzählen. Dahin gehören folgende: „Es kam vor Kurzem ein österreichischer Officier (Cogniazo selbst war es gewesen) auf einem Streifzuge zu einem gewissen Herrn von Maxen in der Mark, an der Gränze der Lausitz. Da seit längerer Zeit sich hier keine Oesterreicher hatten sehen lassen, hielt Maxen ihn für einen Preußen, empfing und bewirthete ihn mit dem höchsten Entzücken und machte eben gar nicht den Lobredner desjenigen österreichischen Hausens, der (im Oct. 1760 unter Lascy und dem Russen Tottleben) Berlin überrumpelt hatte. Der Gast hörte geduldig zu und lächelte. Als aber nun auf einmal der Wirth in Schmähungen gegen die Kaiserin Maria Theresia losbrach, fiel ihm der Officier geschwind in die Rede: „Lassen Sie uns nicht von diesen, sondern lieber von andern Dingen sprechen. Ich selbst bin ein Oesterreicher. Sie haben übrigens nicht das Mindeste von mir zu fürchten. Gott bewahre mich, daß ich je meinem Nebenmenschen ohne Noth Schaden zufügen sollte. Indessen rathe ich Ihnen, in Zukunft bei

andern unbekannten Gästen vorsichtiger zu seyn, um unangenehme Folgen zu verhüten."

Ein andres Mal erhielt Cogniazo vom General Beck den Auftrag, einen evangelischen Prediger zu Baudach bei Sommerfeld in der Mark plötzlich aufzuheben, weil derselbe als Spion angegeben worden war. Aber da Cogniazo schon im voraus vermuthete, daß die Anklage nicht aus der Ueberzeugung, sondern aus dem Religionshaß des Angebers herrühren möchte, trat er mit so schonender Vorsicht bei dem nichts Schlimmes ahnenden Prediger ein und beredete die fatale Sache, als er sich von der Unschuld des Verlästerten vollkommen überzeugt hatte, so menschenfreundlich, daß er von dem Prediger sich nur das schriftliche Versprechen geben ließ, sich auf Verlangen jederzeit persönlich stellen zu wollen. Auch Beck war hiermit zufrieden und so der unschuldige Prediger mit einem Male allen Aengsten und Gefahren enthoben. Wehe ihm aber, wenn die feindlichen Befehlshaber sich nur von einem wilden und blinden Diensteifer hätten beherrschen lassen! —

Doch hören wir auch Cogniazo selbst! „Ich habe" erzählt er „oft nur mit 100 Pferden dem Feinde so nahe gestanden, daß ich meine Stellung des Nachts zwei bis drei Mal verändern mußte, um nur nicht aufgehoben zu werden. Dieser Dienst ist sehr beschwerlich und erfordert die äußerste Vorsichtigkeit, ist aber, außer jenen starken Recognoscirungen, die man nicht immer anstellen kann, nur der einzige Weg, zeitige und zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Es versteht sich übrigens von selbst, daß man diesen sogenannten „leichten" Dienst etwas mehr,

als bloß nach der täglichen Routine verstehen, einige Ducaten auf Kundschafter nicht ansehen und — was das Wesentlichste dabei ist — den Landeseinwohner nicht plündern, nicht aussaugen, nicht quälen und weder auf feine, noch auf grobe Art mißhandeln, sondern vielmehr durch Handhabung der strengsten Mannszucht, Leutseligkeit und Herablassung sich Zutrauen gewinnen muß. Man hat dabei nicht nöthig, ja, es ist meiner Empfindung nach niederträchtig, daß man den Obrigkeiten, den Beamten, den Landpriestern, ja oft selbst den Edelleuten Verräthereien zumuthet und von ihnen Geständnisse, welche gegen ihre Eide und Pflichten laufen, und ihrem Charakter in jedem Betracht schimpflich sind, durch wirkliche oder auch nur durch angedrohte Gewaltthat zu erpressen sucht. Religionsvorurtheile, Haß gegen Landesherren, Armuth, Eigennutz verleiten freilich Manchen zu Verräthereien; man hört sie an und benutzt sie, aber den Verräther verabscheuet man. Nur anmuthen soll man dergleichen Niederträchtigkeiten Niemanden. — In einer gewissen Gegend erhielt ich von einem Edelmann, ohne ihn darum ersucht zu haben, so vortreffliche Nachrichten, daß General Laudon selbst sich wunderte, wie es möglich sey, in einer Lage, wo ich unstät und flüchtig meistens in Wäldern mich herumschug, so manche genaue Umstände von der Verfassung des Feindes zu erfahren. Als ich wieder abzog, wußte ich jenen Edelmann für ein solches ihm selbst gefährliches Zutrauen meinen Dank nicht besser an den Tag zu legen, als daß ich ihm die gutgemeinte Warnung hinterließ, sich in Zukunft nie wieder, es sey mit wem es wolle, auf dergleichen Geschäfte, die ganz außer der Sphäre des Edelmanns lägen, einzu-

lassen. Um ihn noch mehr von einer Handlungsweise abzuschrecken, die, über kurz oder lang Trübsale und Unglück über seine Familie bringen könnte, setzte ich noch hinzu: „Wie leicht wäre es möglich, daß eben der Mann, der jetzt aus Beruf und Pflicht gegen Ihren König streitet, nach geschlossenem Frieden, aus freier Wahl, ein Vasall Ihres großen Königs werden könnte!" — Der Unglückliche zitterte bei diesen Worten wie ein Espenlaub, und glaubte schon, in mir seinen künftigen Mitvasall und Ankläger zu erblicken. Ich drückte ihm freundschaftlich die Hand und betheuerte ihm, daß ich nur vor Unglück ihn habe warnen wollen und daß übrigens alles, was zum Kriege gehöre, mit dem Kriege verlöschen und sein Name, so lange ich lebte, nie über meine Lippen kommen werde." — Vielleicht wird Mancher die Strenge meiner Grundsätze tadeln und mir vorwerfen, daß ich durch diese Warnung Andern das Spiel verdorben habe. Aber ich glaube vor Gott und der rechtschaffen denkenden Welt gerechtfertigt zu seyn, daß ich niederträchtige und ganzen Familien verderbliche Handlungen, welche aber in Absicht des Ganzen das Kriegsheer weder glücklicher, noch unglücklicher machen konnten, möglichst zu verhindern gesucht habe."

Wir wundern uns nicht, wenn Seidl in seiner oben erwähnten Schrift ausruft: „Von jener Zeit an schwebte als Muster eines vollkommenen Kriegers stets der wackere Husarenrittmeister mir vor, und ich dachte bei mir selbst: „Kannst du ihm auch nicht in allen Stücken gleich kommen, so willst du doch in Zukunft, wenn du in einem feindlichen Lande stehst, eben so menschenfreundlich handeln, wie er."

Wir kehren nun zu Cogniazo, dem Kriegsmann, zurück. Er wohnte, nach dem Gemetzel von Landshut, auch der Schlacht von Liegnitz (15. Aug. 1760) bei, welche, außer der Niederlage des Laudonschen, einzeln geschlagenen Heerhaufens, den Oesterreichern noch den weit größern Schaden erweckte, daß nun die russischen Bundesgenossen die Lust verloren, näher zu kommen, an der Oder geschwind wieder umkehrten und nach Polen zurückzogen. Cogniazo, der vom General Beck abgeschickt war, um die Vereinigung der leichten, österreichschen Völker mit den russischen unter Czernischeff einzuleiten, fand an den Ufern der Oder nur noch einen einzigen, besoffenen russischen Husar, der zurückgeblieben war, um seinen Rausch auszuschlafen. Zwar machte (im October) nachher eine Schaar Russen den Plünderungszug gen Berlin mit; aber die Torgauer Schlacht (3. Nov.) zerknickte schnell alle Vortheile.

„Mit dem Jahre 1761," sagt Cogniazo, „trübten sich die Aussichten in die Zukunft für Oesterreich immer mehr und mehr. Frankreich näherte sich einem Frieden, Elisabeth von Rußland dem Grabe, Oesterreich sah den Augenblick kommen, wo es allein im Felde stehen würde. Es mußte also eilen, die Kräfte des großen Bündnisses, die ihm jetzo vielleicht zum letzten Male zu Gebote standen, in diesem Feldzuge noch auf das Beste zu benutzen." — Aber alle Versuche schlugen fehl. Das russische Heer setzte zwar noch einmal über die Oder nach Schlesien, war aber, wie Cogniazo ausführlich berichtet, dieses Mal noch viel weniger, als früherhin, zu bewegen, etwas Nachdrückliches gegen Friedrich zu unternehmen und kehrte, sobald die ungünstige Jahrszeit zum Vorwande

dienen konnte, unverrichteter Sachen nach Polen zurück (9. Sept. 1761).

Im darauf folgenden Jahre 1762, wo, nach Elisabeths Absterben, die Russen sich gänzlich von den Oesterreichern trennten und nun Friedrich in Schlesien wieder festen Fuß gewann, half Cogniazo (16. Aug.) bei Reichenbach gegen den Herzog von Bevern fechten, der Friedrichs Belagerung der Festung Schweidnitz deckte. Aber obschon General Beck, in dessen Geleit sich Cogniazo befand, den linken Flügel des Herzogs bereits gänzlich umgangen hatte, unterließen doch die übrigen Heerhaufen die verabredeten Angriffe auf den rechten Flügel und den Mittelpunkt, der König eilte zu Hülfe, Bevern behauptete seine Stellung, Schweidnitz ward erobert und die Oesterreicher zogen nach Böhmen zurück. Hier half Cogniazo, unter dem Fürsten von Löwenstein die Einfälle der Preußen, besonders Kleists, bei Töplitz abwehren, kam dann in Sachsen, in der Schlacht von Freiberg (29. Oct.), wo die österreichschen leichten Völker gänzlich über den Haufen geworfen wurden, kaum noch mit dem Leben davon und begab sich, als endlich der ersehnte Friede zu Hubertsburg (15. Febr. 1763) geschlossen worden war, mit seinem Regiment nach Italien in Standquartiere.

Wie sollte aber ein Mann, wie Cogniazo, der die Wissenschaften und damals besonders die Philosophie, immer inniger liebgewonnen hatte, und dessen Lieblingsspruch war: „Wer frei darf denken, denket wohl!" den Druck, welchen in jener Zeit die österreichschen Bücherrichter ausübten, haben ertragen können! — Wie hätte er es über sich vermögen sollen, den freien

Umgang mit den Geistern des Auslands und des Inlands, der Vorzeit und der Gegenwart, diese süßeste Freude denkender Wesen, nun mit einem Male zu missen! — Wie angenehme Aussichten für ein glänzendes Emporkommen im österreichschen Heere sich ihm also auch immer darbieten mochten, er gab sie alle dahin, um nur im Reiche des großen Friedrichs, des Gegners aller geistigen Beschränkung, des Freundes und Beförderers des Lichtes, die verlorene Freiheit der Geister wieder zu gewinnen. Zu seiner größten Freude machte ihm gerade damals ein vortrefflicher Schlesier, der Hofrath Krause zu Groß-Strelitz bei Schweidnitz, dessen Freundschaft er sich in der Kriegszeit erworben hatte, den Vorschlag, sich entweder durch Kauf oder Pacht von Gütern, wozu sich günstige Gelegenheit zeigte, nach Schlesien zu versetzen. — Kränklichkeit, die Folge der Anstrengungen und Wunden, gab begründete Ursach, mit Ehren den Abschied zu erbitten und zu erlangen, zumal da jetzo ein allgemeiner Friede eingetreten war. Wahrscheinlich aber hegte Cogniazo schon damals im Verborgenen seiner Seele den geheimen Wunsch, künftig einmal, bei günstiger Gelegenheit, im siegreichen Heere des bewunderten Friederichs wieder einen neuen Waffenplatz zu finden. — Sey dem, wie ihm wolle, Cogniazo gab die lockendsten Hoffnungen im österreichschen Heere dahin und eilte, sobald er den erbetenen Abschied erhalten hatte, aus Italien nach Groß-Strelitz in Schlesien, um dort, durch Rath und Hülfe seines Freundes Krause, die ersehnte Ansiedelung im Reiche Friederichs nun geschwind zu Stande zu bringen.

Welch eine über alle Beschreibung bittere Täuschung stand ihm bevor! — Nicht mehr den Freund, — das

frische Grab des Freundes fand er. Nun durfte er es nicht wagen, da der vertraute und geschickte Rathgeber und Hülfsmann fehlte, im landwirthschaftlichen Fach, der Schüler ohne den Meister, an irgend eine bedeutende Unternehmung, zu gehen. Und da es ihm unter den Geschäftsleuten an irgend einer andern Bekanntschaft, welche Krausens Verlust hätte ersetzen können, fehlte, nicht aber unter den Kriegsmännern dieses der gleiche Fall war, sondern er hier, wie oben erzählt ist, sich die vorzügliche Zuneigung der Feldherrn Seidlitz und Kleist erworben hatte, so mußte er nun wünschen, gleich jetzo durch deren Empfehlung eine, seinem im österreichschen Heere bisher bekleideten Posten angemessene Stelle zu finden. Seidlitz und Kleist ließen es sich sehr angelegen seyn, den wackern Waffenbruder ihrem Könige auf das Beste zu empfehlen. Da aber gerade damals zahlreiche Officiere aufgelöseter Regimenter versorgt werden und doch diejenigen, welche für das Vaterland gefochten hatten, denen, welche in den Reihen der Gegner gestanden, vorgezogen werden mußten; so konnte Cogniazo unter diesen Umständen eine solche Anstellung, wie er sie, seines Rufs wegen, für erforderlich halten mußte, nicht erlangen. Er sah zu seinem großen Schmerz sich gezwungen, den Lieblingswunsch seiner Seele, in Friedrichs Staaten ansässig zu werden, vorerst aufzugeben und sich nun in irgend ein anderes Land zu versetzen, um, nachdem bisher im Vaterlande das Glück ihn gesucht hatte, jetzt seinerseits in fremden Ländern das Glück zu suchen. Aber es dauerte lange, ehe es sich dort wollte finden lassen.

Als Cogniazo's Hoffnungen im Preußischen fehlgeschlagen waren, reisete er zunächst nach Frankreich, wo sich mehrere seiner Verwandten aufhielten; doch auch

dort sollten seine Wünsche nicht erfüllt werden. Er mußte sich also entschließen, den Rückweg nach Deutschland anzutreten. Und bei Gelegenheit dieser Rückreise ereignete es sich, daß er zu Braunschweig dem damaligen Erbprinz, nachmaligen Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand, das Glück hatte, bekannt zu werden. Dieses durch Tapferkeit, Kenntnisse und Edelmuth ausgezeichneten Fürsten Gunst erwarb er sich sehr bald in einem so vorzüglichen Grade, daß derselbe ihm die wärmsten Empfehlungsschreiben an seine Base, die Königin von Dänemark, an die Großen des Hofes und besonders an den Feldmarschall von Fink, der aus preußischem Dienst in den dänischen übergeschritten war, mitgab.

Mit freudigen, fast gewissen Hoffnungen also reisete Cogniazo nach Dänemark; aber — auch dort war man eben damals mit Verminderung des Kriegesheeres viel zu sehr beschäftigt, als daß Cogniazo die Anstellung, welche er suchte und worauf er jetzo so sicher gerechnet hatte, hätte finden können. Indessen würde er zuletzt sie dennoch erlangt haben; wenn — er nicht Cogniazo, dessen strenge Grundsätze wir kennen, gewesen wäre. Es eröffnete ihm nämlich zu seiner unbeschreiblichen Ueberraschung der Feldmarschall Fink, daß er von dem Erbprinzen von Braunschweig noch den besondern Auftrag habe, im Fall die übrigen Mittel der Bewerbung fehlschlügen, eine Summe auch von mehreren tausend Thalern, auf Rechnung des Prinzen, anzuwenden, um von irgend einem dänischen Rittmeister, der seine Schwadron abzutreten wünsche, dieselbe für den wackern Cogniazo zu erkaufen. Zwar von innigster Rührung durchdrungen war dieser bei der Nachricht von einem so hohen und lebendigen

Wohlwollen des vortrefflichen Prinzen gegen ihn, aber doch, nach kurzem Besinnen, erklärte er, daß es ihm durchaus unmöglich sey, von diesem gnädigen Anerbieten Gebrauch zu machen, weil er erst seit gar zu kurzer Zeit das Glück gehabt hätte, von dem Prinzen gekannt zu seyn und er überdem auf keine Weise absehe, wie er irgend eine Gelegenheit finden könne, für eine solche Großmuth sich nach Würden erkenntlich zu bezeigen. — Ueberdem war ihm nicht unbekannt, daß der Prinz, bei der damaligen Finanzzerrüttung im Braunschweigischen, sich für seine eigene Person in einer nichts weniger als sorgenfreien Lage befand. Das Zartgefühl erlaubte also dem edlen Ungar es nicht, von dem Anerbieten des edlen Welfen den vorgeschlagenen Gebrauch zu machen. Er war entschlossen, die größten Entbehrungen lieber selbst zu ertragen, als die geringsten einem Andern zu erwecken, und Opfer lieber darzubringen, als anzunehmen.

Aus Dänemark ging die Reise dahin, wohin immerdar in der Stille sein Herz ihn zurückgezogen hatte, nach Schlesien zurück. Und hier endlich ließ auch das Glück, nachdem es auf allen andern Wanderungen sich vergebens hatte suchen lassen, unvermuthet sich wiederfinden. Die Wittwe seines verstorbenen Freundes Krause schenkte ihm ihr Herz, und er, höchst beglückt durch diese, seiner in jeder Hinsicht würdige Gattin, hing nun den Säbel an die Wand und ward Landwirth. Da aber mehrere Unfälle, welche hinter einander das Gut trafen, die Seelenruhe, deren Cogniazo für seine eigentliche und fortdauernde Lieblingsbeschäftigung, die geistige und wissenschaftliche, auf keine Weise und um keinen Preis entbehren wollte und konnte, zu stören drohten; so stimmte

seine Gattin gern ein, daß das Gut verkauft und eine freie und freudige Muße für ein hinfort nur der Freundschaft und den Musen gewidmetes Leben gewonnen wurde.

Hier nimmt der Zeitpunkt seinen Anfang, wo Cogniazo das ihm eigens bestimmte Feld seiner höhern Wirksamkeit, „das Wissenschaftliche," und zwar insbesondere „die Aufklärung der Geschichte seiner höchst merkwürdigen Zeit" finden und für seinen Ruhm und der Nachwelt zum Nutzen mit Glück anbauen sollte.

Zunächst war es der Baiersche Erbfolgekrieg (1778), der ihn zu seinen ersten Schriften veranlaßte. Es hatte nämlich, kurz nach Beendigung desselben, ein Herr von Bourscheid „den vierten preußischen Krieg im Gesichtspunkt der Strategie" beschrieben und dem großen Friedrich und seinem Heer eine Menge Fehler nachweisen wollen. Cogniazo, einer der wärmsten Verehrer des großen Königs, im gleichen Grade bekannt mit dem österreichschen und dem preußischen Heere, so wie mit der Kriegskunst überhaupt, trat gegen jenen partheiischen und unbescheidenen Schriftsteller auf und zeigte in einer andern Schrift, „Freimüthiger Beitrag zur Geschichte des österreichschen Militairdienstes: Frankfurt und Leipzig 1779", wie große Fehler annoch im österreichschen Heer und Kriegswesen Statt fänden, welche erst hinweg geräumt werden müßten, ehe es dem preußischen gleich kommen könnte. — Sogleich nach Bourscheid setzte sich aber auch noch ein Zweiter in Bewegung, „Friedel", „der Briefe aus Wien. 1780" schrieb und der sich das Thema gesetzt hatte, theils die politischen Einrichtungen Kaiser Josephs II. mit den preußischen zu ver-

gleichen *) und weit über diese letztern zu erheben, theils aber auch den neuesten Feldherrn der Oesterreicher, Lascy, und dessen Heer aus dem Jahre 1778, himmelweit über den alten Feldherrn, den berühmten Daun und das Heer des siebenjährigen Krieges emporzuschwingen. Auch diesen Friedel gebührend zurechtzuweisen, übernahm Cogniazo in seinen „Briefen aus Berlin. 1784" und in den „historisch critischen Nachrichten von den durch die Briefe aus Wien und Berlin veranlaßten Streitschriften. Breslau 1786." Diese letztern Schriften fanden selbst im Oesterreichschen, besonders bei den Veteranen des siebenjährigen Krieges, überhaupt aber bei allen, denen Wahrheit, mit Bescheidenheit vorgetragen, wohlgefällt, einen so hohen Beifall, daß die schon damals sehr geschäftigen Wiener Nachdrucker nicht nur hinter einander 6 Auflagen von jenen Briefen aus Berlin veranstalten konnten, sondern auch noch überdem ein Ungenannter einen zweiten Theil hinzufügte. Man wünschte nichts mehr, als den so sachkundigen Verfasser der „Berliner Briefe" kennen zu lernen und besonders trachtete der berühmte Prinz von Ligne mit großem Eifer darnach. Aber Cogniazo blieb hier, wie immer, seiner Maxime: „bene vivit, qui bene latet" getreu, und Ruhe war ihm lieber, als Ruhm. Doch, aufgemuntert durch die glücklichen Erfolge seiner kleinern Schriften, schritt er nun zu der Vollendung seines Hauptwerkes, wozu er seit manchem Jahre die Stoffe gesammelt und in der glücklichen Muße, welche ihm jetzo beschieden war, allgemach verarbeitet hatte; er ließ: „Ge-

*) Wie Jomini späterhin die Schlachten Friedrichs mit den Schlachten Buonaparte's.

ständnisse eines österreichschen Veterans, in politisch-militärischer Hinsicht, über die interessantesten Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen, während der Regierung Friedrichs II., mit historischen Anmerkungen, gewidmet den königl. Preuß. Veteranen, von dem Verfasser des freimüthigen Beitrages ꝛc. Breslau 1788. 4 Theile." an das Licht treten. — Unpartheiische, richtige Ansicht der Begebenheiten und Vorgänge auf beiden Seiten, geistvolle, getreue und schmucklose Erzählung der Thatsachen und treffende Schilderungen der merkwürdigsten Männer, besonders im österreichschen und russischen Heer, erwarben diesem Werk, wodurch eine Lücke in der Geschichte jenes wichtigen Zeitabschnitts ausgefüllt wurde, den Beifall, welchen es verdiente. Zur Anfertigung desselben zu ermuntern und mit Nachrichten, die preußischen Sachen betreffend, zu unterstützen, dieses Verdienst aber gebührt dem öfters erwähnten, ehrwürdigen Major von Seidl, von der frühesten Jugendzeit an unwandelbar und unzertrennlich mit Cogniazo verbunden. Die Stoffe hatte Cogniazo bereits im Kriegsfelde selbst gesammelt und durch seine Bekanntschaft mit ausgezeichneten Männern in den verschiedenen Heeren sowohl damals, als nachher, sorgfältig berichtigt und bereichert. — Der erste Theil seiner „Geständnisse" enthält Betrachtungen über das Emporkommen des preußischen Königreichs, von Friedrich I. an, bis in die letzten Lebensjahre Friedrichs II. überhaupt, hat aber daneben noch den besondern Zweck, den großen Friederich gegen seine kleinen Verlästerer zu vertheidigen. — Im 2ten bis 4ten Theile wird die Geschichte der Kriege Friedrichs bis zum letzten, den wegen der Baierschen Erbfolge 1778, erzählt; doch wird nur

von denjenigen Begebenheiten, welchen Cogniazo selbst beigewohnt oder von welchen er durch Augenzeugen eine genäue Kunde erhalten konnte, ausführlich gehandelt. Er schließt sein Werk mit den Worten:

„Hiermit schließe ich meine, zur Steuer der Wahrheit und zu mehrerer Aufklärung mancher Begebenheiten eines in diesem 18ten Jahrhunderte höchst merkwürdigen Zeitraums niedergeschriebenen Geständnisse. Das Glück hatte mir während der Laufbahn meines Dienstes ziemlich günstige Standpunkte, und die Natur einen nicht ganz unfähigen Geist zur Beobachtung der Dinge verliehen. Wie also theils ich selbst sie sah und empfand, oder theils Männer von geprüfter Redlichkeit, die schon vor 40 Jahren mit mir auf derselben Stufe standen und deren verschiedene noch jetzo die ansehnlichsten Stellen in den K. K. Heeren bekleiden, sie gesehen und empfunden haben, — so theile ich sie mit. Ich habe größtentheils bloß Thatsachen ungekünstelt und ohne gesuchten Schmuck des Styls, ja, vielleicht zu wenig um Wortklang und Ausdruck bekümmert, vorgetragen. Ihren innern Gehalt zu würdigen und Resultate daraus zu ziehen, überlasse ich, wie billig, der Einsicht und dem Urtheile des Lesers. Wahrheit und Unpartheilichkeit in der Darstellung der Sachen, ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel der Partheien, Kürze und Deutlichkeit, so viel als möglich, im Vortrage, ohne Anmaßung und Schöngeisterei, waren mir bei dieser Arbeit Gesetz und Ziel. Nur selten habe ich mir einige Fingerzeige auf das Lehrreiche in den Thatsachen oder Meinungen erlaubt, welches man wohl einem Manne in der sechsten Dekade seines Lebens, der vor 27 Jahren den Schauplatz verlassen, dessen Blut sich ab-

gekühlt und dessen ehemaliger militärischer Enthusiasmus sanfteren Neigungen zu den Wissenschaften und zur philosophischen Ruhe Platz gemacht hat, — nicht übel deuten wird.

L* (Lüben) den 20sten Nov. 1789."

Außer jenem größeren Werke, ließ Cogniazo noch eine kleinere Schrift zur Vertheidigung seiner „Briefe aus Berlin" gegen dawider erschienene „Zehn Briefe aus Oesterreich. 1784." hervortreten.

Neben diesen kriegerischen und politischen Gegenständen beschäftigte er sich, in Verbindung mit dem berühmten Garve *) und dem gelehrten Grafen Matuschka (auf Pitschen, in Schlesien, dem Verfasser der Flora Silesiaca und astronomischer Abhandlungen) auch gern mit Gegenständen der Wissenschaften des Friedens, half zur Ausarbeitung der Flora Silesiaca und ließ gegen Silberschlags Geogenie erscheinen „Philosophische und physische Fragmente über die Geogenie. Breslau 1783".

Noch einmal sollte er am Lebensabend die Wandelbarkeit der irdischen Geschicke erfahren, indem der Tod ihm seine treue, innigst geliebte Genossin entführte; doch ward ihm der große Verlust nachher wieder ersetzt durch seine zweite Gattin, ein Fräulein von Haugwitz, welche von 1786 an ihn liebevoll durch die noch übrigen Jahre seines stillen, heitern, den Freunden, den Wissenschaften und den Tugenden gewidmeten Lebens begleitete. Zwar mußte er auch noch die letzte Kriegeszeit, welche mit 1806 begann, erleben; aber es traf ihn damals kein be-

*) Siehe: Garvens Briefwechsel mit Weiße; herausg. von Fülleborn.

deutender Unfall. Der Greis, der damals in den Siebzigen hinaufrückte, bewahrte die Ruhe, welche er suchte und deren er bedurfte. Angesehene französische Officiere, namentlich Jomini, denen sein Werk „Geständnisse eines österreichschen Veterans" sehr wohl bekannt war, wünschten zwar, den Verfasser desselben persönlich kennen zu lernen; er aber vermied jede Gelegenheit, mit diesen widerwärtigen Gästen, den Verächtern und Verderbern Preußens und Oesterreichs, in eine nähere Bekanntschaft zu kommen, und ging dann in Lüben im Jahre 1811, am 25sten Juli, ein achtzigjähriger Greis, zu einer bessern Welt hinüber.

„Cogniazo" sagt der Major von Seidl „verband die größeste Rechtschaffenheit mit der ausgedehntesten Neigung zu seinen Mitmenschen, so wie ein durchdringender Verstand mit ausgezeichneten Kenntnissen gepaart war. Auch ging er stets mit seiner Zeit fort; und es gab wohl wenige Männer, die so viele Kenntnisse in den verschiedensten Wissenschaften zugleich besaßen, wie er. Hierhin sind zu zählen: Philosophie, Geschichte, Naturlehre (vorzüglich Botanik), Mathematik, Kriegskunst, schöne Wissenschaften, Sprachen. Ohne Affectation, ohne Prätension ließ er sich in der Gesellschaft zu einem Jeden herab. Man hörte ihn mit Vergnügen und verließ ihn selten, ohne zugelernt zu haben. Sein edler, liebenswürdiger Charakter machte alle diejenigen zu seinen Freunden, welche ihn näher kennen zu lernen das Glück hatten, und sein Tod versetzte sie in die tiefste Trauer. Ihnen allen war ein Vater, ein Bruder, ein Freund gestorben, je nachdem sie in mehr oder weniger innigen Verhältnissen mit ihm gestanden. Sein Verlust war ihnen Allen uner-

setzlich. — Unter den Männern, die ihn vorzüglich schätzten, nenne ich die Minister: Graf von Herzberg und Hoym; die Generäle von Seidlitz und Kleist; unter seine gelehrten und innigsten Freunde: den Grafen von Matuschka (dem zum Andenken er „Betrachtungen eines Freundes bei dem Grabe des Grafen von Matuschka. Breslau 1782. schrieb) auf Pitschen in Schlesien, und der Professor Garve in Breslau."

Chr. Niemeyer.

Franz Moritz, Graf Lacy

(oder Lascy).

Franz Moritz, Graf Lacy (oder Lasey)

Kaiserl. Königl. geheimer Rath, Staats- und Conferenz-Minister, Feldmarschall, Inhaber eines Infant. und Cür. Regiments, Ritter des goldenen Vließes und des Mar. Theres. Ordens Großkreuz. geb. 1725. gest. 1801.

Kaiser Josephs II., — dieses schönen Ebenbildes seines geistreichen, thatlustigen, menschenfreundlichen Ahnherrn, Maximilians I., — Lehrer und Freund war — Lacy. Genug, um ihn als einen unserer Aufmerksamkeit und Hochachtung würdigen Ehrenmann zu bezeichnen.

Als Einleitung und Vorrede zu dem nachfolgenden Abriß einer Biographie Lacy's wird nichts besser dienen können, als die Inschrift, welche Kaiser Joseph, der dankbare Schüler und treue Freund, unter die Marmorbüste Lacy's, die er im Rathssaal des Kriegsgebäudes aufstellen ließ, gesetzt hat:

Mauritii Lacy
Summi castrorum praefecti, qui belli aeque ac pacis artibus clarus, illis vincere, his patriam invictam reddere docuit, sui in scientia militari institutoris et amici, Josephus II., Augustus, grati animi sui monumentum heic poni jussit. MDCCLXXXIII.

Zu Deutsch:

„Moritz Lacy,
dem Feldmarschall, berühmt in Kriegs- und Friedenskünsten, durch jene zu siegen, durch diese das Vaterland unüberwindlich zu machen lehrend, seinem Lehrer in der Kriegswissenschaft und seinem Freunde, hat Joseph II., der Kaiser, dieses Denkmahl eines dankbaren Gemüths hier setzen lassen. 1783."

Unter einem seinem sehr ähnlichen Kupferstich eines Brustbildes des Marschalls lieset man die treffenden Worte:

— „populares
vincentem auras et natum rebus agendis."
— „Die Volksgunst besiegend geboren, Thaten zu schaffen."

Zu der glänzenden Höhe, welche Lacy erschwungen hat, ist er besonders dadurch hinangestiegen, daß er — so wollte es sein weiser Vater, der russische Feldmarschall Peter, Graf Lacy — auf niedern Stufen allgemach seine Kräfte versuchte und übte, und dann auf die höheren und zuletzt auf die höchsten, mit innerer, vollkommener Angemessenheit zu dem jedesmaligen Standorte, vorschritt.

Der Vater wollte nicht, daß, indem seine eigenen Verdienste dem Sohne vorläufig zu gute gerechnet wurden, vielleicht je sich selbst eigene, ausgezeichnete Verdienste zu erwerben. Auch wollte er nicht, daß, wenn der Sohn die Vorübungen des kleinen Dienstes überhüpfte, ihm in Zukunft an der genauen Kenntniß aller Theile des Ganzen der Kriegskunst manches fehle und

sein Wissen und Thun mangelhaft bliebe. Deshalb schickte er den Moritz, noch jung, aus Rußland hinweg nach Oesterreich. Günstige Gelegenheit, die Kenntnisse der Schule im Schlachtfelde in Ausübung zu bringen, zu berichtigen und zu vermehren, fand sich sehr bald.

Kaiser Karl VI., der letzte männliche Zweig des altberühmten Habsburgischen Stammes, war 1740 hingeschieden. Er hatte, wie bekannt ist, nur eine einzige Tochter, Maria Theresia, hinterlassen. Obgleich Karl noch bei seinen Lebzeiten durch Verträge mit den ersten Mächten Europa's und durch Einstimmung seiner eigenen Unterthanen (pragmatische Sanction 1724) hinlängliche Vorkehrungen getroffen zu haben glaubte, daß seiner Tochter die gesammte väterliche Erbschaft unverkümmert verbliebe, so wurde sie ihr demohngeachtet nach des Vaters Tode alsbald auf das heftigste bestritten. Karl Albrecht, Kurfürst von Baiern, Maria Theresia's Vetter, trat mit Ansprüchen auf die österreichschen Erblande in Deutschland hervor; der König von Spanien, ebenfalls von mütterlicher Seite ein Habsburger, forderte die österreichschen Erbstücke in Italien; auch Sachsen machte Ansprüche; und zu diesen allen gesellte sich, mit Theresien zu gleicher Zeit auf den Thron gelangt, König Friedrich II. von Preußen, damals in der vollen Blüthe jugendlicher Manneskraft, 28 Jahr alt. Er erneuerte alte Ansprüche auf vier schlesische Fürstenthümer, welche auch schon von seinen Vorfahren, aber immer vergeblich, waren gemacht worden. Doch wollte er, um das uralte, ungeachtet jener schlesischen Angelegenheit dennoch immerdar freundliche Verhältniß zwischen Habsburg und Hohenzollern zu erhalten und der

listigen und habsüchtigen Franzosen Einmischung in die deutschen Sachen zu verhüten, — nicht die ganze Forderung geltend machen, sondern sich an den zwei Fürstenthümern Glogau und Sagan genügen lassen, dann zwei Millionen auszahlen, die pragmatische Sanction mit seinen Waffen verfechten helfen und seine ganze Kraft anwenden, daß Franz, Theresiens Gemahl, zum Kaiser erwählt würde. Ob es nun zwar einer gesunden, wahren Staatskunst in den damals so mißlichen Zeiten angemessener gewesen wäre, daß Maria Theresia die von Oesterreich selbst anerkannte, alte Treue und durch Jahrhunderte erwiesenen, ausgezeichneten Dienste der Brandenburgischen Fürsten durch die Zurückgabe von ein Paar Fürstenthümern belohnt und für sich auch ferner bereit erhalten hätte, statt einen jungen, feurigen Helden zum Kriege wider sich zu reizen, in einem Augenblicke, wo von allen Seiten Waffen gegen Oesterreich gezückt wurden; so gab leider Maria Theresia dennoch übeln, wahrscheinlich geistlichen, Räthen Gehör, wies des protestantischen Friedrichs Anträge schnöde zurück und man sah nun, — o traurige Erscheinung! — zum ersten Male Hohenzollern gegen Habsburg im Felde, da bis hieher sie stets neben einander getreulich gekämpft hatten gegen Italiener, Franzosen und Türken. Nun war Frankreich froh, da es Deutschlands zwei Stützen von einander gerückt hatte; und der Krieg gegen Maria Theresia brach los. Sie aber, die heldenmüthige Habsburgerin, blieb unverzagt, und beschloß, mit Hülfe der treuen Ungarn und Oesterreicher, der Britten, Hannoveraner, Hessen und Holländer, der alten Feinde Frankreichs, den Kampf für Krone, Reich und Heerd getrost zu wagen.

Dieses ist die Gelegenheit, wodurch dem Jüngling Lacy das Feld eröffnet wurde, in welchem er nachmals eine so glänzende Stelle erlangen sollte.

Während österreichsche Heere die Erblande von den eingedrungenen Franzosen und Baiern reinigten und Karl VII., der Baier, damals deutscher Kaiser, aus seinem eigenen Lande nach Frankfurt am Main flüchten mußte, Schlesien aber durch die Schlachten von Mollwitz und Chotusitz von Friedrich gewonnen und durch den Breslauer Frieden (11. Jun. 1742) auch behauptet wurde, kämpfte Lacy unter Lobkowitz und Brown in Italien gegen das vereinte Heer der Spanier, Franzosen und Sardinier. Hier war er, als dieses feindliche Heer im Lager von Velletri (11. Aug. 44) überfallen wurde, unter den Leichtbewaffneten und Vordersten und setzte so feurig und kühn zwischen die Feinde, daß ihm 3 Pferde unter dem Leibe getödtet wurden und er einen heftigen Bayonetstoß davon trug. Diese Thaten machten ihn seinem Verwandten, dem vortrefflichen Feldmarschall-Lieutenant, Graf Brown, immer werther; er wurde als Adjutant an dessen Seite gezogen und nun von diesem Meister angeleitet, den großen Gang der Waffenwerke gründlich kennen zu lernen. Seine ausgezeichneten Gaben, ein heller Blick und ein rascher, fester Muth, fanden von nun an immer mehr Gelegenheit, sich auszubilden. Dazu eröffnete ihm jetzo das Geschick auch noch eine lehrreichere und höhere Kriegsschule, als die bisherige im Felde der Lombardei; denn er wurde (1745) dem Heere des Prinzen Karl von Lothringen, Schwager Maria Theresia's, zugesellt, welches den König von Preußen, der zur Rettung Baierns von neuem (1744)

die Waffen ergriffen hatte, zurücktreiben sollte. Hier sah er in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sohr (oder Sorr) am 4. Jun. und 30. Sept. 1745, wie der geistvolle, rasche Preußenheld durch wohlberechnete, kühne, schnelle Streiche, welche sein trefflich gerüstetes und geübtes, dem Winke des Feldherrn geschwind und unbedingt folgendes, tapferes, unerschütterliches Heer blitzschnell ausführte, auch die Uebermacht aus dem Felde schlug.

Durch den Dresdner Frieden (25. Dec. 45) wurde der Kampf gegen Friedrich abermals stille. Es zog also (1546) Lacy im Heere Lichtensteins, Browns und Nadasdy's, geistvoller Feldherren, von neuem nach Italien, um dort den Franzosen und Spaniern die Eroberungen, welche sie, während Oesterreich des preußischen Angriffs wegen die Hauptmacht nach Deutschland hatte ziehen müssen, wohl hatten jenseit der Alpen machen können, wieder zu entreißen. Tapfer half er zur Eroberung von Guastalla, Reggio und Parma mit und in der Schlacht von Piacenza, wo ein feindlicher Angriff auf beide Flügel so nachdrücklich zurückgeworfen wurde, daß nun die Angreifer selbst sich nach der Flucht umsehen mußten, zeichnete der ein und zwanzigjährige Lacy sich so glänzend aus, daß er schon jetzt zum Major ernannt wurde. Zwar wollte der Feind noch einmal bei Rottofreddo wieder Fuß fassen, aber er mußte, da er auch hier über den Haufen geworfen wurde, Italien gänzlich dahin geben. Das österreichsche Heer erstürmte die Gebirgspässe der Bocchetta, zwang Genua, die Thore zu eröffnen, setzte dann über den Varo hinweg und drang voll Freuden durch die Provence in das mittägliche Frank-

reich selbst ein. Hier gab es für Lacy reichliche Gelegenheit, sich im Gebirgskriege zu üben: denn Brown bediente sich seiner, des wachsamen, unermüdlichen, vorsichtigen, um die bewaffneten Bauern und Gebirgsjäger der rauhen Gränzgegend im Zügel zu halten. Da aber das Volk von Genua (5. Dec. 1546) hinterwärts die schwache, österreichsche Besatzung der Stadt überwältigte, während vorwärts, aus Frankreich her, ein verstärktes Heer Franzosen und Spanier gegen Brown anrückte, so mußte er die Unternehmung auf Frankreich aufgeben, sich im Anfange des Jahres 1547 wieder nach Italien zurückziehen und sich damit begnügen, die wiedergewonnene Lombardei gegen die neuen Unternehmungen der Genueser, Franzosen und Spanier zu decken. Lacy hatte hier fortdauernd das schwere Geschäft, gegen die unablässigen Anfälle des genuesischen Landsturmes Wacht zu halten. Dann aber, als das Kriegswetter hier etwas nachließ, jedoch in den Niederlanden noch zuletzt sehr heftig donnerte, sandte Brown seinen Schüler, Lacy, dorthin, um in Mastricht, welches von den Franzosen unter dem berühmten Marschall von Sachsen belagert wurde, den Festungskrieg vollständiger kennen zu lernen. Auch hier glänzte der junge Krieger durch die gewohnte Unerschrokkenheit hervor und man sah ihn bei heftigen Ausfällen, welche die feindlichen Schanzen umstürzten, stets an der Spitze, bis endlich auch hier der Aachner Friede (23. Oct. 1748) nach langer, blutiger Arbeit einen Feierabend schuf.

Die schrecklichen Anläufe, welche, wie erzählt ist, 8 Jahre hindurch von allen Seiten auf Oesterreich gemacht waren, hatten dennoch dieser alten, festen Mach-

nichts angewinnen können. Das Hauptgebäude der habsburgischen Herrlichkeit stand, als die Flammen ringsum sich legten, unversehrt da. Von Bedeutung war nichts verloren worden, als Schlesien. Und dieser Verlust war zu verschmerzen, da für alles Uebrige die sämmtlichen Staaten Europens Marien Theresien nunmehr als rechtmäßige Besitzerin anerkannten und ihr Gemahl, Franz I., mit der deutschen Kaiserkrone seit 1745 geschmückt war. Das schöne Bewußtseyn, nach allen Kräften auch sein Theil zu dem großen Werk der Vertheidigung beigetragen zu haben, erfreuete auch Lacy und ein um desto feurigeres Verlangen glühte in ihm und in allen seinen Waffenbrüdern, bald auch die Landschaften, welche verloren gegangen waren, namentlich Schlesien, dem einzigen glücklichen Gegner, dem sieghaften, beneideten Friedrich wieder zu entreißen. Wie alle hellere Geister, so sah besonders auch Lacy, die Erfahrungen jener 8 Kriegsjahre zu Rathe ziehend, ein, welche Gebrechen abgestellt, welche Vorzüge erworben werden müßten, wenn das österreichsche Heer in Zukunft Vortheile über das preußische sollte erringen können. So wie für den Fortschritt des großen Ganzen der österreichschen Kriegsmacht damals durch Fürst Lichtenstein die Militäracademie zu Neustadt (1752) und die Artillerieschulen angelegt wurden, um einen neuen und höhern Geist im Heere zu wecken und es mit neuen, gewaltigern Kräften auszustatten; so bestrebte sich im Besondern Lacy, jetzt an der Spitze eines Regiments, (damals Alt-Colloredo, nachmals Kaunitz), zu erwirken und zu zeigen im Einzelnen, was geschehen müsse überall, wenn der habsburgische Riese jene Regsamkeit, Leichtigkeit, Gewandtheit, welche noch fehlte, wohl aber bei den

Preußen anzutreffen war, erlangen und dadurch zu künftigen Siegen auch über jenen so berühmt gewordenen Gegner sollte geschickt gemacht werden. Uebungen, welche bei Römern und Griechen, deren Geschichte Lacy fleißig zu Rathe zog, so große Dinge hatten wirken helfen, — Uebungen, welche auch in unsern neuesten Zeiten wieder zu Ehren kommen wollten, aber leider durch Mißbrauch unter dem Namen des „Turnens" schon wieder verschollen sind, — führte Lacy bei seinem Regiment ein. Um die Trägen und Kurzsichtigen, welche dergleichen Anstalten als Tänzerei und Kinderspiel verspotteten, kümmerte er sich nicht; ward er doch nachher hinlänglich gerechtfertigt, wenn jene Schwerfälligen und Ungelenken nachmals weder bei Märschen und Angriffen sich schnell bewegen, noch, wenn plötzlich sie angefallen wurden, schnell auszuweichen und in neuen, zweckmäßigen Ordnungen dem Feinde kräftig die Spitze zu bieten vermogten. — Neue Gelegenheit, sich im Kampfe zu zeigen, war nahe. Acht schreckenvollen Jahren sollten nach einem Zwischenraum von sieben Friedensjahren abermals sieben furchtbare Fehdejahre nachfolgen.

Dem kühnen, glücklichen, beneideten Friedrich von Preußen war der Untergang geschworen. Kaunitz, Minister Maria Theresia's, hatte nicht geruht, bis er ein geheimes Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland, Schweden, Sachsen nebst mehrern deutschen Reichsstaaten, und jetzt auch Frankreich gegen das kleine Preußen zusammengeschmiedet hatte. Friedrich sollte durch diese furchtbare, von allen Seiten plötzlich auf ihn hereinstürzende Masse erdrückt und zerschmettert werden. Höchstens und als Gnadengeschenk sollte er Pommern und die Mark be-

halten, damit er in Zukunft, als kraftloser Markgraf von Brandenburg, des deutschen Kaisers gehorsamer Unterthan sey. Aber der wachsame, kluge Held war längst auf seiner Hut gewesen. Die geheimsten Verhandlungen der Feinde hatte ein sächsischer Geheimschreiber, Menzel, in seine Hände geliefert. So hatte Friedrich das Wetter, wo und wie es sich zusammenzog und allgemach näherte, genau beobachten und den Augenblick bestimmen können, wo er dem Losbruch zuvorkommen müsse. Um aber nichts unversucht zu lassen, wodurch Europa die so lang ersehnte, segenreiche Friedenszeit erhalten werden könne, ließ er, als nun keine Zeit mehr verloren werden durfte und er selbst schon schlagfertig da stand, durch seinen Gesandten „Klinggräf" noch zwei Mal und recht dringend bei Maria Theresia um eine offene und bestimmte Erklärung anhalten, „ob Oesterreichs drohende Rüstungen ihm gälten oder nicht?" — Aber das Friedenswort einer liebenswürdigen Fürstin, von der das Leben und das Wohl von Hunderttausenden abhing, wußte, ungeachtet ihres innigsten Abscheu's vor Kriegen und Blutvergießen, dennoch das racheglühende Wiener Ministerium durch die Vorstellung zu hintertreiben, daß es der Würde der ersten Monarchie Europens unangemessen und überhaupt ganz unnöthig und unrathsam sey, mit einem eben so schwachen, als doch dabei stolzen und unruhigen Nachbar, zu dessen Demüthigung jetzo das ganze Europa gerüstet sey, sich auf Erklärungen einzulassen. Diesem Recken, der mit den Waffen in der Hand frage, dürfe man nicht anders, als mit den Waffen in der Hand antworten. — Frankreich, außer sich vor Freude, daß es ihm endlich gelungen, das Band und die Stütze Deutschlands, Habs-

burg und Hohenzollern, von einander zu reißen, hetzte zu. Friedrich erhielt die erbetene, offene, bestimmte Friedenserklärung nicht. Sich länger hinhalten zu lassen, wäre jetzt die unverzeihlichste Thorheit gewesen. Diese einem Friedrich zuzutrauen, nur das möchte man noch eine größere Thorheit nennen dürfen. Was man bei richtiger Beurtheilung Friedrichs und seiner Lage voraussehen mußte, geschah. Er brach plötzlich, ehe nur noch das nächste Oesterreich vollständig gerüstet war, hervor, umzingelte, damit er sich den Rücken frei hielte, die lauernden Sachsen im Gebirgskessel von Pirna, und drang dann (29. Aug. 1756) in Böhmen ein. Dort warf ihm, was sich in Eil zusammenraffen ließ, der wackere Feldmarschall Brown bei Lowositz entgegen; und hier führte auch Lacy sein Regiment in die erste Schlacht des auflodernden siebenjährigen Krieges (1. Oct. 1756). Brown, an der Spitze von 70000 Mann, hoffte, die Preußen aus dem Wege zu treiben oder wenigstens den Sachsen einen Fluchtweg aus ihrem Gebirgskerker zu eröffnen. Friedrich aber, seiner Seits, bot alle Kraft seines starken und erfindungsreichen Geistes auf, das österreichsche Heer nicht an die Gränze von Sachsen kommen zu lassen, sondern dasselbe durch einen schnellen und heftigen Schlag in das Innere von Böhmen, woher es vorrückte, wieder zurückzutreiben. Bei Lowositz, am linken Elbufer, gedeckt durch Berge auf der rechten Seite, und durch Sümpfe und Schanzen auf der linken, stand Brown, als Friedrich auf den rechten Flügel desselben traf. Zu Browns Unglück hatte dessen unvorsichtiger Vortrab nur die geringen, nicht aber die beherrschenden Höhen, Lobosch und Homolka, besetzt. Blitzschnell in Blick und

That, brachte Friedrich sie in seine Gewalt und schon dadurch war sein naher Sieg entschieden. Zwar strengte Brown, den Fehler der Seinen zu spät bemerkend, sich auf das Aeußerste an, die verderblichen Höhen, von wo aus die Preußen in aller Sicherheit ihn beschießen, bestürmen und ängstigen konnten, ihnen wieder zu entreißen; aber das Alles war ganz vergeblich. Browns Fußvolk ward im grimmigen Handgemenge die Berge hinab in das Dorf Lowositz zurückgestürzt und dann mit Stürmen und Flammen hinausgetrieben. Dennoch gelang es dem unerschrockenen, österreichschen Feldmarschall, dessen linker Flügel unverletzt geblieben war und hinter dessen unerschütterten Linien der geschlagene rechte Flügel sich wieder sammeln konnte, mit Ehren einen Rückzug nach dem alten Lager von Budin anzutreen. Und in den Augenblicken der grimmigen Schlacht in und um Lowositz, wo Alles auf dem Spiel stand, hatte Lacy neue Beweise seiner ausgezeichneten Geistesgegenwart und Tapferkeit kund gethan. Mit seinem, von ihm selbst und nach seiner Idee geübten und erzogenen Regiment, dessen Muth, Folgsamkeit, Ordnung in dieser recht eigentlichen Feuerprobe von Lowositz sich auf das Herrlichste bewährte, erwarb Lacy sich das hohe Verdienst, den verderblichen Andrang der Preußen gegen die rechte Seite so lange aufzuhalten, bis stärkere Hülfe vom linken Flügel herbeieilen, Sammlung und Ordnung bei den zersprengten Schaaren hergestellt und dann ein ehrlicher Rückzug konnte angetreten werden. Indem Lacy stets da, wo die Gefahr am größesten war, seine Stelle gewählt und den Waffenbrüdern sein ermuthigendes Beispiel hatte vorleuchten lassen, war es geschehen, daß er eine schwere Wunde em-

pfangen hatte, welche ihm die letzte Theilnahme am Kampfe verwehrte.

Feldmarschall Brown, gern das Verdienst seines ruhmwürdigen Schülers und langjährigen Waffengefährten anerkennend, schrieb der Kaiserin: „Ohne Lacy wäre an diesem Tage Alles verloren, ohne seine Verwundung aber wäre Alles gewonnen gewesen."

Das von den Schlendriansleuten verspottete „Tänzerregiment", wie sie es zu nennen beliebten, und der Meister desselben hatten ihre Ehre auf eine glänzende Weise behauptet. Lacy's Verdienst wurde von der Kaiserin anerkannt und er in seinem 31sten Jahre zum General erhoben.

Der für Friedrichs Gegner unglückliche Ausgang des ersten Feldzugs der neuen Fehde beschämte und erbitterte sie auf das Aeußerste. Die Zurüstungen wurden verdoppelt und sogar der alte, seit langen Zeiten unberührte, verrostete Donnerkeil der Reichsacht vom Kaiser Franz aus dem Regensburger Reichstagssaal hervorgesucht und gegen den König geschleudert. Auch ein Reichsheer setzte sich nun in Bewegung. Bei dem Allen aber konnte man sich der Furcht vor dem anfangs so gering geachteten Könige von Preußen dennoch nicht erwehren, und Oesterreich beschloß, zunächst und so lange nur vertheidigungsweise zu verfahren, bis alle Bundesgenossen ringsum ihre Stellen würden eingenommen haben und man von allen Seiten auf den umzingelten Friedrich losschlagen könnte. Deshalb wandte Prinz Karl von Lothringen, der jetzo zu großer Betrübniß aller, welche ihr Vertrauen auf den geistvollen Brown und einen raschen, nachdrücklichen Angriffskrieg setzten, als Oberbe-

fehlshaber nach Böhmen gekommen war, nun alle Heereskräfte dazu an, daß er Böhmen einstweilen gegen den drohenden Einbruch der Preußen verwahren möchte. Zu diesem Behuf wurden einzelne Heerschaaren nach den Gränzen, gegen Sachsen und Schlesien hin, vorgeschoben. Und hier erhielt nun abermals Lacy eine der gefahrvollsten Vorwachten, im Winter 1757. — Um nicht selbst angegriffen zu werden, beunruhigte der Kluge seine Gegner unablässig. Indem er für ihre eigene Sicherheit sie stündlich besorgt machte, hinderte er sie, ihm die eigene anzufechten. Die alte Vorschule in den Gebirgen von Genua und der Provence (1746. 47.) kam ihm hier trefflich zu Statten.

Aller österreichschen Vorkehrungen ungeachtet drang aber Friedrich dennoch, so bald es irgend die Jahreszeit erlaubte, mit 4 Heerhaufen in Böhmen ein. Einer derselben, unter dem Herzoge von Bevern, überwältigte bei Reichenberg, an den Gränzen der Lausitz, die Verschanzungen des Grafen von Königsegg (21. Apr. 1757) und zwang ihn zum eiligsten Rückzuge gen Prag. Daß bei der großen Unordnung, in welche die Schaaren Königseggs gerathen waren, jener Rückzug dennoch vollführt werden konnte, war abermals, wie früher bei Lowositz, vorzüglich Lacy's Verdienst. Wie dort, so hielt er auch hier unter denen, welche er befehligte, die Ordnung und den Muth aufrecht und machte es dadurch den Uebrigen möglich, ohne zu großen Schaden davon zu kommen. Wenn es ihm also auch nicht vergönnt schien, Siege zu entscheiden; so blieb ihm doch wenigstens der Trost, die gänzlichen Niederlagen abzuwenden.

Bald nachher wurden die unter den Mauern von

Prag, zwischen Elbe und Moldau zusammengedrängten, österreichschen Heerschaaren (6. Mai 57) von Friedrich auf dem rechten Flügel, welchen sie nicht gehörig verwahrt hatten, unversehens angegriffen. Brown bei den Oesterreichern, Schwerin bei den Preußen, glorreiche Marschälle, opferten ihr Leben. Friedrich gewann den Sieg. In dieser ungeheuren Schlacht, die 24000 Menschen das Leben kostete, leistete Lacy, jetzt an der Spitze einer Brigade, einen so heldenmüthigen Widerstand, daß beinahe alle die Seinigen den Platz, wo sie gestanden und bis zum letzten Blutstropfen heldenmüthig gekämpft hatten, mit ihren todten Leibern deckten; auch er selbst trug abermals eine schwere Wunde davon. Dadurch wurde er gehindert, an der bald nachfolgenden Schlacht von Kollin (18. Jun.), welche Prag und die eingeschlossenen Heerestrümmern, ja, vielleicht den österreichschen Staat rettete, Antheil zu nehmen.

Lacy's hervorstechende Gaben: Besonnenheit, Geistesgegenwart und Heldenmuth, in Verbindung mit gründlichen und vielseitigen Kenntnissen, wurden je länger je mehr anerkannt. Der Oberbefehlshaber, Prinz Karl, schenkte ihm von jetzt an sein unbeschränktes Zutrauen. Und so geschah es, daß Karl, besonders auf Lacy's Rath, am 23. Nov., wo Friedrich in Sachsen abwesend und Sieger der französischen und der Reichsarmee bei Roßbach geworden war, unverweilt das verschanzte Lager der unter dem Herzoge von Bevern in Schlesien zurückgebliebenen Preußen vor Breslau angriff und erstürmte, dann auch die Stadt selbst eroberte und dadurch die österreichschen Sachen auf eine ungemein hoffnungsreiche Höhe erhub. Da jetzo 80000 siegreiche Oesterreicher im erober-

ten, festen, preußischen Lager und außerdem auch in Breslau und Schweidnitz unangreifbar schienen von den wenigen, theils ermüdeten, theils muthlosen Preußen, so zweifelte man in Wien nicht weiter, daß jetzo der glühende Wunsch — Schlesiens Wiedereroberung — sey vollständig erfüllt worden. Aber schon eilte, um jenen allerdings nahe scheinenden Gewinn wieder in eine weite Ferne hinaus zu versetzen, Friedrich von der Saale und Elbe zur Oder herbei, drang durch Schnee und Eis unverdrossen heran, sprach den trüben Bevernschen Schaaren, welche er bei Glogau an sich zog, neuen Muth ein und rückte nun — es ist unglaublich zu hören! — mit 30000 Preußen, theils Ermüdeten von der Winterreise, theils Entmuthigten von den Unfällen vor Breslau, 90000 siegesfrohen und frischen Gegnern geradeaus auf die Brust. Jenen letzten Ueberrest von Friedrichs sinkenden Kräften durch einen einzigen, geschwinden Schlag gänzlich zu vernichten, schien dem Prinzen Karl von Lothringen, einem sehr feurigen Geiste, eine so geringe, als gewisse Sache. Er verließ deshalb ungesäumt die Schanzen und Wälle von Breslau und zog dem anrückenden Könige über das Schweidnitzer Wasser bis Leuthen entgegen. Hier bereitete er — ob aus unzeitiger Behutsamkeit oder aus einer Anwandlung geheimer Furcht den raschen Angriff verschiebend — sein gewaltiges Heer (5. Oct.) in unabsehbaren Linien von Leuthen (links) bis Nipern (rechts) im Gefilde aus. Aber Friedrich, seine Gegner täuschend, fiel, statt auf den rechten Flügel, für welchen sie fürchteten und ihre besten Kräfte unnütz verwandten, auf die linke, nachher auf die rechte Seite ungestüm los schlagend, auf, und trieb es in unsäglicher

Verwirrung aus dem Felde und gegen das hinterliegende Schweidnitzer Wasser. Auch in dieser unglücklichen Schlacht erwarb sich Lacy, da er als Unterbefehlshaber sich kein anderes Verdienst hatte erwerben können, von neuem das einzig übrigbleibende, daß er, nie die Besonnenheit und den Muth verlierend, obwohl hart verwundet, dennoch im schrecklichen Getümmel einer verwirrten Flucht eine Nachhut gegen den siegenden Andrang der siegenden Preußen bildete und, nebst seinem wackern Waffenbruder Nadasdy, auf diese Weise noch rettete, was irgend zu retten war. Im Unglück aber ist Verminderung desselben in Abwendung eines gänzlichen Verderbens eine große Sache. Von dieser Seite wurde denn auch das, was Lacy bei Leuthen geleistet hatte, in Wien betrachtet und belohnt. Maria Theresia, stets bedacht, das Verdienst zu wecken und zu ehren, ernannte ihn zum Generalquartiermeister und übertrug ihm das schwere Geschäft, das beinahe vernichtete Heer wiederherstellen und den gefährlichsten Streich, womit jetzo Friedrich Wien selbst bedrohete, abwenden zu helfen.

Hier, wo es galt, mit rastloser Kraft zu rüsten und mit hellem Blick zu ordnen, war gerade Lacy an seiner rechten Stelle. Ehe man sich dessen versah, stand ein neues Heer hinter der böhmischen Mauer, und Friedrich, der — zum Glück der Oesterreicher — jetzt nicht in Böhmen, sondern in Mähren eindringen und Olmütz belagern zu müssen glaubte, erblickte plötzlich den neuen Oberfeldherrn, Graf Daun, sich gegenüber, ward eines Zuzugs von 3000 Wagen beraubt, mußte die Belagerung aufheben und in Eil nach der Neumark ziehen, wo ein großes und grimmiges Russenheer eingebrochen war. Jene

meisterhaften Anordnungen, wodurch Olmütz entsetzt und Mähren befreiet worden war, schreibt man vorzüglich Lacy zu, dessen und Laudons Rath fortan bei dem Feldmarschall Daun von entscheidendem Gewicht war. Auch den Entschluß des Feldmarschalls, den König, der es bei Hochkirchen (14. Oct. 1758) an Wachsamkeit hatte fehlen lassen, durch einen nächtlichen Ueberfall hart zu beschädigen, soll, nebst Laudon, Lacy haben bewirken helfen. Dieser geglückte Ueberfall aber war das zweite glückliche Ereigniß, wodurch die fast tödtlich scheinenden Wunden der Leuthner Niederlage dennoch wieder waren geheilet worden. Deshalb schmückte auch die dankbare Maria Theresia ihren wackern Hülfsmann mit dem Großkreuz des Theresienordens. Und als er ein Jahr nachher (21. Nov. 1759), wo Friedrich den Marschall Daun bei Dresden zu umzingeln und besonders durch den General Fink bei Maxen von Böhmen abzuschneiden gedachte, dem noch zögernden Feldherrn seinen Kopf zum Unterpfande setzte, daß Fink mit seinen eilf Tausenden eben so eingeschlossen und zum Gewehrstrecken genöthigt werden könne, wie einst die Sachsen (1756) bei Pirna, so wagte Daun das Stück. Die Preußen wurden nun ihrer Seits in einem Bergkessel umzingelt, im Rücken und auf beiden Seiten angegriffen und, da Fink zu einem Durchbruch auf Leben und Tod, wozu General Wunsch stimmte, sich nicht entschließen konnte, sämmtlich gefangen. Für ausgezeichnete Hülfe zu dieser glücklichen Unternehmung wurde Lacy zum Generalfeldzeugmeister erhoben.

Im folgenden Jahr (1760) schlugen Russen und Oesterreicher den Kriegsschauplatz, der sich immer mehr

und mehr um den bedrängten Friedrich verengte, in Schlesien und in der Mark auf. Da sie indeß nichts Großes ausgerichtet hatten, vielmehr Laudon, der früherhin bei Landshut durch Uebermacht den tapfern Fouqué überwältigt hatte, nachmals bei Liegnitz (15. Aug.) von Friedrichs rächendem Schwerdte sehr hart getroffen wurde; so wollten sie das scheidende Jahr wenigstens doch durch eine scheinbar glänzende That für sich verherrlichen, vielleicht auch den König dadurch zwingen, Schlesien zu verlassen und dahin zu geben. Während also Friedrich mit seiner Hauptmacht dem Grafen Daun im schlesischen Gebirge beizukommen suchte, schlich Lacy mit 14000 Mann davon, vereinte sich mit 20000 Russen unter Tottleben und dieser ganze Hause drang am 5. Oct. in das wehrlose Berlin ein. Leider muß man sagen, daß Lacy nicht in dem Maße, wie Tottleben, schonend verfuhr. Hätte nicht dieser, unterstützt von dem österreichschen Feldmarschalllieutenant Graf Esterhazy, und dem holländischen Gesandten Verelst, sich ins Mittel gestellt, so würde das herrliche Berliner Zeughaus, und mit ihm wahrscheinlich der schönste Theil Berlins, in die Luft gesprengt und zerstört und die königlichen Schlösser, sammt ihren Kunstschätzen gänzlich zu Grunde gerichtet worden seyn. Potsdam wurde durch Esterhazy geschützt; Charlottenburg aber wurde von den Sachsen — man sollte es kaum denken — vandalisch verwüstet und dort auch des Königs unschätzbare Sammlung von alten Kunstwerken muthwillig zerschlagen. Als der König, auf die Nachricht vom Unglück seines eigenen Heerdes, schnell heraneilte, um Lacy und Czernischeff von ihren entfernten Hauptheeren abzuschneiden, machte sich jener nach Frankfurt an der

Oder, dieser aber nach Torgau davon, ohne daß der zornige König, der seiner Gegner Wohnschlösser und alle Kunstwerke überhaupt bisher nie verletzt hatte, einen von beiden hätte einholen können. „Herr von Lacy," sagt Friedrich in seinen Werken, „plünderte Alles, was er auf seinem Wege antraf und nach 3 Tagen war er wieder in Torgau." „Die Oesterreicher," erzählt Archenholz, „unter Lacy begingen die zügellosesten Ausschweifungen; sie verschonten bei ihrem Rückzuge auch die Gräber nicht. In Wilmersdorf, einem Schwerinschen Gute, wurden die Leichname aus dem Gewölbe und aus den Särgen gerissen, nackend ausgezogen und auf das Feld geworfen." — Was soll man zu diesen übeln Dingen, welche auf Lacy's bis daher so glänzendes Bild einen unholden Schatten werfen, sagen? — Die Entschuldigung der sächsischen Befehlshaber, „daß sie die Wuth ihrer Soldaten nicht hätten bändigen können," mag auch für Lacy einigermaßen gelten. Indessen dürfte schwerlich geleugnet werden können, daß des feurigen Feldherrn eigener, durch eine so lange Reihe von Kriegsjahren immer heftiger angeschürter Zorn und außerdem auch vielleicht noch die Hoffnung, die Kriegslust seiner Schaaren durch unbeschränkte, freilich barbarische Freuden zu verstärken, Antheil gehabt habe an jener nie zu billigenden Mißhandlung Berlins und der königlichen Schlösser, wofür der beleidigte Friedrich gar bald nachher in Sachsen scharfe Ahndung erfahren ließ *).

*) Lacy's Unternehmung gegen Berlin ist ein zu denkwürdiges, — theils berühmtes, theils berüchtigtes — Stück, als daß man nicht auch einen seiner eigenen Landsleute gern darüber reden hören

Dorthin hatte sich jetzo im strengsten Winter das Kriegswetter gezogen, um noch mit einem furchtbaren

---

sollte. „Der Generalfeldzeugmeister Graf L. ward mit ungefähr 14000 Mann am 28. Sept. aus dem Lager bei Kunzendorf abgeschickt, um in Verbindung mit dem Czernischeffschen Corps die Einnahme von Berlin zu bewerkstelligen" (heißt es in den Geständnissen eines österreichschen Veterans, 3ter Theil, S. 259). „Diese Unternehmung hat allerdings das Verdienst, daß sie in Absicht der Schnelligkeit und der Verpflegungsanstalten sehr gut und glücklich ausgeführt worden ist; worin aber das Meisterstück der Kunst bestehen soll, wofür man diesen Zug in einigen Schriften ausgegeben hat, ist nicht so leicht einzusehen. — Die Truppen legten freilich, was man sonst an Oesterreichern nicht gewohnt war, 40 Meilen in 10 Tagen, ohne Rasttage, zurück; aber dazu gehörte nicht viel mehr, als der Befehl des Feldherrn: „Sie sollen marschiren!" Der Marsch an sich selbst war sehr sicher; auch ist er von der Stelle des Abgangs aus bis zum Ziele nicht von einem Schatten des Feindes beunruhigt worden. — Man kennt des Grafen Lacy's dispositionsreiches Genie; aber hier hatte er nicht einmal sonderliche Gelegenheit, es anzustrengen. Graf Hadbicks erster Zug nach Berlin (1757), ob er gleich nicht so viel Geräusch machte, erforderte schon etwas mehr, und die Anstalten dieses Generals, als er 1759 den Zug Laudons nach Frankfurt a. d. O. (zu den Russen, vor der Kunnersdorfer Schlacht) deckte, hatte in Betracht der Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hatte, in den Augen der Kenner einen entschiedenen Vorzug. — Zur Einnahme von Berlin trug Lacy nur in so fern bei, als er durch seine Gegenwart den Angriff der Russen, der schon am 3. Oct., folglich 4 Tage vor Lacys Ankunft, durch Tottleben begonnen hatte, gedeckt und wegen seiner Verbindung mit dem Czernischeffschen Corps es den vereinigten Preußen unter Hülsen und Prinz Würtemberg beinahe unmöglich gemacht hat, Berlin zu entsetzen. — Graf Tottleben beklagte sich in seinem öffentlichen Bericht über die wenige Thätigkeit des Lacyschen Corps. „Bei dem Gefecht am 7ten" (sagt er) „sah die ganze Reiterei des Generals Lacy zu, ohne das Allermindeste zu thun; nur

Schlage auszudonnern und die österreichschen Trophäen und glänzendsten Hoffnungen von dem strahlenden Gip-

seine Uhlanen halfen das Kleistsche Corps verfolgen. Am 9ten war Tottleben des Morgens um 5 Uhr schon Meister von Berlin, und ließ den glücklichen Vorfall dem General Lacy melden. Um 9 Uhr kam der österreichsche General von Brentano vor das Hallische Thor mit Reiterei und Fußvolk, trieb die russische Wache hinweg und besetzte dieses Thor mit Gewalt. Lacy und Brentano kamen hierauf nach Berlin, forderten von Tottleben mit vielen Umständen an Allem gleichen Antheil und wenn dieses nicht geschähe, — erklärte Lacy hautement — so protestire er feierlichst gegen die Gültigkeit der (von Tottleben bereits abgeschlossenen) Capitulation. — Nach vielem Streit erhielt Tottleben vom General Czernischeff, der das Skandal dieser immer weiter um sich greifenden Uneinigkeit im ersten Keime ersticken wollte, Befehl, den Oesterreichern 3 Thore und 80000 Rthlr. Douceurgelder abzugeben. Ersteres mußte Tottleben, wiewohl ungern, befolgen; in Betracht des Letztern aber hatte er, seinem eigenen Geständniß nach, nur 50000 Rthlr. an die Oesterreicher auszahlen lassen. Binnen dieser Zeit jagten die russischen Husaren und Kosacken dem feindlichen Nachtrabe nach und machten viele Gefangene; aber von Lacy's Corps war auch nicht ein Mann dem Feinde nachgegangen, vielmehr waren etliche 1000 Mann in die Stadt mit Gewalt eingedrungen und hatten die ganze Friedrichsstadt zu ihrem Quartier weggenommen. Alle Straßen waren voll Oesterreicher, so daß ich, (sagt Tottleben), um nur dem Rauben und Plündern dieser Truppen zu steuern, über 800 Mann Salvegarde ausgeben und zu dem Ende noch ein Regiment Fußvolk mit dem Brigadier Benkendorf und alle Grenadiere zu Pferde in die Stadt einrücken, ja, endlich, da sie meine Wachen angriffen und mit Schlägen anfielen, auf sie feuern lassen mußte." So weit Tottleben.

Nach diesem hoffentlich glaubwürdigen Bericht eines Augenzeugen hatten die Berliner eben nicht das schönste Modell freundschaftlicher Verbindung an den Russen und Oesterreichern zu schauen. Sonst pflegen Herodes und Pilatus, wie man sagt, eins

fel, wo man sie jetzo erblickte, hinabzuwerfen und in den Fluthen der Elbe zu versenken. An den Ufern die-

zu werden, wenn es über den Dritten hergeht; hier erfolgte das Gegentheil. Und wahrlich hatte es Berlin, nächst der Vermittelung des fremden Ministers (Verelst) auch mit dieser glücklichen Uneinigkeit seiner Befehlhaber zu verdanken, daß das Maaß seiner Leiden nicht den höchsten Grad erreicht hat, und daß Tilly's Geschichte von Magdeburg nicht an dem schuld- und wehrlosen Berlin ist erneuert worden.

Wenn übrigens die Russen und Oesterreicher in Absicht der Mäßigung einander nicht eben viel vorzuwerfen haben, so ist doch im Ganzen das wahr, daß die Berliner von der Lacyschen Mannszucht noch weit weniger erbauet gewesen sind. Das kommt vielleicht mit daher, weil sie sich berechtigt glaubten, von einem „gesitteten" Heere mehr Schonung und eine menschenfreundlichere Behandlung zu erwarten, als von einem „rohen" Haufen, den schon lange der allgemeine Ruf als Verwüster der Länder und Städte gebrandmarkt hatte. Aber dieses Mal schlug diese so gerechte Erwartung — leider! — fehl. Nach dem Urtheile der Berliner wenigstens hatte wirklich Tottleben vor Lacy, und der wilde Kosackenschwärm selbst vor den so streng disciplinirten Oesterreichern den Vorzug. Ich habe hierüber sehr auffallende Thatsachen von einem Augenzeugen in Händen. Aber wer läßt nicht lieber den Vorhang fallen bei einer Scene, wo es schwer zu entscheiden ist, welche von beiden Partheien mit mehr Kunst oder Wuth die Menschheit entehrt hat. — Mitten unter diesen schaudervollen Auftritten, wo der Gräuel der Verwüstung bis in die heiligste Stätte der Veteranen, in das Invalidenhaus drang, wo die Russen selbst die adlichen Kinder des Cadettencorps, wie Nebucadnezar einst die edle Jugend Judäa's, wegführten, ist es für den Menschenfreund eine Aussicht, wobei er sich wieder erholt, wenn er dort einen Brigadier Bachmann, russischer Interimscommandant von Berlin, und hier einen Fürst Eßterhazy in Potsdam, als edle Befehlshaber erblickt, welche, ohne der Pflicht des Soldaten etwas zu vergeben, die Pflicht des Menschen nicht aus den Augen setzten, und sich dadurch in der Geschichte der

ses Stromes nämlich hatte der vorsichtige Feldmarschall Daun eine, wie er glaubte, unüberwindliche Stellung

---

Menschheit und der Staaten von einer rühmlichern Seite, als die Poliorketen, unsterblich gemacht haben.

Schon am 10. Oct., des Nachmittags, langte der vom General Lacy abgeschickte Hauptmann, Graf Kinsky, im Hauptquartiere Dauns mit der Nachricht an, daß Lacy von Berlin Besitz genommen habe. So angenehm aber auch dem Feldmarschall die Neuigkeit von dieser obwohl nur momentanen Eroberung seyn mochte, so unangenehm war es ihm doch, die dabei vorgefallenen Zwistigkeiten mit den Russen, besonders aber den betrübten Umstand zu erfahren, daß die Russen in einem im Angesichte Berlins gehaltenen Kriegsrathe bereits für den 8. Oct. den Rückmarsch beschlossen hatten und nur durch Montalemberts dringendste Vorstellungen von diesem, der Ehre ihrer selbsteigener Waffen höchst nachtheiligen Entschlusse unverrichteter Sachen wieder von Berlin abzuziehen, noch hatten zurückgebracht werden können. Die erfolgte Vereinigung des Hülsenschen und Würtembergschen Corps bei Berlin war die eigentliche Ursach, warum die Russen schon am 8. Oct. an ihren Rückweg dachten; denn obgleich die vereinigten Russen und Oesterreicher weit stärker waren, als ihre Gegner, so würden doch die Russen (wie die russischen Officiere mir selbst es eingestanden haben), wofern nur auf Seiten der Preußen etwas mehr Entschlossenheit gezeigt worden wäre, wenigstens noch ein Paar Tage damit zugebracht haben, den Zeitpunkt eines gemeinschaftlichen Angriffs festzusetzen; mehr bedurfte es aber nicht, um Berlin gerettet zu sehen. Aber, wie dem nun auch seyn mag, aus den speciellen Umständen dieser Expedition ließ sich wenig Gutes ahnen, und jeder auch noch so kleine Vorfall war ein neuer Beweis, daß die Oesterreicher und Russen mit einander übel gepaart waren; ein Beweis, daß das durchlauchtige Erzhaus in seinen Kriegsoperationen unabhängiger, bei allen seinen Maßnehmungen sicherer und glücklicher zu Werke gegangen wäre, wenn unser Heer nie in einer unmittelbaren Verbindung mit jenen Alliirten operirt, sondern ihnen die selbstgefälligen Operationsplane gegen Pommern und die übrigen preußischen Staaten frei überlassen hätte. Jetzt lehrte uns

zwischen Siptitz (rechts) und Zinna (links), bei Torgau, genommen, in einer von Teichen, Gräbern und sumpfigen Bächen durchschnittenen, dem kühnsten Angreifer das Vorrücken unbeschreiblich erschwerenden, dem Angegriffenen aber auch noch überdem durch wohlgelegene Höhen ungemein günstigen Gegend. Den rechten Flügel (bei Siptitz) deckte in Großwig der Rückhalt; den linken (bei Zinna) beschirmte Lacy. Mit der rechten Seite lehnte der sich an das Hauptheer, mit der linken aber an eine Kette von Teichen. Ueberdem schützte er sich hier noch durch eine Batterie, welche einen Damm bestrich. Vorwärts schirmten ihn der sogenannte große Teich und der Röhrgraben, im Westen von Torgau. Auch hatte Daun selbst es übrigens an Verschanzungen, Verhacken und Vorwachten nicht im mindesten fehlen lassen, um seine Stellung fast unangreifbar zu machen. Der König aber, in den mißlichen Umständen, worin er sich damals befand, da auch die Russen und das Reichsheer ihn westlich und östlich bedrohten, war entschlossen, das österreichsche Heer aufzusuchen und mit ihm eine Schlacht zu halten, es koste auch, was es wolle. Er war am

---

die Erfahrung ein Gleiches; denn bald auf die Nachricht von der Einnahme Berlins erhielt Daun eine andere, höchst bedenklichen Inhalts. Dieser zufolge sollten die Russen den festen Entschluß gefaßt haben, so bald der König die Lausitz betreten würde, sich, ohne weitere Rücksicht auf die Bewegung des Daunschen Heeres, von Frankfurt zu entfernen; denn die Russen glaubten allen Erwartungen Oesterreichs durch die nach Berlin gemachte Diversion für diesen Feldzug ein volles Genüge gethan zu haben. So schadete also die Unternehmung gegen Berlin uns viel mehr, als daß sie uns Vortheile eingebracht hätte." — So weit der österreichsche Veteran.

3. Nov., des Morgens, aus seinem Lager bei Langenreichenbach aufgebrochen, ging dann auf verschiedenen Wegen durch die düstre Dommitzscher Haide, verbarg hier im Waldesdunkel den Oesterreichern seine Bewegungen, und gewann, indem er ihre rechte Seite vollkommen umging, eine günstige Gelegenheit, ihnen, von Neiden her, auf ihrer fast noch einzig schwachen Seite, welche aber sein heller Blick geschwind ausgespürt hatte, beinahe im Rücken beizukommen. Ziethen hatte unterdessen mit 30 Bataillonen und der ganzen Reiterei des preußischen rechten Flügels den Weg, welcher von Eulenburg nach Torgau führt, einzeschlagen und sollte sich dann durch den Wald gegen die Höhe von Großwig (die rechte Seite der Oesterreicher) ziehen und so lange im Gehölze verweilen, bis er hören werde, daß vom Könige der Angriff auf den linken Flügel und den Rücken der Oesterreicher, von Neiden her, erfolgt seyn werde. Der König hatte es, wie man sieht, auf eine totale Niederlage des Daunschen Heeres angelegt und er würde sie ihm zugefügt haben, wenn nicht Heerestheile, die beim Angriff durch beträchtliche Räume von einander getrennt sind, gemeiniglich gehindert würden, der Berechnung gemäß, pünktlich zusammenzuwirken. — Als Friedrich mit seinem linken Flügel die rechte Seite der Oesterreicher bei Großwig umging, merkte Daun, worauf es sein Gegner abgesehen habe, nämlich auf diese Umgehung des rechten Flügels; deshalb veränderte er geschwind seine Stellung, zog seinen rechten Flügel, vermittelst eines Contremarsches, und nun dem Könige die Stirn zukehrend, nach Zinna, wo bisher der linke gestanden, und ließ dagegen diesen linken, als ein zwei-

tes, als ein Hintertreffen, sich bei Siptiz in einen Haken aufstellen. Von Neiden, welches, statt vorher im Rücken, jetzo vor der Front lag, rief er seine Mannschaft hinweg und wandte sie zur Deckung seiner rechten Seite, bei Zinna, an. Durch diese Entblößung der Sumpfgegend von Neiden aber, unterhalb Torgau, machte er es, zu seinem Schaden, den Gegnern möglich, über einige schmale Dämme nachmals gegen Zinna vordringen und ihm in seiner neuen Stellung, jedoch nur vorwärts, beikommen zu können. Zum großen Nachtheil Friedrichs indessen ließ er das zwischen Siptiz und Neiden bisher aufgefahrene Reservegeschütz, als, der Eile wegen, er es nicht mehr über die Elbe hinaus, wie er anfangs wollte, in Sicherheit bringen konnte, an das Heer bringen und vorwärts auf allen Anhöhen, wo es nur irgend Dienste leisten konnte, schleunigst aufpflanzen. So ist jenes schreckliche Kanonen- und Haubitzen-Feuer entstanden, welches den preußischen Vortrab des linken Flügels bei den ersten Anläufen niederschmetterte und dem Könige der Ausruf abpreßte: „Quelle terrible canonade! En avez-Vous jamais étendue une semblable?“ —

Während dieses auf dem rechten österreichschen Flügel und überhaupt bei dem Vordertreffen des Heeres vorging, suchte Ziethen sich im Klitschner Holz gegen den linken Flügel und das Hintertreffen Bahn zu machen, gerieth hier aber, dem Plan seines Königs zuwider, zu früh in ein ernsthaftes Gefecht mit den Oesterreichern des Hintertreffens und veranlaßte dadurch den König, der das Getöse hörte und die Uebermacht der Oesterreicher von Ziethen abziehen wollte, mit dem noch zu schwachen Vortrabe von 10 Grenadierbataillonen so-

gleich, von Neiden her, gegen Daun Sturm auf Sturm zu laufen. Als diese Stürme, wozu noch nicht Volk genug vorhanden war, für Friedrich einen unglücklichen Ausgang nahmen, — obwohl auch Daun selbst hierbei eine schwere Wunde im Schenkel erhielt, — hielten die Oesterreicher die Schlacht für gewonnen, verließen ihre vortheilhafte Stellung, besonders die auf den Siptitzer Höhen, zogen sich immer mehr rechts gegen den König und rückten dann vorwärts, um ihn, den sie geschlagen glaubten, nach Wittenberg hinaus zu verfolgen. Der General Ziethen, der bisher immer noch den Rücken und die westliche Seite des österreichschen Heeres bedroht hatte, meinten sie nicht mehr berücksichtigen zu dürfen. Lacy, der das Hintertreffen befehligte, hatte ihm bisher die Annäherung an Zinna und Siptitz siegreich verwehrt und glaubte nun, daß, da der König auf der Flucht sey, auch Ziethen, ohne daß man sich weiter anstrengen dürfe, seinem Könige nacheilen und dessen Nachhut machen werde. Ganz sorglos versäumte Lacy es daher, diesen Feldherrn verfolgen und ins Weite treiben zu lassen; ja, auch die verhängnißvollen Siptitzer Höhen, welche jetzo von den Schaaren, welche sich rechts gezogen hatten und den König verfolgten, verlassen und somit gänzlich entblößt waren, ließ er nicht einmal durch nachrückende Schaaren seines eigenen Heerhaufens eiligst wieder besetzen, um jedem möglichen Unfall im Rücken des österreichschen Heeres vorzubeugen. Lacy, wie viele Andere, ließ sich hier durch die irrige Vermuthung täuschen, daß die Angriffe Ziethens nur zum Schein geschehen wären, um das österreichsche Hintertreffen im Schach zu halten, während nur der König das Vordertreffen im rechten Ernst an-

griffe. Jetzt aber, nachdem das preußische Hauptheer geschlagen sey, was könne Ziethens vereinzeltes und fast abgeschnittenes Häuflein noch Wichtiges in der Dunkelheit der Nacht sich hinterwärts unterfangen? — Kurz! Niemand glaubte, daß dem alten Helden der Abendstern günstig seyn könne, nachdem seinem Könige die Sonne mit Blut untergegangen sey. Dennoch geschah es so! — Der Oberstlieutenant von Möllendorf (nachmals preußischer Feldmarschall) erhielt, als schon Alles verloren schien, vom Oberstlieutenant von Lestwitz, der vom Ziethenschen Heerhaufen zu dem des Königs zurückritt, die Nachricht, er habe einen Weg über den Damm zwischen den Schafteichen aufgesucht und die dahinter gelegenen Anhöhen von den Oesterreichern unbesetzt gefunden. Sogleich theilte Möllendorf, damals in der königlichen Garde, diese wichtige Entdeckung dem General Saldern mit und dieser ging ungesäumt mit seiner Brigade über den erwähnten Damm zwischen den Schafteichen hindurch, bemächtigte sich der am Ende des Dammes aufgeworfenen Schanze und besetzte die höchst wichtige Anhöhe, auf welcher vorher der linke österreichsche Flügel gestanden hatte. Er meldete dann eilends dem General Ziethen dieses glückliche Ereigniß und der alte Held flog herzu, und trieb Lacy's Schaaren, welcher, jetzt zu spät, der vernachlässigten, entblößten und dadurch nun verlorenen Höhe sich wieder bemächtigen wollte, zurück. Die unerwartete Erscheinung eines großen preußischen Heerhaufens auf der Siptitzer, die ganze kaiserliche Stellung beherrschenden Höhe verbreitete Schrekken und Verwirrung von einem Flügel des österreichschen Heeres bis zum andern. Je weniger man sich eines so

späten und eines von dorther, seitwärts, ja, fast hinterrücks einbrechenden Angriffs versehen hatte, um desto nachtheiliger war der Eindruck desselben, und zwar in einem Augenblicke, wo man zur Ruhe, deren man nach so ungeheuren Anstrengungen höchst bedürftig war, gehen wollte. Dazu kam der große Verlust, welchen viele Regimenter an Volk, an Stabs- und Oberofficieren erlitten hatten. Der verwundete Feldmarschall selbst lag in Torgau auf seinem Schmerzensbette. — Er, der Umsichtige, hatte, als man ihm früherhin meldete, das Heer sey von den Siptitzer Höhen hinabgegangen und verfolge den fliehenden König gen Wittenberg, voll Schreck ausgerufen: „Die Schlacht ist für uns verloren! — Auch an Munition fing es an zu gebrechen. Und so nahm denn, während Ziethen im gewaltigen Vorrücken immer mehr Boden gewann, die Unordnung im österreichschen Heer dergestalt zu, daß bald an keine Wiederherstellung der so plötzlich umgeschlagenen Sachen mehr zu denken war, zumal da jetzo auch der König selbst mit dem linken Flügel, der sich noch nicht so weit, wie man meinte, entfernt und noch viel weniger auf eine Flucht begeben hatte, von neuem anrückte. — Alle Bemühungen Lacy's, die Siptitzer Höhen wieder zu gewinnen, waren vergeblich; doch das Verdienst blieb ihm, wie er schon öfter sich es erworben hatte, daß er in seinem Heerhaufen Ordnung und Muth erhielt, die Fortschritte der Preußen möglichst hemmte und hierdurch eine gänzliche Niederlage verhütete. Beide Heere theilten sich gleichsam in das Schlachtfeld und zündeten ihre Wachtfeuer an. Ein Paar Stunden nachher sandte Daun aus Torgau dem Heere Befehl, sich gegen diese Festung zurückzuziehen.

Das Reservegeschütz — welches Tausenden von Preußen so verderblich geworden war — flüchtete schon um Mitternacht über die Elbe. Das übrige Heer folgte. Lacy mit den Seinen deckte, als Nachhut, diesen Rückzug. Er lagerte sich diesseits, am linken Elbufer, bei Belgern, während das Hauptheer jenseits, am rechten Ufer, über Cosdorf nach Dresden zog, wohin vorsichtig und unverzagt dann auch Lacy langsam nachfolgte. „Im Wiener Hofbericht," sagt der schon oben erwähnte österreichsche Veteran in seinen Geständnissen, „beobachtete man ein tiefes Stillschweigen über die wahren Ursachen des Verlustes einer schon gewonnenen Schlacht und begnügte sich, bloß die glänzende Seite der Ereignisse herauszukehren; aber im Heere, wo sich die Kritik nicht so, wie in einem Hofberichte einschränken läßt, wo der Soldat gerade heraus Alles bei seinem rechten Namen nennt, erging über das Verhalten des Feldzeugmeisters von Lacy, besonders von den Generälen und Officieren des linken Flügels, ein sehr scharfes Gericht. Auf ihn, hieß es, hatte sich der Feldmarschall und der in dessen Abwesenheit, als er verwundet war, commandirende Graf Odonell gänzlich verlassen, daß er das uns hinterrücks und in der linken Seite bedrohende Ziethensche Corps nie aus den Augen lassen, es unablässig in der See fassen und nach Erforderniß der Umstände die Anhöhen von Siptitz um so gewisser besetzen werde, als er wohl einsehen mußte, daß unser linke Flügel durch das Rechtsziehen des Heeres (nach Zinna) und selbst durch das Vorrücken gegen den (vermeintlich geschlagenen) Friedrich sich von den früherhin besetzten Höhen nach gerade entfernen und folg-

lich unsere Stellung von dieser Seite geschwächt werden würde. Die Stellung des Lacyschen Corps aber zu Ende der Schlacht, und da es sichtbar genug war, daß Ziethen sich links gegen Großwig zog, war von ganz und gar keinem Nutzen mehr. — Wie dem nun auch seyn mag, so kam es doch, wegen der großen Nachsicht und Gunst des Marschalls für diesen seinen Zögling und damals geglaubten, künftigen Schwiegersohn hierüber nicht weiter zur Sprache; vielleicht auch, daß sich sein Betragen, trotz des großen Anscheins einer unverantwortlichen Unthätigkeit, noch einigermaßen rechtfertigen ließe. Aber gewiß ist es, daß jenes Gerücht dem guten Ruf des Grafen von Lacy, sowohl beim Militär, als überhaupt bei dem österreichschen Publicum viel geschadet und der größte Theil bis heute (1790) die Meinung nicht ganz abgelegt hat, nach welcher dieser in so manchem Betracht wahrhaft große Mann, ungeachtet aller seiner Vorzüge und der auszeichnenden Gunst eines Monarchen (Josephs II.), der ihn seinen „Mentor" nennt, mehr zu den kenntnißreichen Theoretikern, als zu den praktischen und glücklichen Feldherrn gezählt wird." So weit der österreichsche, sachkundige, als Augenzeuge redende Veteran! —

Maria Theresia hielt die Dienste, welche Lacy bei Torgau geleistet hatte, für so wichtig, daß sie ihm den Marschallstab zusandte. Er aber, ein bescheidener Mann und strenger Verehrer der Ordnung *), vielleicht auch in geheimer Seele seinen Fehler anerkennend und mit Schärfe

*) So heißt es in den „Thaten und Charakterzügen berühmter, österreichscher Feldherrn. Wien, bei Degen, 1808. 8.

gegen sich selbst richtend, verbat sich noch für jetzt jene glänzende Auszeichnung und erklärte, daß er sich nicht entschließen könne, einen ältern Feldherrn (Odonell), seinen Freund, zu überspringen.

Der Feldzug 1761 stellte Oesterreichs Glück noch einmal wieder her. Laudon überrumpelte Schweidnitz (30. Sept.), Friedrichs Hauptwaffenplatz und die Schirmburg Schlesiens; die Russen bemächtigten sich (16. Dec.) Kolbergs, wodurch für Pommern und die Mark alle Sicherheit verloren ging; die Franzosen verwüsteten den Westen der preußischen Staaten. So schien es von neuem, als ob Friedrich durch den ungleichen sechsjährigen Kampf endlich entkräftet und von allen Seiten umzingelt, nun rettungslos verloren sey. Da schloß seine unversöhnliche Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland (25. Dec.) das zornige Auge. Peter, Friedrichs Freund, bestieg den Thron und, nach ihm, seine Gemahlin Katharina II., die russischen Heere zogen heim und — Friedrich war gerettet. Nun blieb es den Oesterreichern, denen die entfernten und längst ermüdeten Franzosen nicht nachdrücklich helfen konnten, allein überlassen, die große Fehde auszufechten. Sie hielten es deshalb für rathsam, mit äußerster Vorsicht ihre ganze Macht in der Nähe von Schweidnitz, wogegen Friedrich anrückte, zusammenzuziehen und hinter Schanzen auf Bergen Wacht zu halten, daß Friedrich jene Festung, wovon die Behauptung des fast wiedereroberten Schlesiens abhing, nicht hinwegnähme. Demohngeachtet gelang es ihm, sie (21. Jul. 1762) von den Höhen von Burkersdorf zu vertreiben und nun sogleich die Belagerung von Schweidnitz zu beginnen. Hier bot

Lacy, der an der Spitze eines der 4 Heerhaufen Daun's stand, alle Kunst und Kraft auf, an dem Herzog von Bevern, der bei Reichenbach, zur Deckung der Schweidnitzer Belagerung aufgestellt war, noch einmal (6. Aug.) das Stück von Maxen zu wiederholen. Aber der Herzog, der es merkte, daß man ihn umzingeln wollte, war auf seiner Hut und bot den Angriffen der Uebermacht überall so scharf die Spitze, daß der König Zeit gewann, ihm von Schweidnitz her zuvörderst die Reiterei zu Hülfe zu schicken, dann aber mit dem Hauptheer selbst nachzurükken und nun alle weitern Versuche Lacy's und seiner Waffengefährten zu vereiteln. — Schweidnitz fiel in die Macht Friedrichs zurück und der siebenjährige Krieg ging dann, ohne daß Lacy noch irgend wo eine Gelegenheit gefunden hätte, seinem Vaterlande Vortheile zu erstreiten, durch den Hubertsburger Frieden (15. Jan. 1763) zu Ende.

Aber sehr große Verdienste hat er sich um die Vervollkommnung der österreichschen Kriegesmacht in den darauf folgenden Jahren 1763 bis 78, wo Deutschland sich endlich eines ungestörten Friedens erfreuen konnte, erworben. Er, dieser denkende, scharfsinnige, thätige Feldherr, bestrebte sich nun mit rastlosem Eifer, seine im Laufe 23jähriger Feldzüge gegen Franzosen, Spanier, Italiener und Preußen in Verbindung mit mancherlei Bundesgenossen und unter mancherlei Anführern und in mancherlei Gegenden gemachten Erfahrungen zur Nachhülfe dessen, worin ihm das österreichsche Kriegswesen noch rückwärts geblieben zu seyn schien, bestens zu benutzen. Das aber konnte ihm nun um desto eher gelingen, da er von jetzt an dem jugendlichen Kaiser Joseph II. (geb. 1741) von dessen Mutter zum Lehrer in der Kriegskunst zugesellt und gar bald

aus dem geachteten Lehrer auch der vertraute und geliebte Freund dieses talentvollen Fürsten wurde. Er stieg jetzt schnell von einer Stufe der Ehre und der Wirksamkeit zu einer andern, immer höhern, empor. Er ward 1765 zum General-Inspector des Heeres und 1766 zum Präsident des Hofkriegsrathes erhoben. Sein Hauptbestreben ging von nun an dahin, überall im Heere Ordnung, Beweglichkeit und Schwung hervorzubringen, Talente zu wecken, zu finden, auszubilden und ihnen die rechten Stellen anzuweisen und, nach Friedrichs vorleuchtendem Beispiel, das Heer durch zweckmäßige Uebungen im Frieden für den Krieg vorzubereiten. Auch auf die ökonomischen Verhältnisse des Kriegswesens bezogen sich Lacy's Verbesserungen. Er zeigte den Weg, wie man zahlreichere Kriegsheere, als bisher, mit den möglichst geringen Kosten aufstellen und in stets schlagfertigem Zustande — welches bisher, zu Oesterreichs großem Schaden, nicht Statt gefunden hatte — erhalten könne. Leider kam aber hierbei der ehedem schon aufgehobene, gewiß sehr schädliche „militärische Chargenhandel" wenigstens auf einige Zeit wieder in Gang. Merkwürdig ist das Urtheil des oft erwähnten, österreichschen Veterans (in dessen „Geständnissen" Theil 4. S. 300) über das durch Lacy neugebildete österreichsche Heer: „Der österreichsche Soldat, Reiter oder Fußgänger war durchgängig sehr gut ausgebildet. Wer ihn einzeln, wer ihn in Compagnien, Bataillonen und Regimentern exerciren sah, fand ihn vortrefflich und den Preußen nicht unähnlich. Ob aber der Oesterreicher bei großen Evolutionen mit Corps in Armeen im Jahre 1778 den Preußen schon völlig erreicht, oder, wie Einige glauben,

dieses sein Urbild wohl gar schon übertroffen habe, darüber muß man, meines Erachtens, weder die Oesterreicher, noch die Preußen fragen; denn beide Theile sind ihrer eigenen Sache keine competente Richter. Man frage darüber die einsichtsvollen Ausländer, die noch kurz vorher unsere großen Revüen in Böhmen und Mähren, und die Revüen Friedrichs in Schlesien und Brandenburg mit dem Kennerauge gesehen und, frei von aller Vorliebe für die eine oder die andere Parthei, sie mit einander verglichen und beurtheilt haben. Dann, dann ist es freilich traurig, wenn man noch immer den Ausspruch hört: „Wir finden zwar eure Manövers im Großen, mit ganzen Flügeln und Treffen, gut und schön, aber jene der Preußen doch immer noch besser und schöner, die Bewegungen ihrer Reiterei noch rascher, kurz! das Ganze vorzüglicher. Wir vermissen bei euch noch immer ein gewisses Etwas, das der militärische Beobachter mehr empfinden, als ausdrücken kann."

Als 1778. 79., der baierschen Erbfolge wegen, das österreichsche Heer noch einmal gegen Friedrich, der dem Hause Habsburg jene Erbfolge nicht gestatten zu dürfen glaubte, in das Feld rückte, gab es, weil Friedrich, der Greis, nur durch Drohen, nicht durch Schlagen mit seinen scharfen Waffen die baiersche Angelegenheit zu beendigen gesonnen war, für das durch Lacy gebildete und nach seinem Rathe gelenkte österreichsche Heer zwar keine Gelegenheit zu großen und glänzenden Waffenthaten; aber immer war doch die feste Stellung an der Elbe bei Arnau und Jaromircz eine solche, welche den vollkommensten Beifall der Kenner verdient. Sie war, nach Lacy's Angabe, so richtig gewählt, daß nur

ein schmaler Strich des böhmischen Königreichs von den Gegnern eingenommen und auch dieser, aus Mangel an Vorräthen, nicht auf die Länge behauptet werden konnte. Dann führte ein baldiger Friede das Ende dieses fast unblutigen Drohens mit Waffen herbei (13. Mai 1779 zu Teschen).

1788 und 89 zeigte sich abermals im Kriege gegen die Türken eine Gelegenheit für Lacy, seinen noch immer vervollkommneten Zögling, das österreichsche Heer, in Feldschlachten und Eroberungen fester Plätze glänzen zu sehen, und es wurden auch durch Laudon und den Prinzen von Sachsen-Coburg (vor Jassy, Sabacz, Chotym, Birbir, Semendria, Bukarest und Belgrad und und bei Martinestchy) herrliche Thaten verrichtet; aber mitten im freudigsten Vordringen gegen den Osten, erschallte hinterwärts aus Norden ein plötzliches Halt! — Schweden, Preußen, England, Holland besorgten, es möchte das Gleichgewicht zwischen den europäischen Staaten gestört und die Sicherheit der Uebrigen gefährdet werden, wenn es Rußland und Oesterreich gestattet wurde, sich in die reichen, schönen Länder der Osmanen zu theilen. König Gustav III. von Schweden machte einen Anfall auf die russische Kaiserstadt Petersburg; König Friedrich Wilhelm II. von Preußen sammelte ein Heer in Schlesien, womit er Oesterreich bedrohete; in den Niederlanden brach wegen der, zwar heilsamen, aber vielleicht zu schnellen Abänderungen, welche der feurige Joseph in vielen Stücken angeordnet hatte, ein Aufruhr aus; auch in Ungarn und Tyrol regten sich zornige Widersprecher. Mitten unter diesen unerwarteten mißlichen, höchst niederschlagenden Umständen waren Joseph und Lacy, die Unzertrennlichen, beide krank, aus dem Türkenkriege

nach Wien zurückgekehrt. Des Kaisers Krankheit verschlimmerte sich von Tage zu Tage. Er fühlte, daß sein Ende herannahe. Da schrieb er, noch am Tage vor seinem Hinscheiden (19. Febr. 1790), folgenden rührenden, für Lacy ewig rühmlichen Abschiedsbrief an diesen, in guten und in bösen Tagen so treuen Freund:

„Mein lieber Feldmarschall Lacy! — Meine zitternde Hand allein macht es mir unmöglich, diese Zeilen mit eigener Hand zu schreiben: deshalb muß ich einer fremden mich bedienen, weil ich den Augenblick mit schnellen Schritten herannahen sehe, der uns trennen wird. — Ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich diese Welt verließe, ohne Ihnen, mein theurer Freund, alle Gesinnungen der Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, die ich Ihnen in so verschiedenen Rücksichten schuldig bin und welche ich das Vergnügen hatte, im Angesicht der ganzen Erde geltend zu machen. Ja! wenn ich der Welt etwas geworden bin, so danke ich es Ihnen: denn Sie waren es, der mich gebildet, der mich aufgeklärt hat und der mich die Menschen kennen lehrte. Ueberdies verdankt auch die ganze Armee Ihnen ihre Bildung, ihren Ruhm und ihr Ansehn. — Die Sicherheit Ihrer Rathschläge in allen Angelegenheiten, die persönliche Anhänglichkeit an mich, die kein großes oder kleines Ereigniß jemals erschüttert hat, alles dieses, mein lieber Feldmarschall, macht, daß ich außer Stande bin, Ihnen meinen Dank hinlänglich bezeugen zu können. — Ich sah Ihre Thränen um mich fließen. Diese Thränen eines großen Mannes und Weisen sind die schönste Apologie Josephs. — Empfangen Sie dafür, indem ich Sie zärtlich umarme, mein Lebewohl! — Das

Einzige, was ich bedaure in der Welt zu verlassen, ist die kleine Anzahl von Freunden, unter den Sie gewiß der Erste sind. Erinnern Sie sich meiner, Ihres aufrichtigsten Freundes und Ihnen innigst zugethanen

19. Hornung 1790. Josephs."

Tags darauf schloß der glorreiche Kaiser, der helle, freundliche, thätige Joseph, während ihm Störk, ein Augustiner, aus einem trostreichen Erbauungsbuche vorlas, seine Augen sanft zu der Ruhe der Seligen.

Aber Lacy, annoch zurückbleibend, in des Kaisers Plane für Oesterreichs Herrlichkeit durch Wecken, Ueben, Vereinigen aller innern und äußerlichen Kräfte der Menschen und des Landes eingeweiht oder — richtiger zu sagen — der Erwecker und Ausbildner jener Plane ehedem im Kaiser selbst, betrachtete sie als ein heiliges, ihm hinterbliebenes und anvertrautes Vermächtniß. — Er sammelte, was irgend von Heereskräften schnell zu Gebote stand, und hatte die Freude, seinen gleich großen, im hohen Alter noch immer feurigen und kampflustigen Waffenbruder, den Feldmarschall Laudon, bald an der Spitze von 150000 Mann zu erblicken. Beide alte Helden brannten vor Begierde, das, was als Jünglinge und Männer sie nicht hatten erwirken können, noch als Greise zu vollbringen — Schlesiens Wiedereroberung — und dann an diesem endlich errungenen Ziel ihrer Heldenlaufbahn die redlich für Habsburg geführten Waffen auf Lorbeerkränzen niederzulegen. — Aber auch Laudon erkrankte plötzlich und folgte schon am 14. Juli 1790 seinem geliebten Kaiser nach. — Leopold II., Josephs friedliebender Bruder und Nachfolger, war nicht geneigt, Oesterreichs Wohlfahrt durch einen doch immer mißlichen Krieg gegen den Westen,

Norden und Osten, gegen England, Holland, Preußen und die Türkei, während innerer Unruhen und Gährungen im eigenen Lande, auf ein ungewisses, gefährliches Spiel zu setzen; sondern stellte lieber durch den Vertrag von Reichenbach (27. Jul. 1790) und den Frieden von Szistowe (4. Aug. 1791) die Ruhe wieder her.

Von dieser Zeit an zog Lacy, der wohl sahe, daß nun der Schauplatz einer großartigen Wirksamkeit für ihn verschlossen sey, sich in die Stille zurück, um so mehr, da auch ihn die Last von 70 Jahren sehr merklich zu drükken anfing und es ihm nicht gelingen wollte, seine, durch die Anstrengungen des letzten Türkenkrieges erschütterte Gesundheit noch einmal wieder zu befestigen. Die noch übrigen, wenigen Jahre wandte er an, sich selbst, seinen Freunden und stillen Freuden zu leben. Aber auch hier zeigte sich noch immer seine rastlose, schöpferische Thätigkeit. Er verwandelte — da er auf Umgestaltung des Staates nach höheren Ideen hatte Verzicht leisten müssen — eine öde Gegend in einen reizenden Landsitz, jenen alten Römerhelden gleich, welche auf dieselbe Weise auszuruhen pflegten. Indessen zeigte er sich bei den Uebungen und Musterungen des Heeres, seines Lieblings, noch immer voll der alten Lebendigkeit, obwohl er diese ihm eigenthümliche Gabe nach und nach immer mehr und mehr durch eine anscheinende Kaltblütigkeit hatte beherrschen lernen. Dadurch eben war es ihm, wie wir in seiner Laufbahn es gesehen haben, geglückt, daß er stets richtig berechnete, wo man in Waffenwerken wagen durfte und wo hinwiederum man sich schonen mußte.

Im Jahre 1801, in einem Alter von 76 Jahren, beschloß dann auch er seine lange, schöne Laufbahn mit Ehren.

Chr. Niemeyer.

Immanuel Kant.

Immanuel Kant.

Ohne Zweifel einer der merkwürdigsten Männer des 18ten Jahrhunderts und glücklicher Weise auch ein so sehr bemerkter, daß seine Merkwürdigkeit gar nicht ins Licht gesetzt zu werden braucht.

Das äußere Leben Kants bietet, wie bei vielen, ja bei den meisten Gelehrten, an Ereignissen und an Thaten im gewöhnlichen Sinn, nur sehr Weniges dar. Keine Reisen in fremde Länder, keine Dienstortsveränderungen kommen in seinem Leben vor. Staats- und Kirchenämter hat er nie verwaltet. Einige Rectorats- und Decanats-Verwaltungen ausgenommen, waren seine Amts- und Mußegeschäfte gleicher Art, Förderung und Verbreitung der wissenschaftlichen Zweige, die er zu seinem Beruf gewählt. Geboren und gestorben ist er zu Königsberg; jenes am 22sten April 1724, dieses am 12ten Februar 1804. Entfernt von da war er nur einige Jahre; nach

der einen, nach Jachmanns Angabe 9 Jahre, nämlich nach seiner akademischen Jüngerzeit als Hauslehrer; erst bei einem Landprediger, und dann in zwei adelichen Häusern nach einander. In dieser Zeit versuchte er auch die geistliche Laufbahn, durch einige Predigten auf dem Lande; stand aber auch sogleich von ihr ab. Außerdem hat er sich nur auf kleinen, einige Stunden oder Meilen weiten Reisen in Ferien von Königsberg entfernt. Daselbst ward er in seinem 32sten Jahre, im Sommer 1755, Magister und fing in demselben Jahre seine Vorlesungen an, über Logik und Metaphysik, Physik und Mathematik, dann über Naturrecht, Moral, natürliche Theologie, und späterhin auch noch über Anthropologie und physische Geographie. Eine Stelle mit Gehalt erhielt er erst fast 11 Jahre später 1766, nämlich die zweite Aufseherstelle bei der königlichen Bibliothek. Ordentlicher Professor der Logik und Methaphysik ward er erst 1770 am 31. März, also fast 46 Jahre alt. Seine Vorlesungen stellte er, die Privat- von 1793, und die öffentlichen von 1797 an, ein. Die eigene Besorgung der Herausgabe seiner Schriften gab er auch 1798 mit seiner Anthropologie auf. Die später erschienenen sind von Andern zum Druck bereitet worden.

Ungefähr also eine Zeit von 52 Jahren, seine Hauslehrer-Geschäfte mit eingerechnet, war er *nach Außen* thätig. — Eine lange Zeit und viel des Wirkens, besonders da er seine Vorlesungen mit vielem Fleiße, äußerst pünktlich und außer den gesetzmäßigen Ferien, ohne eine Stunde auszusetzen, hielt.

Sein *inneres* Leben, das Wirkende in seinem Wirken, sein Geist, seine Art und Kunst in seinen Vorlesun-

gen und Schriften, die mit wenigen Ausnahmen alle auch im gedachten Zeitraume geschrieben worden, so wie in seinem gesellschaftlichen Umgange, dessen Wirksamkeit bei Kant allerdings auch mit in Anschlag zu bringen, — dieses eigentliche Leben in seinem Daseyn, ist nun bei Kant, wie bei allen ähnlich Merkwürdigen, der Hauptgegenstand seines Betrachters. Es entwickelte sich dieses Leben unter Aufsicht und Leitung rein gesitteter, streng rechtschaffener und frommer Eltern gemeinen Bürgerstandes. Auf Fleiß, Redlichkeit, Wahrhaftigkeit drang besonders der Vater, Johann Georg Kant, ein Riemer- oder Sattler-Meister, gebürtig aus der Gegend von Memel. Der Mutter, Regina Dorothea, gebornen Reuter, deren Vater von Nürnberg gebürtig war, lag besonders, da sie dem damals zu Königsberg stark herrschenden Pietismus ergeben war, die Frömmigkeit des Sohnes am Herzen, Kant verlor sie in seinem 13ten Jahre; sein Vater starb ihm 1746, als er 22 Jahre alt war.

Den ersten Schulunterricht erhielt Kant in der Vorstädter Hospitalschule; 1732 aber, 8 Jahre alt, ward er in das Collegium Friedericianum zu Königsberg aufgenommen, aus dem er 1740, 16 Jahre alt, zur Universität überging. In jenem Collegium wirkten besonders auf Kant Dr. Albrecht Schulze, Director, Schiffert, Inspector der Anstalt, ferner die Lehrer Rau, Steinkopf, sämmtlich Pietisten. Für die alten römischen Schriftsteller gewann Kanten besonders der Lehrer Heidenreich. Einem nicht genannten Lehrer mit einem „gebrechlichen, possierlich gestalteten" Körper bewies Kant, nach seiner eigenen Versicherung, nebst mehrern seiner Mitschüler, viele Aufmerksamkeit, Achtung und Folgsamkeit, „weil sie in sei-

nen Stunden viel lernen konnten." Fleiß und Fähigkeiten mußte aber wohl Kant überhaupt bald im vorzüglichen Maaße in dieser Schule bewiesen haben, weil seine Eltern nach ihren Umständen ihn wohl schwerlich ohne hierauf hingehende Stimmen oder Betrieb seiner Lehrer, wohl besonders des bei der Mutter viel geltenden Schulze, zum Studiren bestimmt haben würden. Geldunterstützung bei seinem Studiren, bei der Herausgabe seiner ersten, im Todesjahr seines Vaters 1746 erschienenen Schrift, für die er keinen Verleger finden konnte, und nachher bei seinem Magisterwerden erhielt er von seiner Mutter Bruder, Schuhmachermeister Richter. (War dieser ein Stiefbruder seiner Mutter, oder ist im Namen Richter oder Reüter eine Verwechselung vorgegangen, da sie eine geborne Reüter genannt wird?) Von des Vaters Zucht ist Kanten zeitlebens seine strenge Wahrheitsliebe verblieben. Verloren aber waren an ihm seiner Mutter und seiner Lehrer Hinarbeiten auf Frömmigkeit oder Frömmelei, auch bei dem vorangehenden Beispiele mehrerer seiner Mitschüler. Als einzige hinterbliebene Wirkung hiervon möchte vielleicht der Platz anzusehen seyn, den wir in seinen Schriften der Heiligkeit eingeräumt sehen, der sich aus dem Ganzen seiner Denkart und aus dem Wesen des von ihm über Wollen und Sollen aufgestellten Begriffthums eben nicht ergiebt.

So wenig, als die Bemühungen für Frömmigkeit bei Kant frommten, eben so wenig schadeten auch die elenden Lehrer der Logik und Mathematik am Friedericianum, Siehr und Kucholovius, dem nachherigen Meisterthume Kants in diesen Fächern. Beides ist um so sichrere Bürgschaft für das, was Kant durch sich selbst

geworden. Viel, sehr viel, und ohne Zweifel das Meiste und Beste, verdankt Kant sich selbst, wie Jeder, der in der Folge seine Lehrer übertrifft; mit so vieler Achtung Kant auch immer seiner akademischen Lehrer, Knutzens in Philosophie und Mathematik, und Teske's in der Physik, gedachte. Mit besonderer Zufriedenheit erinnerte er sich noch spät des eigenen Fleißes, vornehmlich während seiner Hauslehrerjahre, so wie er dabei seiner Lehrgabe für Kinder mit der größten Herabsetzung gedachte. — War ihm wohl die Undankbarkeit seines Bemühens im Predigen und Kinderlehren ein äußerlicher Sporn, sich dem akademischen Lehren der Mathematik, Physik, Philosophie zu widmen? — Muß nicht ein Jeder, der selbst etwas ist, das, was er selbst ist, nothwendig, dem Begriff gemäß, sich auch selbst verdanken? Woher wäre wohl auch die Fruchtlosigkeit der Lehre des Einen, neben dem wirksamen Eingang, den die Lehre eines Andern findet, bei so Manchem zu erklären? — Eigentlich also nur um auch daraus einen Geist, ein Gemüth kennen zu lernen, nicht aber um es als ein Machwerk seiner Lehrer und Erzieher zu erklären, kann man im Erforschen und Beurtheilen eines Menschenlebens auch Eltern und Lehrer mit in Betracht ziehen, über die selbst, aber freilich oft erst aus den spätern Urtheilen ihres Zöglings, sich einiges Licht verbreitet. Wichtiger daher für das Verstehen des Geistes und Herzens eines Menschen sind die Schriften, die er gern oder nicht gern las, weil seine Wahl oder Verwerfen dieser Schriften, im Vergleich mit seinem Benehmen gegen Eltern und Lehrer, so gut als gar nicht beschränkt, nicht erschwert ist, und dann weil diese Schriften auch selbst allgemeiner bekannt, also auch unserer Beurtheilung

ganz zugänglich sind. Eben so würden auch die Menschen, deren Umgang Einer suchte, so wie die, welche er nicht leiden konnte, eine reiche Quelle für unsere Erkenntniß eines Menschen seyn, wenn sie uns eben so bekannt, als öffentliche Schriften wären. Am meisten bekannt unter den Wahlfreunden Kants ist uns Hippel durch seine Schriften.

Kants Lieblingsschriften waren in seinen Hauptfächern: die Schriften Newtons, Leibnitz's, Hume's, Hutchesons und dann Reisebeschreibungen, die bis in sein hohes Alter fast täglich von ihm gelesen wurden. Unter den Dichtern liebte Kant besonders Milton, (mehr als Klopstock) Haller, Pope, vorzüglich auch Satyriker: Liskov mehr als Rabener, und Lichtenberg noch mehr; unter den alten römischen den Persius. Einige der vornehmsten Werke Wielands las er gern. Auch Hagedorn und Bürger werden von dem einen der Berichtserstatter über ihn, von Jachmann, als von ihm gelesen angeführt. Youngs Nachtgedanken, deren hoher Schwung, deren Reichthum an Lehre unter Urtheilsfähigen so viele Verehrer gefunden, konnte er keinen Geschmack abgewinnen, so auch Herders Prosa und Gedichten nicht, nachdem ihm dessen Ideen zur Philosophie der Menschheit zuwider gewesen waren. Ob er Göthe und Schiller geliebt, davon wird nichts gemeldet. Ihr Ruf erscholl jedoch gerade in seiner Zeit und viel zu laut, als daß er keine Kunde von ihnen hätte haben, oder sich alles Urtheilens über sie hätte entschlagen sollen. Vielleicht konnte er sie noch weniger leiden, als Herdern, und seine lobredenden Berichtserstatter verschwiegen dies aus Vorliebe zu ihm. Freilich wird auch von vielen Andern (z. B. von Uz, Gleim, Ram-

lern ꝛc.) nichts gemeldet, ohne daß dieses ein Für oder Wider Kants bewiese. Dichtung und Kunstprosa wurden wohl überhaupt von Kant weder zum Esse noch zum Melius-esse, sondern allenfalls nur zum Dulcius-esse und auch dies wohl nur mitunter gezählt, so daß er keineswegs nach allem hieher Gehörigen fragte. Scheint er dies doch selbst in der Philosophie nicht durchaus, oder doch wenigstens nicht überall genug gethan zu haben.

Ueber seine Theilnahme an theologischen Untersuchungen lauten die Berichte verschieden. Borowski sagt: „daß er sie nie berührt habe, besonders die, welche Exegese und Dogmatik betroffen; daß er von den Forschungen Semlers, Tellers u. a. nur sehr wenig gewußt; daß Jerusalem ihm ganz fremd gewesen; daß Kants Wissen in diesem Fache wirklich nicht über die Zeit der bei Dr. Schulze in den Jahren 1742, 1743 gehörten dogmatischen Vorlesungen hinausgereicht; daß Kant vor dem Drucke seiner Schrift „Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft" einen Katechismus aus den Jahren 1732, 1733, also aus seinen ersten Jahren im Friedericianum und wohl erstem eigentlichen Schulunterricht im Christenthume, ganz genau durchlesen, woraus sich die Sonderbarkeit so mancher Behauptungen in dieser Schrift und die in ihr hervorstechende Neigung, seine Philosopheme der zu jener Zeit herrschenden Terminologie und Exegese unterzulegen, ganz leicht erklären lassen." — Jachmann dagegen sagt: „Er las auch bisweilen theologische Schriften und freute sich über den systematischen Zusammenhang dogmatischer und moralischer Lehrgebäude.

So äußerte er sich einmal über Michaelis, daß, wenn man ihm nur das Princip, worauf er sein System gegründet, zugebe, alles Uebrige schlußgerecht aus einander folge und vollkommen zusammenhange." Auch meldet selbst Borowski unmittelbar nach jenem, „daß das Studium der Kirchengeschichte ihn in den spätern Jahren sehr angezogen; daß Planks Werke ihn ganz vorzüglich befriedigt; daß er von Schröckhs K. G. 17 Bände von Wort zu Wort durchgelesen; daß er von Spaldings Predigten die darin enthaltene Menschenkenntniß in seinen Vorlesungen gerühmt; daß er sich etwa 7 — 8 Jahre vor seinem Tode Blairs Predigten habe geben lassen und seine Zufriedenheit geäußert habe über das, was er darin gelesen."

An Bildkünsten aller Art fand er kein Gefallen. An der Tonkunst, die er nur für Sinnenlust hielt, nur so weit sie als Aufheiterungsmittel dienen konnte, oder, wie die der Wachtparaden, die Ohren recht füllte. Das Schauspiel besuchte er in frühern Jahren gern. Für Feld-, Wald- und Gartenschönheit war er nicht stumpf, doch nicht von vielem Verlangen darnach.

Der eigentliche Kreis von Kants Leben und von dem, was ihm vornehmlich Genuß, Lebensglück war, waren offenbar außer der Gedankenwelt in ihm, der leichte, gewürzte Gedankenwechsel des geselligen Umgangs und die Freuden der Tafel. Auf diese Gegenstände war bei ihm Alles besorgt, bedacht, berechnet und veranstaltet. Hier also haben wir den eigentlichen Kant vor uns. Als solchen zeigen ihn uns seine Schriften, diese

von ihm ausgegangene Gedankenwelt selbst nicht nur, sondern auch über den Umgang und die Tafelfreuden einige Stellen seiner Tugendlehre und seiner Anthropologie noch besonders; als solchen bezeugen ihn uns auch einstimmig und sehr reichlich die über ihn erschienenen Berichte und Schilderungen von seinen vieljährigen Gesellschaftern, Zeit- und Stadtgenossen, Zuhörern und besondern Hausfreunden, — Borowski's nämlich, Jachmanns und Wasianski's. Letzter war früher auch Kants Amanuensis. — So weit Wissen und Willen dieser Berichtenden reicht, scheinen sie mit Vorsatz der Wahrheit durchaus nichts vergeben zu haben, wenigstens nicht in dem, was sie sagen. Freilich aber scheinen sie auch zu sehr und zu unbedingt und unbesehen Anbeter Kants zu seyn. Etwas weniger jedoch Borowski, als die beiden Andern. Mängel, Gebrechen, Kleinheit Kants, die in dem von ihnen Berichteten sichtbar sind, sind also, so wie, was von dergleichen in seinen eigenen Schriften sich findet, um so mehr als thatsächlich anzusehen. Was auch an dem Lärm seiner übrigen Zeitgenossen, um und über ihn, Wahres seyn möchte, zu erwägen, möchte nun, nach dem meist verhallten Geschrei, wohl nicht zur Unzeit seyn, da zu solchem Erwägen doch wohl weder eine sehr frühe, noch sehr späte Zeit die beste seyn möchte.

In Betreff der Gedankenwelt war Kants Nachdenken weit mehr auf Erkenntniß des Wesens und Zusammenhangs des Seyenden, dessen, was da ist, und auf das Wirken bewußtloser, willenloser Kräfte, als auf das

menschliche Thun und Lassen, Wollen und Sollen gerichtet. Von seinen sämmtlichen, theils in Zeitschriften eingerückten Abhandlungen, theils besonders gedruckten Schriften, die Borowski unter 69 Nummern aufführt, betreffen nur 19 Nummern solche Gegenstände, die, zum Theil nur in sehr weitem Sinn, in das Begriffthum des Wollens und Sollens gehören. Es sind folgende Abhandlungen:

1) Ueber den Optimismus. 1759. — 2) Gedanken bei dem frühen Absterben von Funks. 1760. — 3) Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Berliner Monatsschrift 1784. — 4) Was ist Aufklärung? Ebendaselbst 1784. — 5) Ueber die Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. Ebendas. 1784. — 6) Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. Ebds. 1786. — 7) Ueber Theodicee. Ebds. 1791. — 8) Zum ewigen Frieden. 1796. — 9) Ueber das Recht, aus Menschenliebe zu lügen. 1797. — 10) Ob das Menschengeschlecht zum Bessern fortschreite? — 11) Anmerkungen zur Rechtslehre. 12) Ueber das radicale Böse. Berl. M. Schr. 1792. Diese Abhandlung ward später in sein Buch „Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft" mit aufgenommen und macht also mit diesem nur eine Nummer aus.

Ordentliche Werke dieser Art sind:

13) Grundlegung zur Methaphysik der Sitten. 1785.
14) Kritik der praktischen Vernunft. 1787.
15) Religion innerh. d. Gränzen d. bloßen Vernunft. 1793.
16) Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. 1796.

17) Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. 1797.
18) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1798.
19) Pädagogik. 1803.

Kein wahrer Drang von innen, wie die merkwürdigen Schriften über die Natur zur Zeit seiner vollblühenden Mannskraft (seiner „Studentenjahre," sagt Borowski, rechnet aber diese Jahre bis zu Kants Magisterwerden in seinem 32sten Lebensjahre;) scheint diese Schriften zur Welt gebracht zu haben. Sie scheinen zu enthalten, was sich während seiner vieljährigen Vorlesungen in seinen Heften und Collectaneen über diese Gegenstände angesammelt hatte. Sie erschienen erst, als Kant Alles nach einander herauszugeben pflegte. Vorlesungen über diese Gegenstände hielt er wohl auch nur von Amts wegen. Wäre Kant Professor der Physik und Mathematik gewesen, so würde ihm wohl nicht eingefallen seyn, eine Metaphysik der Sitten, eine Kritik der praktischen Vernunft, eine Pädagogik zu schreiben, oder Vorlesungen über dergleichen zu halten. Als Lehrer der Logik und Metaphysik aber las er dennoch über Physik, Mathematik, physische Geographie, schrieb er dennoch physikalische Schriften, deren Zahl fast die Hälfte und deren Güte wohl die Krone von allem ausmacht, was er geschrieben. Wie seine erste Schrift physikalischen Inhalts war, so war es, oder vielmehr sollte es seine letzte seyn, die er aber wegen seiner Altersschwäche nicht mehr zu Stande bringen konnte. Sie sollte den Uebergang der Physik zur Metaphysik betreffen, und er legte vielen Werth auf sie.

Der auf des Menschen Wollen und Sollen gehende Theil der Gedankenwelt war also nicht seine Hauptsache. Dies gereicht keineswegs ihm zum Vorwurf, sondern etwa nur denen seiner Zeitgenossen, die diese Seite Kants zu hoch angeschlagen, daß sie dieses thaten. Als wahres und großes Verdienst um die Naturkunde, und als etwas ihm Eigenes ist anzusehen, was er der Welt in seiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes (1755) gab. Also nothwendig die Frucht der Mußestunden, die ihm seine Hauslehrer-Arbeiten übrig ließen. Wunderbar und nicht zur Ehre der Zeitgenossen ist dieses Werk sehr lange fast ganz übersehen worden. Es erschien diese Schrift, — wohl um es mit den Zionswächtern nicht zu verderben, — nicht nur mit einer bewaffneten Vorrede gegen den Vorwurf einer Untergrabung des Glaubens durch die Behauptung eines mechanischen Ursprungs der Welt, sondern sie ist auch überall mit erbaulichen Anwendungen durchstreuet, welches vielleicht die Aufmerksamkeit der Männer vom Fache auf diese Schrift schwächte. Uebrigens war Kant Stubengelehrter, viel weniger dem Experimentiren und bewaffneten Observiren ergeben, als dem bloßen Denken. Vielleicht aber eben darum ein um so hellerer, glücklicherer Denker über Gegenstände dieses Faches. Doch aber stand er wohl darum auch wenig oder nicht in einem Zunftverkehr, und so war selbst auch dies wohl Mitursache jenes Uebersehens. Den ersten Anlaß zu seinen Gedanken in dieser Schrift hatte ihm Whrigt von Durham in den Hamburgischen freien

Urtheilen vom Jahre 1751 gegeben. Indeß das Wichtigste davon ist doch sein eigen. Was der bloße Gedanke ihn in der Natur vermuthen hieß, das ist zum Theil noch bei seinen Lebzeiten theils wirklich entdeckt worden, wie Uranus von Herschel 1781, und die zween ersten Wirbelsterne nach Mars von Piazzi 1801, und von Olbers 1802; theils durch den Beitritt großer Himmelsbeobachter, wie ebenfalls Herschels in seinen Meinungen über die Nebelsterne, verstärkt worden; theils wurde es ebenfalls auf dem Wege des bloßen Denkens, ohne von ihm etwas zu wissen, wenige Jahre nachher auch von Andern (von Lambert 1761) gefunden.

Wichtig ist besonders diese Schrift, weil sie den Blick des Denkers aufs große Ganze der Welt leitet. Freilich immer nur ein Ganzes unserer Wahrnehmung. Indessen ist die Aussicht, die Gesetze alles Seyns und Werdens zu finden, und hiermit zu dessen Wissenschaft zu gelangen, immer um so sicherer, in je größerm Umfange unserer Wahrnehmung des Seyns und Werdens wir unsere Forschungen und Beobachtungen anstellen. — Ohne Noth aber will sich Kant, nach der Vorrede dieser Schrift, eine Aehnlichkeit seiner Vorstellung von der Bildung des Weltgebäudes mit der des Leukippos, Demokritos, Epikuros, Lucretius gefallen lassen. Der wesentliche Unterschied der seinigen von der Jener ist, daß Kant keineswegs seine Zuflucht zum Zufall nimmt, sondern Gesetze der Weltbildung, so wie die Kraft derselben in Verdichtung und Einigung, Sonderung und Scheidung des (Urstoffs) Grundstoffs von gleicher Ewig-

keit mit diesem Stoffe annimmt; wenigstens insofern diese Kraft und Gesetze als innewaltend gedacht werden, wie sie es doch müssen, wenn sie Naturkraft, Naturgesetze seyn sollen.

Etwas aber scheint Kant in seiner Meinung über den Ursprung des Weltgebäudes unbeachtet gelassen zu haben. Er nimmt nur einen mechanischen Ursprung an. Allein das Verbrennen hielt er doch gewiß nicht für etwas Mechanisches. Im siebenten Hauptstück der Schrift aber läßt er die um die Sonnen wirbelnden Sterne, ja, das Heer von Sonnen ganzer Milchstraßenringe oder Nebelsterne, nach ungeheuren Zeiträumen, in Eins zusammenstürzen und verbrennen; „Alles sich wieder in die kleinsten Elemente auflösen, in dieser Art dieselben mit einer der Hitze gemäßen Ausdehnungskraft in dieselben weiten Räume sich wieder ausbreiten und zerstreuen, welche sie vor der ersten Bildung eingenommen, um, nachdem die Heftigkeit des Centralfeuers durch eine beinahe gänzliche Zerstreuung ihrer Masse gedämpft worden, durch Verbindung der Attractions- und Zurückstoßungskräfte, die alten Zeugungen und systematisch beziehende Bewegungen, mit nicht minderer Regelmäßigkeit zu wiederholen und ein neues Weltgebäude darzustellen. .... Wenn wir diesen Phönix der Natur, der sich nur darum verbrennt, um aus seiner Asche wieder verjüngt aufzuleben, durch alle Unendlichkeiten der Zeiten und Räume hindurch folgen" u. s. w. *)

*) Der vom Jahr 1572 — 74 etwa 16 Monate lang, besonders

In wie fern konnte nun Kant von einem mechanischen Ursprung sprechen, oder diesen Ursprung Ursprung nennen? — Beides offenbar nur von der Bildung der derzeitigen Sonnen- und Milchstraßen-Systeme. Solche mechanische Bildungen betreffen aber, — selbst nach seiner Annahme, — nur einzelne dieser Systeme oder Nebelsterne, deren Herschel 2000 zählt, keineswegs das ganze Weltgebäude. Dann ist die mechanische Bildung immer eine Folge von dem Nachlaß der Auflösung einer vorhergehenden Bildung durch deren Verbrennung und der durch die Ausdehnungskraft der Hitze eines so großen Brandes geschehenen Ausbreitung und Zerstreuung des in die „feinsten Elemente" aufgelöseten Stoffs, nach welchem Nachlaß erst das Schwerere sich vom Leichteren sondernd nach der Mitte des ganzen Stoffs sich zusammendrängt. Dieses Leichtere und Schwerere ist also eine Verschiedenheit des Stoffs, die auch noch bei seiner Auflösung in die feinsten Elemente Statt findet, und welche der Grund und Anfang und die Seele der ganzen mechanischen Bildung ist. Ist nun diese Verschiedenheit auch mechanisch gebildet? — überhaupt erst innerhalb des Stoffs gebildet? Oder mit ihm gleichzeitig vorhanden? Dann aber auch von allem Anfang

---

von Tycho de Brahe, in der Cassiopeja beobachtete, sehr stark leuchtende und seitdem ganz unsichtbare Stern. — desgleichen der in den Jahren 1604 und 5 im Serpentario gesehene und seitdem auch ganz verschwundene, werden von Vielen für solche Brände gehalten. Und einige sogenannte Nebelsterne hält Herschel für ungeheure Haufen Stoffs von noch nicht vollendeten in Haupt- und Nebensterne noch nicht gesonderten Sternenschaften.

an seine Schwere und Senkung übend und so in sich selbst (im Mittelpunkt) zusammentreffend und am weitern Senken sich gegenseitig hemmend? Dann vermittelst des entstandenen (aber woher? wodurch entstandenen?? —) Verbrennens, als das Schwerere auch in der großen Ausbreitung des in seine feinsten Elemente aufgelöseten Stoffes am weitesten hinausgeschleudert, wenn anders diese Auflösung noch die Beibehaltung der Verschiedenheit des Leichtern und Schwereren zuließe; wenn aber nicht, woher kam sie denn aufs Neue wieder? — Zuerst also scheint Alles auf die Erklärung der Verschiedenheit des Stoffs anzukommen, ehe von Schwere, Fallen, Druck, Stoß, Bewegung, kurz von irgend etwas Mechanischem die Rede seyn kann. Ist aber die Stoffverschiedenheit das Frühere und das Ursächliche, so ist auch der Ursprung nicht mechanisch und das Daseyn der Welt kein mechanisches, sondern ein chemisches Ereigniß. Vom Ursprung des eigentlichen Ganzen der Welt, vom All der Milchstraßenringe, Nebelsterne, und von deren gegenseitigen Beziehung und etwanigen Wirkung auf einander ist aber bei diesem Allen gar nicht die Rede, sondern das Wort Welt wird hier in der viel engern Bedeutung der Sternenschaft um eine Sonne oder höchstens von der einer Milchstraße genommen.

Bekanntlich ist in der Wissenschaft vom Seyn und Werden zuvörderst die Aufgabe zu lösen, ob das All des Seyns und Werdens, — die Welt, — dem Raume, wie der Zeit nach end- und gränzenlos sey. Diese Aufgabe löset nun zwar Kant keineswegs, noch versucht er

sie auch nur zu lösen; sondern er scheint in dieser Schrift nichts weiter, als einen glücklichen Gedanken mittheilen zu wollen, aus welchem zwar nicht eigentlich Ursprung, Grund und Wesen des Ganzen, wohl aber fast alle Erscheinungen, wenigstens die wichtigsten, innerhalb des Ganzen sich erklären lassen. Dieser im 7ten Hauptstück vorgetragene Gedanke ist: „Die Welt ist zwar dem Raume nach unendlich, unbegränzt, nicht aber so der Zeit nach rückwärts in die Vergangenheit; sie hat einen Anfang, aber kein Ende. Irgend einmal schuf Gott den dem Raume nach unendlichen Urstoff. Zugleich mit dieser Schöpfung häufte er auch an irgend einem Orte diesen Stoff dichter; dadurch bildete sich eine Centralmasse von der kräftigsten Anziehung; — so sehr auch sonst ein Mittelpunkt und ein end- und gränzenloser Raum einander widersprechen, — alle übrige in „Particularbildungen begriffene elementarische Materie" senkte sich nach dieser Centralmasse hin. [Woher aber rührten diese Particularbildungen? —] Hierdurch hat das Weltall Einheit, und die Ausbildung des Urstoffs geht von diesem Mittelpunkt an im steten Fortschreiten nach und nach in alle ferne Weite aus, um den unendlichen Raum in dem Fortgange der Ewigkeit mit Welten und Ordnungen zu erfüllen. So ungeheuer weit wir auch sehen können, und so wenig wir vielleicht auch die Welt des schon geordneten, ausgebildeten Stoffs übersehen mögen: so hat doch diese ausgebildete Welt ihre Gränzen, jenseits welcher erst der rohe, ungeschiedene, ins Unendliche fort sich erstreckende Urstoff beginnt, aus welchem in alle Ewigkeit fort sich immer mehr und mehr Sterne bilden."

Wenn auch dieser Gedanke ganz und gar nichts Haltbares an sich haben sollte, so wäre es doch schon Verdiensts genug, eine große Aufgabe für die Wissenschaft in lebhafte Anregung gebracht zu haben. Aber schon die in diesem Gedanken als geschaffen mit angenommene Verschiedenheit des Stoffs in Hinsicht seiner Dichtigkeit setzt den Grund und Ursprung aller Bildung in die Beschaffenheit des Stoffs, von welcher die Bewegung desselben selbst erst eine Folge ist. So wäre also der innewaltende Ursprung der Bildung, der Naturgrund derselben, [die Schöpfung ist außenwaltend,] selbst nach Kant, im Widerspruch mit dem Titel der Schrift, nicht mechanisch, sondern chemisch; nicht durch Bewegung geschehen, sondern durch die Art des Stoffs selbst bewirkt. Ist also am Ende wohl nicht auch die Stoffkunde der tiefste Theil der Wissenschaft des Seyns und Werdens? die das Wesentliche, den Grund, in Allem erkennende Naturkunde? — Erst in seinem späten Alter gewannen die neuern wissenschaftlichen Fortschritte und Entdeckungen Kants größere Aufmerksamkeit auf die Stoffkunde, und erwarben ihr seine Achtung und Liebe. — Hätten Fourcroi's, Lavoisiers ꝛc. Lehren 50 und 60 Jahre früher Kants Denken so beschäftigen können, wie es Newtons Lehre der Gravitation gethan, seine Gedanken vom Ursprung des Weltgebäudes wären wohl nicht dieselben gewesen. Ist auch dieser Gedanke Kants nichts weiter, als ein Philosophem, ein Mythos, so ist er doch so sinnreich, daß er kühn denen platonischen an die Seite gesetzt werden darf, und an Aehnlichkeit mit dem Wissenschaftlichen die platonischen wohl übertreffen möchte.

Ein Verdienst Kants um die Naturkunde ist es auch, ihr (in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft) die Nothwendigkeit, wahre Wissenschaft zu werden, zuerkannt und ins Licht gesetzt zu haben. Er behauptet nämlich, wenn man in der Naturkunde sich selbst in seinem Denken wahrhaft klar seyn, und mit Zuverlässigkeit wolle urtheilen können, so könne man der Begriffe aus und durch bloßes Denken, der Begriffe a priori, ohne eingemischtes Wahrnehmen, der „reinen," folglich der strengen (Schul-) Wissenschaft nicht entrathen. Schade, daß ihm Wissenschaft nicht auch über den Stoff der Dinge möglich dünkte, sondern nur über deren Zahl, Maß, Gestalt. Es sey, meinte er, die Naturkunde nur so weit fähig, Wissenschaft zu werden, als die Meßkunde in ihr anwendbar sey, und die Stoffkunde könne wohl nie Wissenschaft werden, sondern werde wohl immer nur „systematische" Kunst, „Experimental-Lehre" bleiben. Die ganze Zahl- und Meßkunde, (oder kürzer bloß Meßkunde genannt. Auch das Zählen ist ja eine Art des Messens, und die Ordnung im Zählen nach dem Zehnthum, Zwölfthum, Zweithum, Vierthum ꝛc. ist der angenommene Maßstab des Zählens) ist nichts anders als Naturkunde. Denn was läßt sich doch wohl zählen, messen, als die Natur? Oder wo giebt es sonst, außer der Natur, etwas Zähl- und Meßbares im eigentlichen Sinn? Meßkunde ist also ein Theil der Naturkunde, so gut als die Stoffkunde und die Kraftkunde. Im wirklichen Wissen ist lebendig beisammen, was die Schule Behufs ihrer Bearbeitung als Fächer absondert. Auch ist Jenes durchaus nichts Besonderes für

sich, was die Schule aus den mehrern, gemachten oder an sich vorhandenen, Fächern zusammengelesen vorträgt, Behufs der Befähigung für Aemter und Geschäfte des gemeinen Lebens. Die Kraftkunde findet sich zerstreut abgehandelt in der Dynamik, Statik, Hydrostatik, Hydraulik ꝛc. und dieses Alles rechnet die Schule nicht zur Natur-, sondern zur „angewandten" Meßkunde! Anerkannt und ausgemacht ist: eine Wissenschaft müsse durchgängigen Zusammenhang haben; in derselben ein Satz aus dem andern, und zuletzt alle Sätze aus einem folgen. Es ist hiermit eine jede Wissenschaft ein Ganzes und nur ein Ganzes. Ein solcher Satz, aus dem Alles in ihr, das Ganze, folgt, ist ihr also auch zu ihrem Wesen durchaus unentbehrlich. Es darf aber auch eine jede nicht mehr als einen solchen Satz haben. Zwei würden nicht ein, sondern zwei Ganze geben. Welches ist nun in unserer ganzen Meßkunde ein solcher Satz? — Bildlich pflegt man ein zusammenhangendes wissenschaftliches Ganze ein System zu nennen, den einen Satz, aus welchem das Ganze folgt, in welchem es also Eins ist, Einheit, Zusammenhang hat, pflegt man folglich, dem angenommenen Bilde, System, Gebäude, treu, den Grundsatz zu nennen. Nun pflegt man in der Meßkunde mehrere Sätze Grundsätze zu nennen, ohne jedoch aus einem einzigen derselben das Ganze der Meßkunde zu entwickeln, herzuleiten, zu folgern, oder auch so viel besondere Ganze, als dergleichen „Grundsätze" genannt werden. Es ergiebt sich also, daß es gar keine Grundsätze sind, ob sie gleich allgemeine Wahrheiten aussprechen, die von selbst einleuchtend sind, keines Be-

weises bedürfen. Es fehlt also unserer Meßkunde ein durchaus wesentliches Erforderniß der Wissenschaftlichkeit, sie hat keinen Grundsatz. Zählen, Messen ist aber ein Handeln, ein Verrichten, die Fertigkeit darin eine Kunst, die Lehre dieser Kunst könnte wohl Einheit in sich haben. Dann wäre die Meßkunde wohl eher „bloß systematische Kunst" zu nennen, als die Stoffkunde, und beide wären, als Künste, keine Wissenschaft.

Am berühmtesten machten Kant seine Forschungen über die Gegenstände des innern Sinns, über die geistige Natur. Die vornehmsten dieser seiner Forschungen gab er in der Gestalt von Prüfungen, „Kritiken"; Kritik der reinen Vernunft; Kritik der praktischen Vernunft; Kritik der Urtheilskraft. Das erste Licht auf diesem Felde war auch die Frucht seiner früheren Jahre. Die ausführliche Darstellung aber unternahm er erst im angehenden Alter. 1787, in seinem 57sten Jahre, erschien die Kritik der reinen Vernunft. Schon seine Disputation aber vor Eröffnung seiner Vorlesungen 1755, in seinem 32sten Jahre: Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio, zeugte vom Aufgange dieses Lichts in ihm; so weiter hin, 1770, seine Inauguraldisputation als ord. Prof.: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Entweder kam Kant selbst hierüber nur sehr allmählig aufs Reine, so daß er vor seiner Kritik der reinen Vernunft nicht mehr liefern konnte; oder er hielt, — sich selbst mehr liebend, als die Wissenschaft, — seinen Namen und seine Ruhe noch für zu sehr damit gefährdet; oder

scheute die Mühe der Ausarbeitung; (wie man denn sagt, er habe seine größern Werke erst zu schreiben angefangen, als er keine Abendgesellschaften mehr besuchte) oder besorgte vielleicht damit noch mehr übersehen zu werden, als mit seiner Theorie des Himmels; so daß er bis dahin nicht mehr liefern wollte.

Was Kant mit seiner Kritik der reinen Vernunft eigentlich geleistet, ist den Worten nach nicht unbekannt, aber noch keineswegs erwägt. Sein Ruhm, den ihm dies Werk gebracht, ruht also eben nicht auf festem Grunde. Wahres Verstehen und Erwägen des Geleisteten würde ihm aber auch vielleicht den ärgsten Ruf zugezogen haben. Denn er macht durch diese Kritik mehr zerfallen, als der Verrufensten einer. Von diesem Allen aber hat sein Zeitalter nichts gemerkt. — Was ist hiervon die Ursache? — Es ist oft gesagt worden, daß Kant für gut befunden habe, seinen Vortrag in eine reiche „Terminologie einzuhüllen." Unter Terminologie versteht man hier die undeutschen Wörter, die in „gelehrten Werken" in das Deutsche eingemengt zu werden pflegen und an denen Kant fast reicher ist, als Andere seines Jahrhunderts. Man sagt also hiermit, daß Terminologie einhülle. Was im Deutschen diesem nach deutlich, offen gewesen seyn würde, ist im Undeutschen dunkel, versteckt? Wie kann man denn nun vorgeben, daß man sich deswegen zum Einmengen der fremden Wörter genöthigt sähe, weil die Muttersprache keine passenden Worte für die hohen und tiefen und abgezogenen Begriffe darböte? — Doch dies bei Seite. Ich

glaube nicht an dieſes absichtliche Einhüllen. Kants Denken war in einer ſolchen unreinen Sprache aufgewachſen. Wärme, Licht und Leben des Wiſſens hat, nach mehrern Zeichen, ihm ſelbſt gefehlt. Dergleichen war in ihm nicht etwa ſchon längſt unter-, ſondern vielmehr nie aufgegangen. Gedanken, deren Gegenſtände ſich nicht in der Sinnenwelt vorfinden, gehören nur in den Worten, in denen ſie ſich ausbilden und vor unſerer Seele ſchweben, zu unſerm wirklichen Leben. Wie nun, wenn dieſe Worte nicht aus unſerm Leben ſind? überhaupt nicht gleiches Wuchſes mit unſern Gedanken ſind? mit unſerm Gefühle gar nicht eins? und nicht, wie dieſes, beſtimmt und kräftig ſind? Beſonders aber muß das Unklare, Unbeſtimmte, das Lebensloſe ſich durch die fremden Worte ergeben an Gedanken, die bloße („reine") Gedanken ſind. Dem Schwalle der zugeſtümmelten, zugeſtutzten Worte aus dem ganz andern Leben der alten Griechen und Römer, der ſich in Kants Schriften herum treibt, ſind aber oft willkührlich ganz neue, oft den Worten zuwiderlaufende Begriffe untergelegt und bald dieſe, bald jene. Doch dieſes, was von Kanten freilich im ſtärkern Maße galt, galt und gilt ja auch von ſeinen Zeitgenoſſen. Daraus erklärt ſich Kant und ſein Jahrhundert in Hinſicht der Kritik der reinen Vernunft. Ein Jeder dachte, ſchrieb und ſprach, ohne weder ſich, noch Andern klar zu ſeyn.

Als Beiſpiel hiervon nur einige Benennungen ſeiner Schriften: Kritik der reinen Vernunft. Erlaubt mag es zuvörderſt ſeyn, die Kunſt zu urtheilen, zu prüfen,

ars critica, für die Beurtheilung selbst (efficiens pro effectu) zu setzen. Reine Vernunft deutet auf eine andere, mit Nicht-Vernunft vermischte, die es außer der reinen geben muß, weil man sonst dieses Beiwort gar nicht nöthig hätte. Beide aber, die gemischte und die reine, sind wohl nur dadurch zu kennen, zu unterscheiden, daß man das Eingemischte kennt. Vernunft heißt uns nun das Vermögen zu vernehmen, dann aber auch das Werk des Vernehmens, das Vernommene. So wie vom Zusammenkommen die Zusammenkunft das Werk, die Folge ist. Gebräuchlich aber ist, unter Vernunft ein höheres Vermögen des Erkennens sowohl, als auch ein höheres Erkanntes zu verstehen und Verstand und die sinnliche Wahrnehmung als niederes Erkennen davon zu unterscheiden. Dieses wären denn Unterschiede nicht im Hauptwesen, sondern nur in den Stufen; Vernehmen, Verstehen und Wahrnehmen wäre jedes ein Erkennen. Wesentlich fremd wären diese drei einander nicht, sondern etwa das Einbilden, das Dichten wäre etwas vom Erkennen, und also auch vom Vernehmen wahrhaft Verschiedenes, etwas Fremdes gegen dasselbe. Erdichtetes, Eingebildetes und Erkanntes durch einander, dies wäre denn wohl eine eigentliche Vermischung. Was meint nun Kant für eine? — Ein Durcheinander von Ergebnissen der (sinnlichen) Wahrnehmung und von Ergebnissen des (innern) Vernehmens, des Wahrgenommenen also und des Vernommenen, welche beide etwa sich wie das Urtheil eines Richters aus Zeugenaussagen und diese Zeugenaussagen selbst zu einander verhalten. Eine Vermischung kann von dem eben

Genannten also auch nur Statt finden, in so fern Vernunft nicht als Kraft des Vernehmens, sondern als das Werk dieser Kraft, als Ergebniß des Vernehmens, eben als Vernommenes verstanden wird. Eben so auch die Wahrnehmung nicht als Handlung, sondern als das durch sie bewirkte. Diesem nach wäre also bei Kant reine Vernunft das Vernommene, unter welchem sich nichts Wahrgenommenes befindet, das, was der Mensch ohne Wahrnehmung weiß, das Mehrere seines Wissens außer dem Wahrgenommenen, darüber hinaus. Von diesem bloß Vernommenen nicht auch Wahrgenommenen, vielmehr, seinem Begriff und Wesen nach, gar nicht Wahrnehmbaren, ist also die Kritik der reinen Vernunft eine Prüfung, folglich eine Prüfung der „Metaphysik, der μετα τα φυσικα." Das Ergebniß dieser Prüfung ist die Einsicht, daß alles, in diesem (vermeintlichen) Vernehmen, außer dem Umfang der Wahrnehmung Angenommene ganz unhaltbar sey, daß das Erkennen nicht über das der Sinnlichkeit Gegebene hinausreiche. Warum nannte denn Kant sein Werk nicht Prüfung der Meinung von allem, außer dieser Sinnenwelt Vorhandenen? oder in der gewohnten, herrschenden Sprache: Prüfung der Metaphysik? Die Benennung, die Aufschrift eines Buchs ist ein Wort an die Welt und nicht des Verfassers mit sich selbst. Wenn auch das ganze Buch nicht, so müßte doch wenigstens dessen Aufschrift der Welt verstehbar seyn, nicht aber es erst durch das Buch selbst werden. Der Verfasser darf in der Aufschrift nicht die nur ihm eigene Sprache reden, sondern er muß sich zu der der Anderen bequemen. Es ist aber

diese Aufschrift auch ein Widerspruch mit sich selbst. Giebt es nichts Anderes zu erkennen, als nur das der Sinnlichkeit Gegebene, und ist über dieses hinaus alles Erkennen unmöglich, so giebt es ja auch nichts rein, d. i. bloß Vernommenes, nicht zugleich auch Wahrgenommenes, so giebt es gar keine reine Vernunft und Kant hat also etwas geprüft, was es gar nicht giebt, wenn anders das, wovon er ausgeht, die Geschiedenheit nämlich des Wahrnehmens und Vernehmens etwas wirklich Vorhandenes ist. Wir dürfen aber wohl die herkömmliche Seelenlehre bei dergleichen Untersuchungen nicht so unbesehen als etwas schon Richtiges und Ausgemachtes zum Grunde legen; vielmehr muß wohl auch die Seelenlehre im Ganzen des Wissens sich mit ergeben und in dieses passend, sich gestalten. Daher muß in einer Lehre über das Menschenwesen, oder über das Ganze der Welt der innern und äußern zusammengenommen und in ihrem Zusammenhang und Beziehung auf einander, wenn sie in Wahrheit eine andere als die gewöhnliche ist, auch die Seelenlehre eine andere als die gewöhnliche seyn. — Der Mensch hat Erkenntniß, das Thier nicht. Die Sinnlichkeit aber, die Wahrnehmung, haben Thier und Mensch. Was aber Alles der Mensch mehr hat in sich, als das Thier, das heißt eben Vernunft, nämlich als Werk, als Vernommenes, nicht als Kraft, und hiernach theilt man Alles, was Leben und Odem hat auf Erden, in vernünftige und unvernünftige Geschöpfe, in welcher Eintheilung der Mensch nicht als eine Thiergattung angesehen wird, wäre es auch die höchste, sondern als ein Wesen ganz eigner Art. —

Hätte uns Kant doch lieber die Menschheit erklärt im Vergleich mit der Thierheit!

Sey aber nun trotz Kants eigener Kritik reine Vernunft, also die „Metaphysik", wenigstens die Pneumatologie und Theologie, kein Luftschloß; so muß man bei weiterem Sprechen von Vernunft erwarten, daß dann von gemischter Vernunft die Rede seyn werde. Aber nein, es erscheint 6 Jahre darauf: Kritik der praktischen Vernunft. Ist diese ein Gegensatz von jener, so muß das Praktische der Vernunft das eingemischte Wahrgenommene seyn. Das Wahrnehmen ist aber Werk der Sinne, in ihrer Gesammtheit Sinnlichkeit genannt. Auch sagt er ausdrücklich: man müsse, was zu thun sey, nicht aus dem abnehmen, was gethan werde. — Wollen wir uns aber an dem sonst bekannten Sinn des Worts praktisch halten = ausübbar, auf das Ausüben sich beziehend; so wäre dann der Gegensatz von praktisch: nicht ausübbar. Aber das Nichtausübbare ist ja keineswegs gleich dem den Sinnen, der Wahrnehmung, nicht Gegebene. Der bekannte Gegensatz von praktisch ist aber: theoretisch. — „Jede Praxis habe ihre Theorie," giebt auch Kant zu, und die praktische Vernunft sey eben der Inbegriff der Theorie von des Menschen Praxis, von seinem Thun und Lassen: mithin sey sie die praktisch-theoretische Vernunft. Was ist denn nun die reine neben der praktischen? — Etwa die theoretisch-theoretische? — Auch eine theoretisch-praktische giebt es ja, z. B. die „reine" Meßkunde im Verhältniß zum Unterricht in dem Geschäft des Feldmessens. Jene ist da (bloß rein) theo-

retisch, diese theoretisch-praktische; oder die wissenschaftliche Stoffkunde im Verhältniß zur Lehre der Arzeneibereitung, der Erzschmelzung ꝛc. ꝛc. Neben diesem spricht Kant wohl auch noch vom transcendentaler, speculativer und vielleicht noch von anderer Vernunft. — Sind dies wieder andere Sorten bei ihm? — Ja wohl! — Doch für gegenwärtigen Ort und Zweck nur noch folgendes. Ganz im Widerspruch mit dem Sinn, den das Wort Metaphysik (μετα τα φυσικα) aus seinen Lehrzeiten her hat, weiß Kant auch von einer Metaphysik der Sitten, von metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre, der Tugendlehre! — Physik und Metaphysik aber, beide sind Begriffthum vom Seyn, vom Seyenden und nur wie Besonderes und Allgemeines verschieden. Von dem Seyn aber wesentlich verschieden ist das Wollen und Sollen, das Handeln, das Thun und Lassen. Daher die gesunde Eintheilung der Alten, die alles Wissen in Physik und Ethik theilten, nur daß sie diesen beiden noch die Logik beifügten, die wissenschaftliche (die Schul-) Erkenntniß des Erkennens selbst, ohne welche keine Wissenschaft, d. i. kein bewußtes, klares, sich selbst verstehendes Erkennen überhaupt Statt findet. Weswegen denn die Logik auch nichts für sich, sondern in aller Wissenschaft wesentlich mit enthalten ist, das Wesen aller Wissenschaft ausmacht, eben das sich selbst verstehen des Erkennens ist; wohl aber von der Schule zur Erleichterung und klarerer Behandlung abgesondert vorgetragen werden kann. Diese Eintheilung des Wissens bei den Alten ist auch Kant bekannt gewesen, laut der Vorrede zu seiner Grundlegung einer Metaphysik der Sitten,

Kant spricht zur Vertheidigung seines Wortmißbrauchs: ich verstehe unter Metaphysik jeden Inbegriff von Begriffen a priori ꝛc. so viel als strenge Wissenschaft. Gut; Metaphysik der Sitten wäre also das sich selbst durchaus und vollkommen verstehende, auf sich selbst fest beruhende, durchaus mit sich selbst einige Wollen, worin also ein jedes einzelne Wollen, als nur auf eine Weise ins Ganze des Wollens passend, mithin festbestimmt, als nothwendig, als ein Soll sich ergiebt; so wie denn eben damit auch das Ganze als ein Solches sich nothwendig ergiebt. Dies wäre also Wissenschaft des Wollens und Sollens. Warum bedient er sich nun nicht des Wortes Wissenschaft? Hier fehlte es doch gar nicht an einem passenden Worte der Muttersprache? — Er hat nun auch: metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Das wären also wissenschaftliche Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Giebt es wohl auch unwissenschaftliche Anfangsgründe einer Wissenschaft? — Gleichdeutig mit Methaphysik und Erkenntniß a priori gebraucht er nun auch eben daselbst: reine Erkenntniß, Erkenntniß aus bloßen Begriffen, Erkenntniß aus dem Wesen des Denkvermögens selbst genommen. Die Metaphysik der Physik nennt er auch: rationale Physik und setzt ihr die empirische entgegen. Der Metaphysik der Sitten setzt er aber nicht etwa empirische Ethik entgegen, sondern praktische Anthropologie. S. die Vorreden zu seinen hieher gehörigen Büchern. Ich bin weit entfernt zu vermuthen, daß Kant absichtlich, geflissentlich solchen verhüllenden Wirrwarr gegeben habe. Ich halte es für Anhänglichkeit an die liebe alte Gewohnheit, in

der er eingerostet und festgerannt war, über die er nicht Herr werden mochte. Mußte er die Metaphysik selbst für nichts halten, vermöge seiner Kritik der reinen Vernunft, so war ihm doch das liebe Wort zu sehr ans Herz gewachsen, um es, wie die Sache, aufzugeben. Dies sey genug als Beispiel von Kants Denken und Sprechen.

Von der Wissenschaftlichkeit seiner Kritiken selbst zu sprechen, ist für Gegenwärtiges eine zu große Aufgabe. Wie weit Kants Sittenlehre hinter den wohl gegründeten Ansprüchen an diese Wissenschaft zurückbleibe, zeigt Schleiermacher sehr einleuchtend in seiner Kritik der bisherigen Sittenlehre. Hier nur so viel daraus, daß Kant zwei Grundsätze dieser Wissenschaft annimmt. Einen für die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, und einen für die Pflichten gegen Andere. Als jenen nimmt er an: eigne Vollkommenheit; als diesen: fremde Glückseligkeit. Entwickelt aber aus diesen Sätzen, so daß das Ganze nichts weiter wäre, als die Entwickelung, die Durchführung der Grundsätze, ist Kants Sittenlehre keineswegs. Oft wird auf manche andere Gründe hingewiesen, z. B. Laster als Entwürdigung der Menschheit verworfen.

Was nun sich und Andern Kant nicht zu klaren Worten und Begriffen brachte, zu dessen schulgerechter Darstellung es ihm an genugsamen Drange fehlte, das trat vielleicht in seinem Leben, dem es doch nicht an Drange fehlen konnte, ins Licht? Vielleicht war die „Praxis" bei ihm besser, als die „Theorie"? — Wir treffen da in dem, was über sein Leben berichtet wird,

zuvörderst auf etwas, das gegen Sinn und Liebe für Wissenschaft sehr wesentlich streitet, nämlich, daß er (nach Borowski,) keinen geraden Widerspruch habe vertragen können, und die Fortsetzung desselben ihn sogar erbittert habe. Im Int. Blatt d. allg. Lit. Zeitung äußerte Kant auch einst gegen Fichte, der ihm Inconsequenzen im Beweis vom Daseyn Gottes aufgedeckt, daß er tölpisch handle. Entsprach diese Abneigung gegen Widerspruch wohl dem Verfahren, wie er es in seinen Vorlesungen zu beobachten ankündigte: „nicht Philosophie, sondern Philosophiren zu lehren"? Wenn er seine Meinungen für etwas so Vollendetes und Fertiges hielt, daß gar nicht mehr daran gerührt, nichts mehr dazu, noch davon gethan werden dürfe; so mußte er Philosophie zu besitzen glauben und das Philosophiren aufgegeben haben. Wie ist nun dieser Zug seines Gemüths zu erklären? wie hängt er mit dem Ganzen zusammen? That solcher Widerspruch seiner Eitelkeit mehr, oder seiner Gemächlichkeit, oder beiden? Galt ihm also in beiden Fällen nicht sein liebes Ich mehr, als Wahrheit und Wissenschaft? — Welcher wesentliche Grund wäre wohl gegen geraden Widerspruch anzuführen? Welcher für den ungeraden, verdeckten, kriechenden, verbrämten, verzuckerten? Ist es nicht Unweisheit, dem Widerspruche auszuweichen? ja sogar eine übel verstandene Selbstliebe? Entweder hat der Widersprecher Recht, oder der Behaupter. Wahrheit und Wissenschaft muß in beiden Fällen gewinnen, wenn jeder gut, d. i. logisch richtig zu Werke geht. Das Unlogische aber ist doch wohl bald aufgedeckt, nachgewiesen, und damit der Widerspruch in sein Nichts zurückgeschlagen.

Hat der Widersprecher Recht, so wird der Behaupter einen Irrthum los, gewinnt eine neue Kenntniß oder die Berichtigung einer alten. Behält der Behaupter Recht, so hat er die Freude, die Wahrheit weiter verbreitet zu sehen. Wozu hätte man denn auch Streitübungen auf Schulen für so heilsam gefunden? Ganz anders würden Kants Werke in ihrer Darstellung und wohl auch in ihrem Inhalte ausgefallen seyn, wenn er nicht bloß leichte gesellige Gespräche, die Spiele des Witzes und der Laune, sondern auch wissenschaftlichen Gedankentausch und die Seelengemeinschaft zu Erzeugung neuer Gedanken geliebt und geübt hätte. Gesellige Gespräche dienen zur Erholung und Stärkung des Geistes für den einsamen Denker, aber wissenschaftliche Gespräche sind dem eifrigen Freunde der Wissenschaften noch größere Geistesstärkung und Erholung und fördern wahres Wissen oft mehr, als die einsamen Sitzstunden, die also gar wohl dagegen aufgeopfert werden dürfen erfordernden Falls. Sokrates und Platons Gesprächliebe ist bekannt. —

Kein gutes Zeichen war auch Kants Gleichgültigkeit über die rechte Wirkung seiner Schriften in der Welt. Konnte er hierbei Wissenschaft wohl für eine Sache der Menschheit ansehen? Hat er in Wahrheit manches gegen ihn Geschriebene noch vor Eintritt seiner Alterschwäche nicht verstehen können, so war dieses eine große Unbeholfenheit seines Denkens. In der Sprache der Welt wird das Nichtverstehen aber oft nur vorgegeben. Aber Gleichgültigkeit gegen Wissenschaft läßt sich bei Kant auch aus andern Umständen vermuthen. Er war ein

Mann nach der Uhr, auch in seinem Studiren. Wahre, volle Liebe aber, Ergriffenheit von seiner Sache fragt nicht nach der Uhr, so wie Kant mit seinem Coenam ducere nicht darnach fragte. Dieses Ducere liebte er sehr, nach einstimmiger Angabe der Berichte über ihn, und nach seinem eignen Geständniß in seiner Anthropologie. Bis um 4 — 5 Uhr Nachmittags, auch wohl noch länger, dauerte es. Hier also war er nicht nach der Uhr, und verwendete darauf verhältnißmäßig sehr viele Zeit. Dagegen wird von ihm erzählt, daß Rousseaus Schriften ihn so angezogen, so ergriffen gehabt, daß er einige Tage über deren Lesung seine Spazierstunde aussetzte. Dies war ein Beispiel von Liebe zur Sache. Aber Maß, Ordnung, Berücksichtigung der Gesundheit, haushälterische Verwendung der Zeit wird hiermit keineswegs getadelt. Doch aber können, ja müssen die rechten Verhältnisse der Lebensordnung an verschiedenen Tagen und nach verschiedenen Umständen sich auch auf verschiedene Weise ausgleichen und in einander schicken; im Wesentlichen also immer dieselben bleiben, wenn auch nicht den einen Tag wie den andern mit demselben Glockenschlag gerade auch immer dasselbe geschieht. Das Wesentliche aber ist es ja gerade, worauf der Weise sieht, der Buchstabe hingegen, woran der Geistling klebt. Sich vom Glockenschlage jagen lassen, beweiset ein sklavisches, grillenhaftes Gemüth.

Ob diese oder jene Lebensweisheit die rechte sey, ist hier gar nicht die Frage, sondern nur, ob Kant wahrhaft Weisheit des Lebens geübt, und welche gerade? In die-

ser Hinsicht kommt denn hier auch in Frage, ob Kant wahre Liebe zu den Wissenschaften selbst gehabt, in Betracht. Dafür möchte sprechen, daß er sich ja die Pflege derselben zum Beruf erwählt; daß er sogar ein Lehramt derselben übernommen, und dann, daß er ja seine Mußestunden darauf verwendete. Wir wissen aber dagegen auch, daß den Menschen in der Wahl des Berufs das Wesentliche desselben meist unter Allem am wenigsten bestimme. Zuvörderst aber kommt es darauf an, was er am Studiren geliebt; ob den Geistesgenuß dabei, das Selbstgefühl des Geistes, den angenehmen Zeitvertreib desselben, und also nur sich dabei im Auge gehabt, oder ob er der Sache ergeben war um der Sache willen? Dieses aber läßt sich wohl nur nach dem Ganzen der Denkart, der Gesinnung eines Menschen, nur nach deren Grundzug bestimmen. — Wie aber — Kant ein Genußmensch?! — Er, der Sprecher für „reine" Sittlichkeit, für den „kategorischen Imperativ", für die „Pflicht um der Pflicht willen" ꝛc. ꝛc. der ein Lust-, ein Genußmensch! ein Epikurer, ein Aristipper! — Gegen die allgemeine Stimme ist diese Meinung freilich, nicht aber gegen die Wahrheit. Und: Nihil magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes non qua eundum est, sed qua itur. Dieses Wort, das wohl aller Weisheit Anfang enthält, und an der Spitze von Kants erster Schrift (1746) steht, soll doch wohl auch uns nicht umsonst gesagt seyn? —

Zuvörderst aber das Ehrenwort Weiser dürfte Kant

nicht versagt werden, auch als Lust- und Genußmenschen, so wenig als Epikuren und Aristippen, sobald er nämlich, die Lustlehre über das menschliche Leben für wahr haltend, sein Leben ganz nach der Erkenntniß dieser Lehre bildete, so daß das Ganze und jedes Einzelne seines Lebens in seiner folgebeständigen, in sich selbst durchaus einigen, zusammenstimmenden Erkenntniß gegeben war. Vom Leben aber ist ja eben in einer Lebensbeschreibung vor allen Dingen die Rede. Streitet mit diesem die Lehre, so liegt sie eben damit als eine bloße Schulsache am Tage, von der das Herz nichts weiß, deren Annahme vor der Welt andere Ursachen hatte als Ueberzeugung. Damit aber ist diese Annahme dennoch nicht sofort Betrug, Falschheit. Sie wäre dieses nur bei klarem Verstand von der Sache und bei dem Bewußtseyn dieser Falschheit. Aber bei der Anwendung einer Lehre auf das Einzelne des Lebens täuscht uns ja unser Herz gar zu oft. Die Verschiedenheit der Lehre und des Lebens ist aber wohl um so leichter, je weniger das Lehramt aus wahrer Herzenslust getrieben wird. Offenbar aber ist, daß mehr die Physik, als die Ethik Kants Lieblingssache war. Bei der Frage nach wahrer Lebensweisheit eines Menschen versteht sich ohnedies, daß das Leben hierbei nur so weit in Betracht kommt, als der Geist dessen mächtig ist; daß die Jahre der Kindheit und der Alterschwäche nicht zum Leben der Weisheit gerechnet werden. Ferner versteht sich, daß in der Genußweisheit nicht bloß, auch nicht vorzüglich die Geschlechts- und Tafelfreuden Genuß genannt werden, sondern Alles und Jedes, was dem Menschen ein frohes, liebliches Gefühl

ist. Es leuchtet damit ein, wie viel also auch ein gutes Gewissen auch auf der Wage Epikurs und Aristipps gelten müsse. Der wichtige Unterschied aber muß wohl zwischen der Genußlehre und einer andern Statt finden, daß jene das einzelne Leben selbst als Zweck setzt, ihm an und für sich Werth einräumt, die andere aber es nur als Mittel betrachtet. Dem Genußweisen ist es ganz fremd, die Menschheit selbst, das ganze Geschlecht, als Gegenstand der Weisheit anzusehen. Bei der Lebensansicht der Genußlehre ist, sobald sie Ueberzeugung ist, auch bloß der Lebenstrieb selbst der Hebel des Thuns und Lassens; mithin die Menschheit von der Thierheit nicht wesentlich verschieden, sondern etwa nur die höchste Gattung der letzten, die zwar weit kunstreicher ist, als Elephanten, Affen, Bienen und Biber zusammengenommen, aber dennoch Thiergattung. Den Lebenstrieb hat der Mensch unstreitig mit den Thieren gemein, ja mit den Pflanzen. Diese letzten aber stehen so tief unter dem Menschen, weil sie in ihrem steten, dem Schlafe gleichen Zustande, jeder Aehnlichkeit des Bewußtseyns so gänzlich beraubt sind, der Mensch hingegen einen so großen Reichthum an Bewußtseyn hat. Gefühl des Lebens aber, des Lebens jeder Art und Stufe, ist Lust, d. i. Befriedigung des Lebenstriebs, und das Gefühl des Entgegenstehenden ist Schmerz.

Ein jeder Denker aber kann mit Recht sich weigern, nach einem andern, als seinem eigenen Begriffthume gerichtet zu werden. Denn alles Richten, d. i. alles Nachweisen eines Recht- oder Unrechthabens, kann nur nach

einem sowohl vom Richter, als von dem zu Richtenden anerkannten Gesetz Statt finden. Ein wahrhaft vollendetes Begriffthum aber muß schon von seiner Uransicht aus von jedem andern verschieden seyn; ist auch nothwendig das einzig Wahre, wenn seine Uransicht auch an sich wahrhaft die Uransicht über den Gegenstand ist; denn diese kann nur eine einzige seyn. Ein jedes Begriffthum muß also nothwendig vor dem Richterstuhl eines andern (von ihm wahrhaft verschiedenen) Begriffthums Unrecht haben. Es hätte also z. B. zwischen Aristipp und Plato nur über die wahre Urthumlichkeit ihrer Uransichten des Menschthums, und außerdem nur über innere Einheit und Zusammenhang ihrer sämmtlichen Begriffe davon Streit entstehen können. In unserm Falle hier, über Kant, der eben so auch nur nach seiner Lebensansicht und Glauben über den Menschen gerichtet werden muß, kann, wie schon gesagt, nur in Frage kommen, ob der Führung seines Lebens ein überlegtes Begriffthum zum Grunde gelegen, und von welcher Art es gewesen. Mir scheint Kant ein ganz unverkennbarer Lust-, Genuß-, Glückseligkeits-Gesinnter (obschon nicht Glückseligkeits-Lehrer,) gewesen zu seyn. Sein Leben zeugt nur von Lustgesinnung. So sein Hauswesen, so sein Studiren, so sein Umgang mit Andern und sein Verhalten gegen sie. Alles ward von ihm nur in Anschlag gebracht nach dem Lustgewinn, und folglich nur in Beziehung auf sich. Wie denn in der Lustgesinnung nothwendig, dem Begriffe der Lust und des Genusses gemäß, sey's auch noch so entfernt und mittelbar, nur das Selbst, das Ich, in Betracht kommen kann. Wei-

ter kann ja auch der einzige und allgemeine Hebel eines ſolchen Getriebes, der Lebenstrieb, nicht wirken. So können alſo allerdings Dienſtleiſtungen und Wohlthaten an Andern von mancherlei Art, auch gar wohl in der Luſtgeſinnung geliebt werden, aber freilich nicht um ihrer ſelbſt willen. Klar iſt ſo Kants berühmte Wahrheitsliebe im alltäglichen Leben, als keineswegs auf Grundſätzen für die Wahrheit ſelbſt, oder auf tiefer Liebe derſelben ruhend. Es leuchtet dieſes ein aus ſeiner, in ſeiner Schrift „Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft" von ihm alles Ernſtes empfohlenen ſogenannten „moraliſchen"!! Auslegung der heiligen Schrift. Ein Lug und Trug, der eines Erzjeſuiten würdig wäre, von deſſen Schandbarkeit Kant aber auch nicht das geringſte Gefühl gehabt zu haben ſcheint. Kann in einer ſolchen Geſinnung irgend Liebe der Wahrheit ſelbſt eine Stätte haben? eingewurzelt ſeyn? — Wie kann man neben dieſem noch in Kant ein „wahrhaft frommes Gemüth" finden?! wie in den zu Leipzig 1817 erſchienenen Vorleſungen Kants über philoſophiſche Religionslehre geſchieht. — Seine gerühmte Pünktlichkeit im Erzählen und Worthalten im gemeinen Leben, mag entweder mit ſeiner Uhrſklaverei verwandt ſeyn, oder auf die Einleitung ſeiner Anſprüche auf gleiche Pünktlichkeit von Andern, wobei allerdings auch der Genußmenſch ſeine Rechnung findet, oder auf ſeinen Ruf vor der Welt, — ebenfalls Genuß, — berechnet geweſen ſeyn. Aus dieſer „moraliſchen" Auslegung leuchtet aber auch hervor, daß er des Menſchen höchſten Glauben für ein bloßes Mittel gehalten habe zu einem leidlichen Zuſammenbeſtehen der Menſchen

neben einander. Wonach ihm denn auch dieses Zusammenbestehen, ja das Bestehen der Menschen überhaupt nichts besonders Hohes seyn konnte. Geradezu nennt auch er selbst die Religion ein Leitmittel der Menschen eben im gedachten Buche. Wie konnte bei einer solchen niedrigen, groben Ansicht von Religion ein Funken von wahrem, innigen Heiligkeitsgefühl in ihm seyn, oder die Heiligkeit selbst in einer solchen Ansicht einen wesentlichen Platz haben? Ein Leitmittel kann auch weder den Handhaber desselben selbst leiten, noch auch den, der es einmal für ein solches erkannt hat, wenn nämlich von einer Leitung des Glaubens, der Ueberzeugung, die Rede ist. Wie steht es aber dann um die Aufrichtigkeit der Leiter? Wie also auch um Kants Aufrichtigkeit? Sie konnte einigermaßen dennoch Statt finden, wenn er sich selbst in dieser Hinsicht nicht recht klar war. Gut. Dann aber war er auch nicht frei von Blindheit in diesen Stücken; und dann stand es um seine Weisheit schlecht. Sein Leben war in dieser Hinsicht nicht das Werk der Erkenntniß. Blinde Gewohnheit aus seinem Knabenalter war also wohl die Stelle, die er der Heiligkeit gab; und etwas ähnliches Blindes wohl auch sein Wahrheitsbeobachten in Dingen des gemeinen Lebens. Diese Blindheit aber war wohl wieder eine Folge davon, daß er diese Gegenstände schon längst hatte auf sich beruhen lassen. Hiervon aber konnte nur ein Mangel an Ernst und Eifer, an Trieb und Wärme die Ursache seyn. Sein Beurtheiler wird also wohl schwerlich fehl greifen, wenn er dafür hält, daß nicht des Menschen Wollen und Sollen, noch sein Glauben, die eigentliche Lieblingsaufgabe für Kants

Denken und Forschen gewesen sey. Das Wesen, die Gesetze des Seyns und Werdens, die Wirkung willenloser Kräfte, beschäftigten, unterhielten sein Denken mehr oder angenehmer. Doch überstieg er auch hierin nicht die Gränzen angenehmer Unterhaltung für sich. So bleibt denn das Coenam ducere, das Vergnügen eines „geistreichen" Gesprächs (was man gewöhnlich so nennt,) und sein Gelten in der Gesellschaft das, was ihm am innigsten und über alles Andere am Herzen lag.

Nichts anders als Beabsichtigung der Lust, als gemeinsame Erzeugung derselben, leuchtet aus der Art seines Umgangs mit Andern hervor. Nichts anders, als dieselbe Beabsichtigung aus seinem Studiren. Die Wirkung von diesem in der Welt war ihm doch zu gleichgültig. Konnte er denn glauben, daß er verstanden worden sey, so wie er verstanden wurde? Aber von diesem Letzten scheint er eben zu wenig Kunde genommen zu haben. Wozu auch? mochte er denken. Sein Zweck war ja mit seinem Studiren erreicht durch den angenehmen Zeitvertreib, den es ihm gemacht hatte. — Kein fremder Gelehrter war ihm kennenswerth. Er wollte sich mit keinem derselben bekannt machen lassen, bevor derselbe nicht erst zu ihm gekommen. So klug war er freilich, diese Selbstsucht zu bemänteln: „ich glaube, sagte er, diesen eben nicht willkommen, oder auch nur etwas interessant zu seyn."

Im Ton und Art des Umgangs übte er die gemeine Umgangskunst, die wie die Freundschaft der Kaiser und Kö-

nige, nicht im wahren, gründlichen, aufrichtigen Frieden, sondern nur im Waffenstillstand besteht. Wie die Höflinge, oder die meisten Andern von der gewöhnlichen „Bildung", übte auch er die „Artigkeit", die „Humanität", die „Urbanität", die darin besteht, daß man den Schwächen, z. B. der Eitelkeit, der Gemächlichkeit ꝛc. ꝛc. der Andern huldigt, fröhnt, — oder dergleichen Huldigung doch heuchelt. Freilich darf auch diese sich viel wissende „Bildung" (an sich die ärgste Verhöhnung der Tugend) nicht als der Schwäche erwiesene Huldigung erscheinen. Denn dies hieße ja dem Andern eben damit Schwäche vorrücken, und das wäre ja unartig. Sie nimmt daher den Schein der Sorge für des Andern Glückseligkeit an. Für des Andern Vollkommenheit sich bemüht zeigen, hieße auch offenbar ihn unvollkommen schelten; und für eigene Glückseligkeit handeln, wäre unartige Eigensucht. Daher er vielleicht, auch aus lauter Artigkeit, seiner Tugendlehre zwei vermeintliche Grundsätze gegeben, wonach ihm etwa „das schöne gesellige Leben", wie man es etwa auch hie und da antrifft, bei seiner Tugendlehre als höchstes Gut im tiefsten Hintergrunde vorgeschwebt haben möchte. Unter diesen zwei „Grundsätzen": eigene Vollkommenheit, — fremde Glückseligkeit; — von denen, wie bei Kant, weder die eine noch die andere ihrem Wesen nach angegeben ist, können beide nach Befinden hin und hergespielt und mit der größten Artigkeit die eine für die andere beabsichtigt werden. Hiermit ist denn, wie in der heutigen französischen Bildung Europa's allgemein, der in Schafskleidern einhergehende Wolf und die Uebertünchung gestankvoller

Gräber fertig; oder, wenn diese Artigkeit aufrichtig gemeint ist, so ist sie ganz aristippisch-epikurische Tugend. Welches dieser Beiden war wohl bei Kanten der Fall? — Die Antwort hierauf finden wir in seiner Ansicht von dem Menschen, die hauptsächlich aus seiner Anthropologie überhaupt sich ergiebt, besonders aber am Ende derselben aus seinem Beitritt zum Urtheil Friedrichs II. über die „maudite race", welches dieser gegen Sulzer geäußert. Hiernach wäre zu vermuthen, daß Kant eben geglaubt, es sey nichts Höheres mit den Menschen anzufangen, als sie eben, so gut als möglich, als Gesellschafter zu benutzen. Jene andere Stelle der Anthropologie aber, wo Kant ausdrücklich eine gute Mahlzeit unter Freundesgespräch für die größte Glückseligkeit des Leibes und der Seele erklärt, möchte dafür sprechen, daß Kants Umgangstugend nur epikurisch-aristippisch gewesen. In Epikurs und Aristipps Sittenlehre kann zwar nach strenger Folgebeständigkeit, wissenschaftlich genommen, der Mensch in gar keinem andern Sinn und in keiner andern Beziehung genommen werden, als in dem der Lust, und folglich kann man das Menschengeschlecht auch nicht „maudite race" nennen, wie Friedrich II., und mit ihm Kant. Dies ginge aus einer ganz andern Sittenlehre hervor. Im gemeinen, öffentlichen Leben schwimmen aber eben Brocken von Sittenlehre aller Art durch einander, und nur der wahre Weise ist streng folgebeständig, Eins in sich selbst. Man vergleiche hiermit Kants Tugendlehre, den Abschnitt von der Freundschaft, wo er eine gesellige Achtung anzunehmen scheint, ohne Achtungswürdigkeit. Diese Abschnitte, so wie die

ganze Tugendlehre, ja wie seine meisten Schriften, gleichen selbst einem bloßen geselligen Gespräche, in welchem absichtlich vermieden wird, den Nagel auf den Kopf zu treffen, streng, gründlich, schulmäßig die Sache zu erschöpfen. Wie denn auch viele, besonders seiner früheren Schriften, auf Zeitveranlassung und Tagsgespräche geschrieben, gleichsam Gelegenheitsschriften sind.

Kants wirkliche, vorherrschende Lebensweisheit (oder richtiger Meinheit) wird aber keineswegs zweifelhaft bleiben, wenn wir auf so manches Klare in seinem Leben und Schriften sehen, z. B. auf seine Ansicht von der Ehe, in der er nur den wechselseitigen Besitz, Gebrauch der Geschlechtseigenschaften zweier Menschen verschiedenen Geschlechts sieht, von Seelenliebe, Seelengemeinschaft dabei gar nichts zu wissen scheint. Siehe s. Rechtslehre S. 107. In seiner Tugendlehre hat die Ehe keinen eigenen Platz gefunden. — Ferner auf seine Ansicht vom Staat, der ihm nichts weiter war, als Veranstaltung des Nebeneinanderbestehens des sinnlichen Daseyns der Einzelnen, so wenig aber eine Verwirklichung, eine Darstellung des wahren, ächten, rechten Menschlichen, daß ihm die Aufgabe desselben selbst für ein Volk von Teufeln auflösbar war. S. Zum ewigen Frieden S. 60. — Nehmen wir hierzu noch eine ziemliche Zahl von wenig beachteten Anzeichen aus seinem Leben, z. B., daß er, nach Jachmann, so häufig von seinem Körper gesprochen; daß er während dem Krankseyn seiner Freunde zwar durch Erkundigen nach ihrem Befinden viele Theilnahme an ihnen geäußert, aber sobald sie gestorben, jedes Wort

über sie abgelehnt, um sich eine schmerzliche Empfindung zu ersparen, daß er also den piis manibus derselben wohl keinen Gedanken gewidmet; daß er sich aus gleicher Absicht gern viel jüngere Tischgenossen gewählt, als er selbst war. (Muß denn aber den häufigen Gedanken an den Tod nicht jeder Weise, auch der des Genusses, weise finden? Da durch dessen öftere Wiederholung schon das Schreckhafte ihm benommen wird.) Aus diesen und ähnlichen Zeichen kann, was Kant über das Leben dachte und in dem seinigen vornehmlich wünschte, uns klar seyn. Die Gesichtsdeuter sogar wollen in den untern Theilen des Gesichtes Kants Zeichen seiner Genußsucht finden.

Sey aber nun die Lebensweisheit Kants gewesen, welche sie auch wolle, so ist nur noch überhaupt die Frage, ob er wirklich bis zur Weisheit über das Leben gekommen? ob sein Leben wahrhaft ein Leben der Erkenntniß gewesen, einer tüchtigen, folgebeständigen, in sich selbst einigen, durchgängigen, vollständig das ganze Leben umfassenden und überall klaren? Denn nur so wäre sie wahrhaft Weisheit. Es war aber auch dieses nicht. Grillen, Vorurtheile, Widersprüche fanden sich nicht wenige in Kants Ansichten und Meinungen von der rechten Lebensweise. Hieher gehört, daß die Wahrnehmung eines fehlenden Knopfes am Rocke eines Zuhörers ihn in seinen Vorlesungen in seinen Gedanken irre machte; so wie auch die Verdeckung des Löbenichter Thurms, dessen Anblick er bei seinem Denken des Abends gewohnt gewesen war. Der Weise weiß seiner mächtig zu bleiben bei ungleich größeren Störungen oder Reizungen. Hieher

gehört ferner seine Behauptung: man müsse in der Kleidungsart nie ganz aus der Mode seyn; es sey Pflicht, Keinem in der Welt einen widerlichen oder auch nur auffallenden Anblick zu machen. Seinen Hut allein unterwarf er nie der Mode. Warum machte denn dieser eine Ausnahme von gedachter Pflicht? Sprach für diese Ausnahme von der Pflicht, kein wahrer Grund kein Vernunftgrund, nichts aus dem Wesen des Hutes oder des Kopfes; so zeigte sich damit das Ganze seines Verhaltens in Hinsicht der Mode nur als Sache des Geschmackes, der Liebhaberei, nicht aber der Vernunft, der Grundsätze, der Weisheit, und die angeführte Pflicht war nur ein ihm wohl selbst unbewußter Deckmantel seiner Eitelkeit, die er lieber aufrichtig hätte gestehen sollen. Hierauf paßt: wer das ganze Gesetz erfüllet und sündiget an Einem, — erlaubt sich eine einzige Ausnahme davon (welches doch etwas Wissenschaftliches wäre,) der hat das ganze Gesetz übertreten. Läge denn nicht auch den Andern die Pflicht ob, in ihrer Meinung vom Widerlichen und Auffallenden das Rechte und Wahre zu treffen, nur das wahrhaft Widerliche widerlich zu finden; so daß es also auch hier, wie überall, am Ende doch nur auf das Rechte und Wahre ankäme?

Eine Menge ähnlicher Grillen hatte er, von denen einige bei seiner Naturkenntniß und bei der beständigen Merksamkeit auf seinen Körper unbegreiflich sind. Hieher gehört seine Meinung, daß durch die Kuhblattern dem Menschen die Bestialität eingeimpft werde. — Warum denn nicht noch vielmehr durch Fleisch-, Käse- und But-

tereſſen? — Ferner ſeine Meinung über die Einniſtelung der Wanzen; ſein Vorurtheil gegen den Kaffee, wegen ſeines Oels; gegen das Bier. — War hier Neigung und Geſchmack oder Einſicht in ihm Herr? Sein Leib war zur Verſtopfung geneigt, und doch trank er nur Thee, Wein und Waſſer. Vielleicht zur Ausgleichung dieſer verhärtenden Lebensweiſe war bei ihm die Neigung zu Butter und Käſe ſo ſtark, der er ſich auch überließ, da er gerade kein Vorurtheil dagegen hatte, ohngeachtet Butter auch eine Art Oel iſt. Er ſetzte auf die verſchiedenen Gerichte ſeiner einzigen täglichen Mahlzeit jedesmal noch zwei, drei und zuletzt vier Pillen, die aus venetianiſcher Seife, Ochſengalle, Rhabarber und der Ruffiniſchen Pillenmaſſe beſtanden, und mit den drei, viererlei Speiſen wohl ein treffliches Durcheinander machen mußten. Beim mäßigen Genuſſe des Kaffees und Bieres würde er auch ohne Pillen nicht an Verſtopfung gelitten haben. Gewiß aber iſt es beſſer, durch Lebensmittel als durch Arzneimittel ſeinen Leib im gehörigen Stande zu erhalten. Beſſer wäre es ihm wohl auch geweſen, drei Mal des Tags zu eſſen, als ſich durch eine einzige Mahlzeit einer Ueberladung um ſo eher auszuſetzen, als er ſich durch das viele, ihn ſehr anziehende Sprechen bei Tiſche im Eſſen eben ſo leicht vergeſſen konnte, als im Trinken. — Wie höchſt wunderlich war ſein Vorurtheil gegen die Strumpfbänder oder gegen das gehörige Feſtſchnallen der Beinkleider, welches ihn zu dem Schnur- und Rollenwerk in ſeinen Hoſen, eine Erfindung von ihm ſelbſt, um glatt anliegende Strümpfe zu haben, verleitet hatte! Dieſes Werk brachte ihm der Herr Diakonus Waſianski wieder

in Ordnung, wenn es aus dem Geleise gekommen war. — Wußte denn Kant nicht, daß nur ein Theil der Adern sich unmittelbar unter der Haut befindet? daß die zum Halten der Strümpfe nöthige Festigkeit des Schnallens und Bindens, zumal wenn Bänder und Laschen breit und aus Wolle, Baumwolle, Leinen bestehend, nachgiebig genug sind gegen die Adern und den Drang des Bluts, dem Lauf desselben gar keinen Eintrag thun? daß die Adern gar bald um so viel tiefer einzuwachsen pflegen, als sie auswärts Widerstand finden? Was würde aus Last- und Tornisterträgern, aus Schubkärrnern ꝛc. werden, deren Druck auf Schultern und Rücken an Ort und Stärke dem der Strumpfbänder weit vorgeht?

Daß in Kant so gar wenig und wohl gar nichts vom Glauben an das Ueberirdische sich fand; daß er der Geschlechtsliebe ermangelte; (was Borowski anführt, ist kein Zeichen davon,) diese Mängel am Gegebenen im Menschen, an dem, was Keiner machen kann, dessen Mangel ihm also auch keineswegs als Schuld anzurechnen, sind etwas, worüber Kant als eine Art von Stiefkind der Natur zu bedauern ist. Wie ganz anders aber würde sein Gemüth sich in der Seelengemeinschaft mit einer Gattin, in dem mit seinen Kindern sich auch in ihm wiedererneuerten Kindessinn gebildet haben? Wie ganz anders würde dann wohl seine Ansicht von Andern, vom ganzen Menschenleben, vom „radicalen" Bösen ꝛc. gewesen seyn? — Was er mit dem Glauben gewesen seyn würde, zu geschweigen. Was er aber wirklich war, läßt seine große Verschlossenheit uns nicht ganz erblicken.

Wahre Gemüthswärme für etwas, die das Maaß der gewöhnlichen in dem gewöhnlichen Menschen überstieg, und also ihn auszeichnend genannt werden könnte, trifft man in Kant nicht an. Er hätte wohl selber auch nicht von sich sagen mögen: Est Deus in nobis, noch würde er sich ενθουσιασμος, auch nur in dem heutigen gemeinen, dem eigentlichen kaum ähnlichen Sinn, in dem dieses Wort so oft verschwendet wird, haben zuschreiben wollen.

Die Hauptwendung hat Kants Leben vielleicht durch die erste Aufnahme, nämlich durch das fast gänzliche Uebersehen, seiner Theorie des Himmels bekommen. Von jener Zeit an dachte er vielleicht mit Koheleth: (Kap. 8, V. 14, 15.) „Es sind Gerechte, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gottlosen; und sind Gottlose, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gerechten. Darum lobete ich die Freude, daß der Mensch nichts Bessers hat unter der Sonne, denn Essen und Trinken und Fröhlichseyn." — Freilich aber muß Einem, den das Benehmen der Welt so sehr umstimmen kann, das, was die Welt zu geben vermag, schon ohnedies die Hauptsache seyn. Es ist auch hiermit seine Gleichgültigkeit gegen seine spätere Anerkennung, die Ausschlagung eines zweimaligen Rufes nach Halle, eines nach Jena, eines nach Erlangen, gar wohl vereinbar, und läßt sich noch darneben aus Vorliebe für die alten gewohnten Geleise und aus der Mißlichkeit, wie er es an einem andern Orte finden würde, erklären.

Wenn auch die Scherbe noch nach dem Geiste riecht,

dessen Gefäß sie einst war, auf welchen Lebensgeist deutet da, was sich in Kants Alterschwäche noch regte, zurück? — Seine Käse-Lüsternheit, die einmal in einen besonders heftigen Ausbruch gerieth? — Die Rückkehr eines Schulknabenspäßleins, das er sich lange nicht wieder aus dem Kopfe bringen konnte, welches sich vielleicht nach dem Urit mature ꝛc. dem Knaben so tief eingeprägt hatte, daß es dem Greise auf der Grube noch in den Ohren tönte, obschon er vielleicht während seines ganzen Mannslebens, während dem Grünen und Blühen seiner gerühmten „Witz-Kaustik" nicht daran gedacht hatte; nämlich des von Wasiamski berichteten Sprüchleins: Vacca eine Zange, forceps eine Kuh, rusticus ein Knebelbart, ein nebulo bist Du. Dieses Sprüchlein enthält in Schulknaben- und aberwitziger Greisesform ein Bild, einen Grundriß der Witzkaustik und des schalkischen Gesellschafts- und Weltfreundschaftsspiels. Dreien verkehrtsinnig gebrauchten Worten ist das nebulo beigemischt, welches durch diese Beimischung bemäntelt und gedeutelt werden, dennach aber auch als Stich gemeint seyn kann.

Von der Fähigkeit seiner Zeitgenossen, ihn zu verstehen, folgendes als Probe. — „Wenn Kant in seiner Anthropologie sagt: Der Verstand fragt: was will ich als wahr behaupten? Die Urtheilskraft: worauf kommt es an? Die Vernunft: was kommt heraus? so sey Kant (sagt Jachmann in seinem 3ten Briefe S. 24.) die Fähigkeit der Beantwortung der ersten und dritten dieser Fragen [also Verstand und Vernunft] in einem höhern Grade, als irgend einem Weisen in der Welt [!] zuzu-

sprechen; in einem geringeren Maaße aber die Fähigkeit zu Beantwortung der zweiten; wenigstens habe ihm die erstaunenswürdige Schnelligkeit gefehlt, mit welcher sein Verstandes- und Vernunftvermögen gewirkt habe." — Fragt man denn bei der Frage: was will ich als wahr behaupten? etwa nicht auch: worauf kommt's an? Ist das Als-wahr-behaupten nicht auch ein Urtheilen, wie alles Behaupten? Nicht eben so auch die Entscheidung über das, was herauskomme? — Oder ist das Worauf-kommts-an nicht auch eine Frage nach Wahrheit? Sind nicht eben so auch in der dritten Frage die übrigen beiden mit vereinigt? — Unsere Seelenkunde liegt noch sehr im Argen; ist zu eintheilungssüchtig. Böte die deutsche Sprache noch drei andere Worte für diese eine Seelenkraft dar, von der in diesen drei Fragen die Rede, fürwahr man würde flugs auch noch drei andere Seelenkräfte gefunden zu haben vermeinen. So wie man durch, als „tief und fein" gerühmte, Deutelei und Scheidelei den oft sinnverwandten Namen von Dingen der Innwelt, die eben wegen der Unklarheit der Begriffe von ihnen ihre Vielnamigkeit erhielten, eine Verschiedenheit in der Sache auszumitteln und unterzulegen sucht, wovon Kant auch in seiner Tugendlehre und fast in allen seinen Schriften Beispiele genug liefert. Aber wie armselig, wenn das Denken nicht die Worte, sondern die Worte das Denken in ihrer Gewalt haben! Wie wenn einmal ein „tiefer Denker" das Roß, das Pferd und den Gaul als verschiedene Thiergattungen ausfindig gemacht, in die Verzeichnisse der Naturgeschichte einreihen wollte! Sind aber manche Tugend- oder Lasterverzeichnisse bei Kant besser? —

Der Verfall wahrer Wissenschaftlichkeit zur Zeit der Erscheinung der größern Werke Kants, da er vor seiner Kritik der reinen Vernunft nur kleine Schriften herausgegeben, ließ wohl diese Erscheinung mehr als billig erheben. Der einmal eingerissene Ton des Lobpreisens aber riß wohl Viele bloß mit fort. Das Bestechende in Kants Umgangsweise kam dazu; daneben noch so manches Sonderbare in seiner Lebensart, dergleichen man ja auch an griechischen und andern Philosophen gewohnt war, — — und das Jahrhundert hatte seinen „Königsberger Weisen."

Die Thatsachen, auf die sich diese Darstellung Kants gründet, sind, außer seinen Schriften, einzig aus den Berichten Borowski's, Jachmanns und Wasiamski's genommen. Diese sind Augen- und Ohrenzeugen, Orts- und Zeitgenossen Kants. Borowski war nicht viel jünger als Kant, kannte ihn von seinem Magisterwerden an, war sein Zuhörer und vieljähriger Gesellschafter. Auch hatte er schon bei Lebzeiten Kants dessen Lebensbeschreibung bis zum Jahr 1792, zu einem Vortrag in einer Gelehrten-Gesellschaft zu Königsberg aufgesetzt; sie Kant selbst zur Durchsicht mitgetheilt; von demselben sie mit einigen Abänderungen und mit dem Wunsche zurückerhalten, sie vor seinem Tode nicht bekannt zu machen. Diese demnach bis zu gedachtem Jahr als Kants eigenes Werk gültige, und von da noch bis zu dessen Tod fortgesetzte Lebensbeschreibung ist Borowski's Bericht. An der Richtigkeit der von ihm gegebenen Thatsachen ist also wohl

nicht zu zweifeln. Uebrigens beweiset sich auch Borowski unter denen, die über Kants Leben geschrieben, als den unbefangensten, unverblendetsten, unbestochensten Beurtheiler. Etwas weniger zeigt sich Wasiamski als Solcher, jedoch ebenfalls auch aufrichtig und wahrheitliebend. Er berichtet mit großer Sorgfalt und Umständlichkeit, aber nur über Kants letzte Lebensjahre während seiner Alterschwäche. Jachmann ist ein gutmüthiger Bewunderer und hatte weniger und minder gute Gelegenheit zu beobachten, als die beiden Andern.

Gleich nach Kants Tode und noch vor den Berichten dieser Drei erschien zu Leipzig bei Weigel in 3 Bänden eine sehr ins Weite gezogene und zum dritten Theil, ja fast zur Hälfte mit Auszügen aus Kants Schriften angefüllte Lebensbeschreibung desselben, die sich als eine siebenjährige, nicht ohne Prüfung veranstaltete Sammlung aus allem bis dahin von und über Kant Geschriebenen, aus mündlichen Nachrichten von Reisenden und aus brieflich eingeholter Kunde, ankündigt. Dennoch aber ist dieses Werk neben jenen Königsbergern mehr als überflüssig. Beruf und Fähigkeit zur Beurtheilung eines Wissenschafts- oder Weisheitlebens, ja auch nur die Beabsichtigung einer solchen oder den Gedanken daran, noch auch, daß er wohl wisse, welche Verschiedenheiten hierbei in Frage kommen, beurkundet der Verfasser dieser Lebensbeschreibung keineswegs. Belege zu Kants Gesinnung aber liefert auch dieses Werk in den aufgenommenen Stücken aus seinen Schriften nicht wenige. Ja, S. 37 des I. Bandes erkennt der Verfasser sogar folgende, auf eben

dieser und der folgenden Seite aus Kants Anthropologie eingerückte Stelle als Kants Grundsatz an: „Junger Mann! versage Dir die Befriedigung (der Lustbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe u. dergl.) wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epikurischen, um einen noch immer wachsenden Genuß im Prospecte zu haben. Dieses Kargen mit der Baarschaft Deines Lebensgefühls, macht Dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn Du auch dem Gebrauch derselben am Ende des Lebens größtentheils entsagt haben solltest. Das Bewußtseyn, den Genuß in Deiner Gewalt zu haben, ist, wie alles Idealische, fruchtbarer und weiter umfassend, als alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß es hiermit zugleich verzehrt wird, und so von der Masse des Ganzen abgeht." Dennoch aber fällt es ihm gar nicht ein, das Ganze der Kantischen Lebensansicht, des Kantischen Glaubens (nicht seiner Lehre,) über das Menschenleben etwa im [vermeintlich] epikurischen Begriffthume am zusammenhängendsten zu finden. Dachte er wohl überhaupt nicht daran, daß jedes rechte Menschenleben irgend ein Ganzes im Geiste, eine Geisteinheit seyn müsse? — Wie Wenige mögen aber überhaupt hieran denken? noch wissen, was ihr eigentlicher Grundgeist sey? — den sie doch in Andern mit dem Munde oft schrecklich verdammen. — Ja, Kant selbst mag sich dieses nie klar gedacht, nie sich dessen klar bewußt worden seyn. So wie er auch durch diese Stelle seine Unkenntniß des wesentlichen Unterschiedes zwischen den beiden Lustlehren, der aristippischen und epikurischen, ver-

räth. Aristipp wollte die Lust an sich; die Lust selbst war sein höchstes Gut. Epikur aber wollte nur die Entfernung, die Vermeidung alles Schmerzes, die höchste Schmerzlosigkeit. (Leidenslosigkeit ist sonst Kants Wort.) „Einen immer wachsenden Genuß aber im Prospecte," einen „Aufschub nur des Genusses" und in der „Idealisirung" einer um so „größern Fruchtbarkeit und Umfassung" beabsichtigen; dies ist ja nicht epikurisch, wie Kant meint, sondern aristippisch. — Epikur aber ist bekannter durch das herkömmliche Geschrei, als Aristipp. — Dieses fein hier in dem „fein epikurischen" scheint Kant auch nicht dem Groben entgegengesetzt sich zu denken, sondern dem Plumpen und es etwa gleichdeutig mit schlau zu nehmen. Die Lustbarkeit, die Schwelgerei, der Liebesgenuß soll damit nur aufgeschoben seyn. — Hat er es aber eben nicht so genommen mit seinen Reden, noch dazu mit seinen gedruckten, so hat er eben nicht wie ein Weiser gesprochen, nicht mit voller Bedachtsamkeit und Ueberlegung.

De mortuis et vivis nil nisi vere.

Digitized by Google

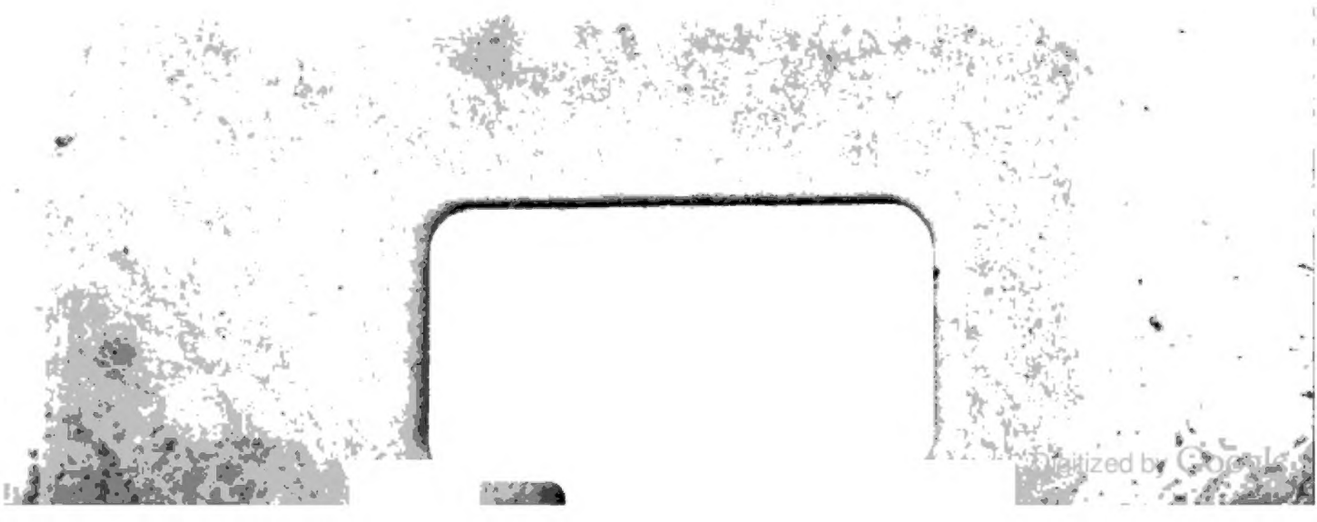
THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Google

3520

9674



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

Digitized by Google